# Abraham Gotthelf Kästner's

gesammelte

## Poetische und Prosaische

# Schönwissenschaftliche Werke.

Vierter Theil.

Berlin 1841.
Bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.

# Vorerinnerung.

Der vierte und letzte Theil der gesammelten Schriften Kästner's hat reicher ausgestattet werden können, als nach dem ursprünglich vorhandenen Material erwartet werden durfte; nur Weniges war noch aus den Vermischten Schriften übrig, deren Inhalt größtentheils schon in den vorhergehenden Bändchen seine Stelle gefunden hatte. Um aber noch manches Interessante und für Kästner Charakteristische aufnehmen zu können, hat man die Bogenzahl dieses Theils gegen die früheren vermehren, sich aber auch erlauben müssen, hin und wieder eine kleine Ungenauigkeit in der Zeitfolge der einzelnen Stücke eintreten zu lassen. Denn da sie unter einander in keinem weiteren Zusammenhange stehen, so schien dieser Uebelstand nicht erheblich genug, um seinetwegen das erst später zum Abdruck Erhaltene auszuschließen. Die Schwierigkeit, überall das Bedeutendste jetzt noch herbeizuschaffen, mußte besonders bei den Briefen fühlbar werden; doch wird man gerade die wichtigsten nicht

vermissen. Bei der Biographie sind sowohl die älteren als die neuesten Hülfsmittel zu Rathe gezogen worden. — Druckfehler werden sich hoffentlich wenige finden; bisher ist nur bemerkt, daß in der Ueberschrift des 157. Epigrammes das Wort Tod ausgelassen ist.

Berlin, im September 1841.

Der Herausgeber.

# Briefe.

vermissen. Bei der Biographie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Druckfehler werden sich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ist nur bemerkt, daß in der [illegible] [illegible] Epigramms das Wort Tod ausgefallen ist.

Berlin, im December 1841.

## 1.[1]) Kritik, das ist verdolmetschet: Kunstgericht über die Amalia des Herrn Fielding, in beliebter Briefsgestalt.

M. H.

Hier haben Sie die Frau wieder, die Sie die liebenswürdigste von der Welt nennen. Ich habe Ihren Roman einmal durchlesen, und bin froh, daß ich damit durch bin. Um Ihnen zu erklären, was ich damit sagen will, so sollen Sie wissen, daß ich die Pamela in jeder der drey Sprachen, in denen sie heraus ist, einmal gelesen habe, und wenn ich sie noch einmal englisch in die Hände bekäme, sie wieder lesen würde.

Wenn ein Roman uns ergötzen, bey der Aufmerksamkeit erhalten, und dahin bringen soll,

> Daß Thränen endlich frey, nicht ohne Wollust quellen,
> (v. Haller.)

so müssen wir für die Hauptperson desselben eingenommen seyn. Für Hrn. Booth kann man es wirklich nicht seyn, den man einer Frau, wie Amalia seyn soll, für unwürdig erkennen müßte, wenn auch keine gewesene Jungfer Matthews in der Dichterwelt wäre. Der beste Charakter, den man von ihm geben konnte, ist, den er ganz zu Ende im Zeitungsblatte bekommt, ein müßiger Mensch, und ich gestehe, daß mich die Armuth eines müßigen Menschen ungemein wenig rührt.

Wider die Heldinn der Geschichte habe ich also gleich den Ein-

1) [Die ersten neun Briefe stehen in den Vermischten Schriften.]

wurf, daß sie einen Gegenstand ihrer Liebe erwählt hat, der uns von ihrer Einsicht keine höheren Begriffe macht. Es ist wahr, zu der Zeit und in dem Alter, da sie gewählt hatte, ist es ihr vielleicht zu verzeihen: aber was Verzeihung braucht, kann deswegen keine Bewunderung und Verehrung fodern. Die Aufführung Amaliens selbst aber in ihrem Ehestande sieht einer Frau sehr ähnlich, der an ihrem Manne sehr viel gelegen ist, und dieses viel gelegen seyn kann manchmal von einer derjenigen Triebfedern herrühren, denen Hr. Booth die menschlichen Tugenden überhaupt zuschreibt [1]), ohne daß es so gewaltig viel Hochachtung verdiente.

Ihr Gehorsam gegen Hrn. Booth, der dieses Gehorsams so unwerth ist, sieht dem Gehorsam der Franzosen gegen ihre Könige sehr ähnlich, und der letztere Gehorsam hat dem Könige von Frankreich einen Titel zu Wege gebracht, der die Franzosen eben keinem edlen Thiere gleich setzt.

Und außer diesem Gehorsam und der Liebe gegen Hrn. Booth sieht man nichts Einnehmendes bey Amalien. Ihre Schönheit empfindet der Leser nicht, und alle Beschreibungen, die Hr. Fielding davon macht, rühren nicht, denn man ist dergleichen schon gewohnt,

> Seit der Dichter Schöpfungskraft
> Namen, wie die Schönen, schafft.
> Kästner.

Außerdem würde ich doch, so wenig ich dem schönen Geschlechte zu schmeicheln pflege, Bedenken tragen, dasselbe durch eine, Amalien besonders gewey̆hte Bewunderung zu schimpfen. Es wäre die empfindlichste Beleidigung, die man ihm anthun könnte, wenn man läugnen wollte, daß Standhaftigkeit im Unglück, Liebe gegen einen Ehegatten, Geduld mit seinen Fehlern, mütterliche Liebe und Sorgfalt u. dgl. bey ihm so selten zu finden wäre, daß man ihm ein solches Muster dazu aus England verschreiben müßte.

Behalten Sie also die liebenswürdigste Frau von der Welt für sich, M. H., und helfen Sie ihr allenfalls das Zimmer aus-

---

1) Natürliche Triebe.

kehren, das sie später mit ihrer Schönheit zieren soll, weil sie zu Beydem nach Hrn. Fielding's Einfall gleich geschickt ist. Mich aber lassen Sie das Fräulein Summers [1]) bewundern: gewiß nicht, weil sie die geistige Tochter eines Franzosen ist, denn ich bin allemal mehr englisch als französisch gesinnt, und würde, wenn man mich in England nationalisiren wollte, gleich zum antigallican Club treten: aber ich denke, ein Mädchen, das einen jungen Menschen, der sie liebt, flieht, um seine Mutter, der sie sehr viele Dankbarkeit schuldig ist, nicht zu beleidigen, ist ein edlerer Charakter, als eine Frau, die einem Manne, an dem sie, um es deutsch zu sagen, einen Narren gefressen hat, nach Gibraltar nachzulaufen, die Erbschaft ihrer Mutter verscherzt. Dort herrscht die Tugend, und hier nur die Leidenschaft. Das muß ich zugestehen, daß die Geschichte von Amalien und Hrn. Booth eher Originale in der wirklichen Welt finden dürfte, als die des Fräulein Summers; aber das ist eben kein Vorzug, sonst müßten die besten Romane zu ihren Helden und Heldinnen Bettelleute haben, weil diese am häufigsten zu finden sind.

Gegen das Ende, wo mehr Verwirrungen sind, und die Erzählung mehr episch als komisch ist (wenn Sie das nicht verstehen, fragen Sie die Frau Bennet), hat es mir noch besser gefallen, als im Anfange. Ich habe auch die wichtige Wahrheit gelernt, daß das gelehrte Frauenzimmer in England ebenfalls Branntwein trinkt, wie in Deutschland.

Wäre ich Amaliens Schöpfer gewesen, so hätte ich sie auf die Maskerade gehen lassen, und wenn ihr auch das Schicksal der Frau Bennet (einen Umstand, der nur englischen Lesern nicht abscheulich seyn kann, ausgenommen) widerfahren wäre, so hätte sie zu Hrn. Booth in der Grundsprache sagen können: Now we are even, und Frau Bennet würde sich erinnert haben, daß sie in ihres Vaters Bibliothek im heiligen Hieronymus gelesen habe: qualis vobis servari vultis uxores vestras, tales servate vos uxoribus vestris. Ich bin ꝛc.

---

1) Die englische Waise.

## 2. Einladungsschrift zu einer monatlichen Zusammenkunft [1]).

Wie der große Alexander, als er noch ein kleiner Junge war, über die Siege des Königs weinte, den er damals noch für seinen Vater hielt, und später für Jupiter's Hahnrey erklärte, so habe ich über die Einladungsschriften meiner würdigen Vorgänger in dem so wichtigen, und bey unserer Gesellschaft mit einem so wirklichen Gegenstande versehenen Erzschatzmeisteramte geseufzt. Nach diesen unnachahmlichen Meisterstücken mit etwas Aehnlichem zu erscheinen, das heißt Iliada post Homerum, oder Romane nach einem Richardson und Fielding schreiben. Damit also meinem Aufsatze das nicht widerfahre, was vielen gelehrten Tagebüchern begegnet, die in unserer Gesellschaft herumgesandt werden, daß man ihn ungelesen weiter gehen läßt, so will ich ihn in der Göttersprache, und zwar in der neuesten, in der reimlosen, schließen, wobey es kein Fehler seyn wird, daß ich die Hauptabsicht unserer Zusammenkunft, oder, wie wir Staatsgelehrten reden, die causam iustificam darin unberührt lasse. Denn daß wir zusammenkommen, die Straffälligen anzumerken, und über Gesetze zu streiten, die von vier Rechtshochgelahrten Männern und einem fast zwanzigjährigen Candidato iuris so weislich abgefaßt sind, daß wir uns noch diese Stunde nicht allemal um interpretationes authenticas vereinigen können, daß ich die Last meines bisherigen Amtes auf die Schultern meines berühmten Nachfolgers legen und zugleich, ob der Gesellschaft gefällig sey, mir das für eine Büchse zu Verwahrung unserer Einkünfte ausgelegte Geld ex fisco bonificiren zu lassen, in reifliche Deliberation zu nehmen ansuchen werde, das Alles, außerdem, daß es meistens schon bekannt ist, ließe sich unmöglich in reimlosen Versen sagen:

— — — — — quae
Desperat tractata nitescere posse, relinquit. *Hor.*

---

1) Von dem Verfasser, als beständigem Senior und der Zeit regierendem Fiskale, aufgesetzt. Die künftigen Schriftsteller von den gelehrten Gesellschaften werden diesen Aufsatz auch mit brauchen können. Die Namen und Lebensläufe der Mitglieder können auf Verlangen mitgetheilt werden.

### Ode an die Gesellschaft.

Beym braunen Oel, aus siedender Gerste gegohren,
Hielt sonsten das freye Germanien Rath,
Entschied der Herzoge Wahl den Vortheil von Bündniß und Waffen,
Vom Trunke redlich und kühn.

Beym schwarzen Trank des ernsthaft schläfrigen Türken
Erwägen wir Freunde das Beste des Staats [1]);
Dampf, der im nackenden West Kaziken prophetisch begeistert,
Zieht Ihr, gelehrter als ich [2]).

Dann theilet Gase [3]), der stereometrisch Gerechte,
Auf zweymal zwo Speisen unter uns ein,
Weil uns ein Abend so kurz, wie glücklichen Buhlern die Nächte [4]),
Bey Witz und Rheinwein verfliegt.

---

## 3. Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung des Buches Kelila und Dimme an Hrn. Friedrich Gotthilf Freytag.

M. H.

Sie haben verlangt, ich sollte Ihnen das Exemplar des Bu-

---

1) Der Staat bedeutet hier unsere Gesellschaft. Diese Erinnerung ist nöthig, damit man uns nicht etwa für politische Köpfe halte.

2) S. des Verf. Ode auf den Taback, letzte Zeile der 6ten Strophe.

3) Ein Mitglied, beständiger Vorschneider.

4) Ich bitte die neumodischen Herren Odenmacher ergebenst um Verzeihung, daß mich der Reim hier hintergangen hat. Ich wollte ihn wegjagen, und die Zeile setzen:

„Weil uns der Abend so kurz, wie Nächte den glücklichern Buhlern."

Er stellte mir aber vor, daß dieser Vers nichts besser wäre, als der, in dem er sich befände, und daß ich durch diese Erfindung von halbgereimten Versen entweder die Partheyen der streitenden Kritik einem gütlichen Vergleiche nähern könnte, oder doch eine ansehnliche Stelle unter den schöpferischen Entelechien (denn Geister oder Seelen wäre zu gemein) erhalten würde, die bey ihrem Eifer wider Diejenigen, welche das Wesen der Dichtkunst im Mechanischen suchen, doch selbst neue Versarten, Wörter und Buchstaben für nothwendige Unterscheidungszeichen ihrer Dichtkunst halten.

ches Kelila und Dimme schicken, das ich in Händen habe. Es ist deswegen nicht geschehen, weil ich selbst eine Beschreibung davon aufsetzen wollte. Hier ist sie. Ich kann sie Niemandes Urtheile besser unterwerfen, als dem Urtheile eines solchen Bücherkenners, der nebst den Nachrichten von den äußerlichen Umständen der Bücher auch auf ihren Inhalt und auf das, was sie uns von dem Zustande der Wissenschaften und des Geschmackes lehren können, aufmerksam ist.

Da ich die Geschichte der Fabelbücher, darunter dieses Werk gehört, nie zu meiner besondern Beschäftigung gemacht habe, so wird man von mir nicht verlangen, daß ich Diejenigen, welche von ihm Nachrichten ertheilt, hier anführen oder abschreiben, oder auch das, was sie schon geschrieben haben, nachzusagen vermeiden soll. Ich verweise nicht Sie, sondern andere Leser dieses gedruckten Briefes auf Hrn. Friedr. Gotth. Freytag's Analecta litteraria, T. III. 28., wo bey Gelegenheit der lateinischen Ausgabe von den verschiedenen Uebersetzungen dieses Buches vollkommene Nachricht ertheilt wird. Nur einigen Begriff davon zu geben, will ich das herschreiben, was Herr Professor Gellert in seiner Disputation de Apologis eorumque Scriptoribus, P. II. pag. 31. not., gesagt hat, und mich bey der Beschreibung lediglich an das Exemplar, das ich vor mir habe, halten.

Ich will dieserwegen Hrn. Gellert's Nachricht, weil sie kurz ist, beyfügen: „Das Buch Kelila va Dimma ist des Pil-„pai Fabeln so ähnlich, daß aller Unterschied nur von den ver-„schiedenen Uebersetzungen herzurühren scheint; denn beyde sollen „ursprünglich indisch aufgesetzt, und ins Persische und Arabische „übersetzt seyn; man hat das Buch Kelila va Dimma auch „hebräisch und griechisch übersetzt, die letztere Uebersetzung soll „Simeon Sethus verfertigt haben; griechisch und lateinisch „hat es Sebast. Gottfr. Starke zu Berlin 1697 herausge-„geben. Auch hat man es deutsch von Eberhard I., Herzoge „zu Württemberg, Ulm 1483. Fol. mit Fig. Der Titel heißt: „Das Buch der Weisheit der alten Weisen von Anbe-„ginn der Welt von Geschlecht zu Geschlecht ꝛc., wovon „man wiederholte Ausgaben in kleinerem Format hat."

Ich muß gleich anfangs beklagen, daß mein Exemplar iniuria temporum sehr viel gelitten hat. Der Titel scheint gleich zu

fehlen; denn das erste Blatt, das vorhanden ist, und die Ueberschrift die vorred führt, hat unten zur Signatur *a ij.* Ich kann aber den Titel aus Hrn. Schelhorn's Amoen. litt., T. III. p. 135., anführen: Das Buch der Weisheit der alten Weisen von Anbeginn der Welt von Geschlecht zu Geschlecht. Herr Schelhorn erwähnt es, aber nur dem Titel nach, als eine Merkwürdigkeit der Kraftischen Bibliothek, und die Seltenheit läßt sich daraus beurtheilen, weil Maittaire es nicht gekannt [1]). Das Format ist Folio, und liegen allemal vier Bogen in einander, daß jedes Buchstabens Signatur bis j j j j fortgeht. Das erste Alphabet ist mit kleinen Buchstaben bezeichnet, und darauf folgen noch neun Blätter, die ersten fünf mit A. j, A. jj u. s. f. bis A. v. bezeichnet. Die letzten Worte auf dem letzten Blatte sind:

Hie endet sich das buch der weißheit der alten weisen von anbeginne der welt von geschlecht zu geschlecht.

---

1) Damit Sie mich doch nicht umsonst daran erinnert haben, diesen Titel im Schelhorn aufzusuchen, so will ich Ihnen zur Vergeltung eine Anmerkung mittheilen, die mir in die Augen fiel, als ich diesen Theil von den Amoenit. litterar. nachschlug, worein ich sie vor langer Zeit geschrieben hatte. Schelhorn giebt in eben dem Theile II. Art. ein Verzeichniß orientalischer Manuscripte in der großherzogl. florentinischen Büchersammlung, als wäre solches vom Magliabechi verfertigt worden. Aber es ist vom Bartholomäus Herbelot 1666 gemacht worden, und befindet sich geschrieben in der öffentlichen Büchersammlung unter folgender Aufschrift: Registro de' libri orientali del Serenis. Granduca, con una succinta esplicatione del contenuto dei medesimi, fatta dal Sig. Bartolomeo d'Herbelot, Francese in Firenze, l'anno 1666. Schelhorn hat dieses Verzeichniß von Magliabechi erhalten, solchen aber irrig für den Verfasser erklärt. Diese ganze Anmerkung hat mir Io. Targionius Tozzettius Flor. Med. D. Rei herb. P. P. et Biblioth. Publ. Magliabechianae Praef. gegeben. Sie steht in seiner Sammlung von Briefen an den Magliabechi, Clarorum viror. ad Magliab. epistolae; im I. Theile der epistolar. claror. Germanorum, bey dem 16. Briefe von Leibnitz, S. 49. Dieses Beyspiel gehört also zu den gelehrten Kindern, denen man falsche Väter gegeben hat, eine Sache, die in der gelehrten Republik so oft geschieht, als in der bürgerlichen, nur mit dem Unterschiede, daß der Gelehrte oft Kinder verläugnet, die ihm die Welt beymißt, und der Bürger oft Kinder für seine erkennt, die ihm die Welt abspricht.

Gedruckt vñ vollendet durch lienhart hollen zu vlm nach cristi geburt. m. cccc. lxxxiij. iar auff den xxviij. tag des mayenß.

Von dem Buche selbst giebt die erste Periode der Vorrede folgende Nachricht:

Es ist von den alten weisen der geschlecht der welt diß buch des ersten in indischer sprach gedicht vñ darnach in die buchstabē der perßen verwandelt, dauō hond es die arabischen in yre sprach bracht, furter ist es zu hebraischen zungen bracht, vnd tzu letzst zu latein gesatzt, vnd yetzt in teutsche zungen geschriben, vnd diß buch ist lieblicher wort vnd kostlicher reden, dadurch die alten hond wöllen ir weißhait außgiessen damit sie ir weißhait durch die wort der vernunfft erzaigtē vnd hond diß buch gesetzt auff gleichnuß zu reden der thier vñ der fogel ꝛc. Im Folgenden werden die Ursachen dieses Verfahrens angeführt, und Regeln, das Buch mit Nutzen zu lesen, gegeben; es soll Niemand zum Ende des Buches eilen, ehe er den anfang vnd proceß recht gemerkt hat, sonst wird es ihm gehen wie Einem, der einen großen Schatz fand, und solchen nicht alle selbst nach Hause tragen wollte; er miethete sich also Knechte dazu, vnd gab denen den schatz allen, den er mit arbeyt außgrub auff yren rucken, die trugen den allen yeglicher heim in sein hauß, und do er den allen außgraben hette, da ging er auch heym in sein hauß seinen schatz furter zu bewaren, vnd fand deß gantz nit vnd erkannt das yeglicher des in sein hauß getragen het, vnd also ward ym nicht von dem gefundē schatz dann allein seyn arbeit des grabens, denn er hat sein werk nit fürsichticlich betracht vñ kundt nit behalten des er funden hat. Der Schatzgräber mit zween Haufen Dinger, die länglich rund und an beyden Enden spitzig sind, und also ungefähr wie Lorbeerblätter oder dergleichen aussehen, ist abgebildet, und ein Knecht mit einem Sack voll steht bey ihm. Die Zeichnungen sind, wie man sie von den damaligen Zeiten erwarten kann, und dergleichen finden sich fast auf allen Blättern bey jeder Fabel in der Größe einer Folioseite. Die Trachten und andere Umstände sind

europäisch, daß man nicht etwa vermuthe, es seyen Copien aus der Grundschrift. Sie sind auch in diesem Exemplare durchgängig illuminirt. Die Illuminirung ist viel feiner, als die Zeichnung, und die Farben sind noch alle ganz lebhaft. Aufs Buntscheckige hat der Ausmahler sehr gesehen.

Ein Gelehrter, den man bey uns mit Recht den größten Kenner des Alterthums und der schönen Künste nennen kann [1]), hat mich versichert, um die ersten Zeiten der Buchdruckerey sey die Kunst in Holz zu schneiden noch etwas sehr Seltenes gewesen. Ihn veranlaßte dazu meine Verwunderung, warum Erhard Ratdold in seiner Ausgabe des Euklides, Venedig 1482, die ich in einem Briefe an den Cardinal Quirini beschrieben habe, so viel Rühmens davon macht, daß er mathematische Bücher mit Figuren drucken könne. Nun ist dieses Buch voller Holzschnitte. Also muß die Kunst damals in Deutschland stark seyn getrieben worden, und ist doch dem Scheine nach in Venedig noch neu gewesen. Hat sie etwa Ratdold, ein Augsburger, aus Deutschland gebracht? Denn daß es künstlicher gewesen seyn sollte, geometrische Figuren, als Bilder, in Holz zu schneiden, wird man wohl nicht glauben.

Herr Prof. Gottsched hat die Güte gehabt, das Exemplar von der lateinischen Ausgabe mir zum Ansehn zu verstatten, das er auch Ihnen zu Verfertigung Ihrer Nachricht gesandt hatte. Die Holzschnitte sind im lateinischen viel kleiner und selbst der Zeichnung nach schlechter, als im deutschen, sonst aber dem Inhalte und der Zahl nach ziemlich einerley, und zwar nicht Copien, aber doch Nachahmungen von einander. Da man nicht weiß, wann das lateinische gedruckt ist, so kann man nicht sagen, welches von beyden neuer ist. Ist es das deutsche, wie ich beynahe, unter andern Ursachen auch der bessern Holzschnitte wegen, glaube, so hat das lateinische ein ehrwürdiges Alter in der Druckerkunst für sich. Uebrigens erinnere ich noch im Vorbeygehen, daß zwar das deutsche angeführtermaßen aus dem lateinischen übersetzt ist, aber nicht von Wort zu Wort. Vielmehr hat der deutsche Uebersetzer hier und da die Fabeln zierlicher, mit einigen kleinen Umständen ausgeputzt, zu erzählen gesucht. Es

---

1) Der sel. Prof. Christ.

könnte auch seyn, daß in den Fabeln hier und da Aenderungen vorgenommen wären. Wenigstens sind von dem deutschen Uebersetzer gleich in der Vorrede ein Paar Fabeln weggelassen worden.

Nach dem Ende der Vorrede steht: Hye endet sich dye vorred, vnd vahet an der anfang des buches, vnd ist genant das buch der beyspil der alten weisen von anbegynne der welt von geschlecht zu geschlecht. Es folgt aber noch eine Vorrede, darin die Geschichte der Erfindung dieses Buches erzählt wird. Der König zu Edom, anastres taßri, hat Nachricht erhalten, auf hohen Bergen in Indien wüchsen Kräuter, die Todte lebendig machen könnten, und dieserwegen seinen Arzt, Berosias, dahin geschickt; als sich aber die Kräuter nicht finden wollen, ist Berosias von den dasigen Gelehrten unterrichtet worden, die hohen Berge bedeuteten die weisen Meister, die bäume und krüter die Kunst und hohe Verstendniß, die Todten seyen die Thoren; darauf hat sich der König auf die Weisheit gelegt, vnd satzt ym des für alle andere Kurzweil vñ reichthumb darinn die Künig pflegen zu leben. Glauben Sie nicht, M. H., daß dieses die unwahrscheinlichste Fabel im ganzen Buche seyn mag?

Hierauf folgt ein Verzeichniß der Capitel. Aus dem zweyten kann man die Ursache von dem Namen lernen, der diesem Buche insgemein gegeben wird. Ein Ochse, Namens Seneßba, ist durch Umstände, die hier zu erzählen zu weitläuftig seyn würde, in einen Wald gerathen, und hat da mit seinem Geschrey einen Löwen erschreckt, daß solcher ganz tiefsinnig darüber geworden. Ein Paar Thiere, von seinem Hofgesinde, Brüder und Gesellen, Kelila und Dymna, wagen es endlich, ihn um die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen, trösten ihn, daß das starke Geschrey eben nicht andere außerordentliche Kräfte anzeige, und Dymna bringt den Seneßba selbst zum König, welches ihn bald gereut, weil der König selbigen über ihn und ainen vitztumb seines landes setzt. Die beyden Brüder berathschlagen sich also, den Seneßba beym Könige verhaßt zu machen, und dieses gelingt ihnen so wohl, daß der Löwe ihn umbringt. Die Berathschlagungen, die Rechtfertigungen des Seneßba, die Vorwürfe, die Kelila nach geschehener That seinem Bruder macht, veranlassen ein Gewebe von Fabeln, das dadurch, wenn Sie, M. H., mir

das crimen laesae antiquitatis verzeihen wollen, ungefähr eben so zusammenhängt, wie die Mährchen in des Ovidius Verwandlungen. Eben dies ist von dem dritten Capitel zu sagen, in welchem Dymne wegen seiner Verläumdung beym Löwen in Ungnade fällt und hingerichtet wird.

Die Geschichte von diesen beyden Thieren endigt sich mit dem dritten Capitel, und also kann man nicht füglich das ganze Buch von ihm benennen. Die folgenden enthalten andere Fabeln, die sich, eben wie das vorige, der indianische König Disles von seinem Weisen, Sendebar, erzählen läßt, wo meistens auch die Fabeln eines jeden Capitels in einen Zusammenhang gebracht sind.

Herr Gellert erwähnt am oben angeführten Orte der Parabeln eines Indianers, Sandaber, die nur noch hebräisch vorhanden seyn sollten, und die er nicht gesehen hat. Unstreitig sind es diese Fabeln Sendebar's. Ich mache diese Erinnerung mit dem litterarischen Vergnügen, mit welchem ein Freytag etwas bey einem Clement verbessert.

Ich sehe nicht, daß es lehrreich seyn würde, die Ueberschriften der siebzehn Capitel, wie ich sonst leicht thun könnte, abzuschreiben, weil sie den Inhalt und die Sittenlehre nur kürzlich anzeigen. Z. E. Das ander capitel sagt von dem lewen vnd dem ochsen, und sagt võ betrüglicher furführung. Es ist vielleicht angenehmer, wenn ich von dem Vortrage selbst einige Proben gebe, wobey ich aber mir und dem Setzer nicht so viel Mühe mehr mit der alten Rechtschreibung machen will.

Im zehnten Capitel wird die Geschichte eines Königs erzählt, der im Zorn seine Gemahlinn Helebat einem seiner Räthe, Billero, zu tödten befohlen hatte. Billero ließ die Königinn leben. Ich weiß, M. H., diese Nachricht wird Ihnen aus zwo Ursachen von ganzem Herzen erfreulich seyn; einmal aus allgemeiner Menschenliebe, und dann aus besonderem Mitleiden gegen ein Geschlecht, das man nach dem kleinsten Theile das schöne nennt, ungefähr wie man unsers könnte das weise oder das beherzte nennen. Nach einiger Zeit gereute den König sein Befehl, den er für vollstreckt hielt, und er ward sehr betrübt darüber; Billero tröstet ihn damit, daß er wohl hundert andere Weiber hätte. Er vergleicht ihn mit einem Affen, der mit

einer Hand voll Linsen auf einen Baum geklettert war, eine entfallene wieder holen wollte, und darüber alle verschüttete. In dem Gespräche, welches der König mit Billero darauf führt, kommt eine Art von Erzählung der Dinge, die gewisse Eigenschaften mit einander gemein haben, vor, davon man viel besser ausgedachte Proben in den Sprüchwörtern Salomonis findet, und die mir hier nur deswegen merkwürdig geschienen hat, weil sie zeigt, daß solches eine orientalische Uebung des Witzes gewesen ist. Der König sprach: sehe ich Helebat, so wär in dieser Welt nicht, darum ich trauren wöllt, antwurt Billero es seind zwey Ding, die um nicht traurn sollen, wer alle Tag barmherzigkeit erzeiget hat, und der gesund, sprach der König, ist nicht möglich daß ich Helebat mehr gesehen mög, antwurt Billero zwen seind die nit seind gesehent, ein Blinder und ein Tauber, denn als der Blind mit den Augen nicht siehet, also mag der Taube das Gut vor den Bösen nicht kiesen, denn es ist geschrieben, der Thor wandelt in der Finsterniß, sprach der König, sehe ich Helebat so wäre meine Freude groß, da antwortet Billero und sprach zwey Dinge sind die sehn, der Augen hat, und der vernünftig ist, u. s. f. Dieses Gespräch währt sechs Folioseiten, und es sieht dem Könige, der zuvor so jähzornig war, gar nicht ähnlich, diesen abgeschmackten Einfällen so lange zuzuhören.

Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß mir die Erfindung oder Einkleidung dieser Fabeln einen hohen Begriff von der Indianer Witz und Artigkeit im Erzählen beygebracht hätte. Das Buch könnte für einen Naturforscher, der eben nicht die Absicht hätte, seine Sitten daraus zu bessern, lehrreich seyn, wenn sich die Fabeln etwa auf die Eigenschaften morgenländischer Thiere gründeten. Aber der Elephant und das Cameel kommen sehr selten vor, und zeigen sich mit keinen ihnen eigenen Kennzeichen; die übrigen Thiere sind uns hinlänglich bekannt, und selbst von dem Löwen lernt man nichts daraus, ob er gleich sehr häufig genannt wird. Die Fabeln sind nämlich durchgehends allzu menschlich, nur die Namen der Thiere werden gebraucht, und ihr Charakter wird im geringsten nicht in Betrachtung gezogen. Sie haben Häuser, sie sammeln Schätze, werden vor Gericht von ihres gleichen verhört, verurtheilt, mit Ketten gebunden, in Kerker ge-

schlossen, hingerichtet, kurz, sie nehmen lauter menschliche Handlungen vor; seitdem sich Seneßba zum Staatsminister gebrüllt hat, liest man nichts Ochsenmäßiges mehr von ihm. In den Mährchen, die sie einander erzählen, kommen häufige vor, die von Menschen handeln, und gar nicht mit der Behutsamkeit des Froschmäuslers angebracht sind, wo die Thiere den Menschen nur unter dem Namen des Mannthiers und nach Eigenschaften, die Thiere, wenn sie Vernunft besäßen, bemerken würden, kennen. Diese Wahrscheinlichkeit sowohl, als alle übrigen Wahrscheinlichkeiten, gehörte nicht zu den Regeln dieser Fabeldichter; beurtheilen Sie solches selbst aus folgender Erzählung, die ein Adler im fünften Capitel macht: Man sagt, es sey fast ein reicher Kauffmann gewesen, vn̄ fast alt, vn̄ d' het ein schöns iunges weyb, vn̄ ward doch vō ir nit lieb gehaltē, vn̄ sie wolt ym auch bedt nit gehorsam sein, vn̄ wie fast er sie zu im zoch, so zoch sie wider vō ym, auff ein nacht als sie aber bey einand' lagen do kam zu yn ein dieb, vn̄ die frauw erwacht vō dem gang des diebs, vn̄ wart sich fürchten, vn̄ vō forcht schmuckte sye sich hart an den mā biß er auch erwachte, do sprach er wannē kumpt mir diser nüwer Gruß dz du dich mir neher tust dan̄ vor ye, vn̄ hort damit dē dieb, vn̄ mercket dz sie vō forcht des diebs zu yme geruckt was, vn̄ sprach zu dē dieb ich acht mirs für ein groß genad die du mir auff diese nacht geton hast, darumb ich dir meī lebē lang guts schuldig bin, das du vrsach bist das mich mein gemahel vmbfangen hat, nym yetz was dir gefellet vnd sey dir auß meinem hauß erlaubt zu tragen was du bedarffen bist.

Wenn Sie sich etwa nicht vorstellen können, wie die Schöne ihren Mann liebkoset, so will ich Ihnen das Buch schicken, wo sie dabey nach dem Leben abgebildet ist. Ich zwar ließe mich ihretwegen nicht bestehlen, und wer weiß, wie der Mann den folgenden Tag seine Freygebigkeit wird bereut haben,

Als der Kaufmannsgeist in seiner Brust erwachte.
Gellert.

Die Sittenlehre ist: es hat maniger hilf funden vō

seinē feinden vnd wart damit sein fründt. Als des alten mannes weyb, die yn lieb gewan do sie ym feindt was.

Ich muß Ihnen doch noch die letzte Fabel aus dem ganzen Buche erzählen. Sie ist eben keine von denen, die mir am schlechtesten gefallen haben. Eine Taube hatte ihr Nest auf einem hohen Palmbaume; wenn sie ihre Jungen mit großer Mühe erzogen hatte, so kam allzeit ein Fuchs unten an den Baum und drohte ihr so lange, bis sie ihm dieselben gab. Ein Sperling rieth ihr, den Fuchs zu verlachen, und ihm zu sagen, wenn er auch den Baum hinaufsteigen könnte, so wollte sie ihre Jungen auf einen andern tragen. Mit dieser Antwort mußte sich der Fuchs abweisen lassen, und erkundigte sich nur nach dem Rathgeber. Er ging zu demselben, und do er den bey dem wasser fandt, da grüßte er yn tugendlich vnd sprach, lieber nachbaur, wie magst du dich vor dem wind vnd regen enthalten. Machen Sie mir im Vorbeygehen die Anmerkung, daß des Fontenelle Compère und das Alles, was einige deutsche Fabeldichter von des Fontenelle Witze haben, ihr Gevatter, sein Original in diesem lieben Nachbaur haben. Und das ist eine deutsche Artigkeit; denn im Lateinischen steht es nicht, und wird die Fabel da ganz kurz und ohne solchen Ausputz erzählt. Nun in der Fabel fortzufahren, der Sperling berichtet den Fuchs, wenn der Wind von der rechten Seite komme, kehre er sein Haupt auf die linke, komme der Wind von der linken Seite, kehre er auf die rechte. Aber, fragt der Fuchs: Dick kumpt eyn Wetter, das zu allen seiten wind bringet, alsdann, sagt der Sperling, steckte er Haupt und Hals unter die Flügel. Der Fuchs stellt sich, als zweifelte er, daß Solches seyn könnte, und bringt den Sperling mit Schmeicheleyen dahin, daß er es ihm zeigt; indem er dieses thut, erzwackt yne der fuchs in sein Klawen vnd sprach, du bist, der ym selbs feindt ist, du kundest der tauben guten rat geben, ir iungen vor mir zu behalten, vnd kündest dir selbs nit raten, vnd fraß yn, vnd damit hat diß buch ein end. Nun folgen die schon angeführten Worte: Hie endet sich ꝛc.

Von der Rechtschreibung und andern äußerlichen Umständen des Druckes können Sie sich zum Theil aus den angeführten Stel-

len Begriffe machen. Die großen Buchstaben sind nur zu Anfang der Perioden und bey eigenen Namen gebraucht, die selbstständigen Nennwörter haben keine. Die einzigen Unterscheidungszeichen sind Kommata und Punkte, und beyde nicht gar zu häufig. Das ü ist durch ein u mit zwey Strichlein angedeutet, ob der Drucker wohl Hrn. Popowitsch Grammatik nicht gekannt haben mag. Anfangsbuchstaben sind mit rother Dinte hineingeschrieben, bey neuen Capiteln aber sonst und hie und da in Holz geschnitten, mit Laubwerk geziert und bunt gemahlt. Durch den nächsten Buchstaben nach einem Anfangsbuchstaben, welcher nächste allemal ein großer ist, auch durch die großen Anfangsbuchstaben der eigenen Namen und Perioden ist zur Zierrath ein rother Strich gemacht. Die Schrift ist sauber und das Papier stark und weiß, daß das Buch seinem Drucker Ehre macht.

Ich will noch einige Wörter anführen, die mir vielleicht anmerkenswerther geschienen haben, als sie Kennern der deutschen Alterthümer scheinen möchten.

Wollen Sie wissen, was ein Düppel ist? Eine Frau, von der gesagt wird, daß sie dieses gewesen sey, het ain haußdierne bei ir die mit iren leib gelt verdienen solt (im 2. Cap.). Ob das die Erklärung ist, kann ich nicht gewiß sagen, denn es ist, so viel ich habe bemerken können, eines von den ἅπαξ λεγομενοις. In der lateinischen Ausgabe steht hier mulier meretrix. Daraus aber läßt sich des deutschen Wortes Bedeutung nicht so zuverlässig bestimmen, als in einer so wichtigen Sache erfodert werden möchte. Denn ich finde in eben dem Capitel hirsche durch hircos silvestres gegeben, und feneßba, den der Löwe zum fitztumb gemacht hatte, ist im Lateinischen Secretarius gewesen. Scharsach heißt ein Scheermesser. Die letzte Sylbe gehört dem eben das bedeutenden Worte zu, davon die alten Sachsen sollen seyn benannt worden. Aren heißen Adler. Glauben Sie wohl, daß mich dieses zu einer Ausschweifung in die Gelehrtengeschichte verleiten wird? Die Benedictiner, denen wir die histoire littéraire de la France zu danken haben, berichten uns, Alcuin, der zu Carl's des Großen Zeiten berühmt war, habe einen Bruder gehabt, den sie Arnon, mit dem Zunamen Aquila nennen. Ist dieses nicht so viel, als: Schwarzerd mit dem Zunamen Melanchthon? Der Rabe heißt

in meinem Fabelbuche allemal rapp. Dieser Name ist jetzt den Pferden allein geblieben, die man also seit langer Zeit vom Raben und vom Fuchse mag genannt haben.

Das waren ein Paar Nutzanwendungen meines Fabelbuches auf die Gelehrtengeschichte und Pferdekenntniß. Ich will noch einige philologische Anmerkungen beybringen: Ein Königl. Prinz heißt ein junger Künig, wie diese Benennung der Herr Prof. Gottsched bey Gelegenheit des Königs Tyrol aus Schottland in Goldast's Sammlung alter Dichter erinnert hat (in seinen gesammelten Reden S. 55.). Die Wörter lugen und lützel bedeuten sehen und klein, wie im Englischen look und little. Die Katze wird nie anders als maußhundt genannt, im Lateinischen murilegus. Nach dieser Sprachähnlichkeit könnten die beyden Kunstrichterpartheyen unserer Zeiten die eine Reimhunde, die andere Hexameterhunde heißen. Der Löwe wird am Ende des dreyzehnten Capitels lebe geschrieben, welches, nebst der Aussprache des b, auch zeigt, daß dieses Wort damals nicht so ausgesprochen worden, daß es sich auf Treue reimte. Zum dickern mal heißt ofte, wie noch im Holländischen dikmaals. Hierbey fällt mir ein gewisser Schriftsteller ein, der durch Bestreitung der Reime, der Philosophie und der Religion hat berühmt werden wollen; Sie werden seinen Namen in meinen Sinngedichten bey Klopstock's Namen finden: Er heißt in dem sogenannten neologischen Wörterbuche der breite, weil er breit erzählen geschrieben hat. Hätte der Verfasser des Wörterbuchs etwas von der holländischen Sprache gewußt, so würde er den aus Bremen vertriebenen deswegen mit Recht getadelt haben, weil er Holländisch im Deutschen schreibt; sonst, außerdem daß das Wort breit bey uns in diesem Verstande nicht gebraucht wird, ist ein breiter Erzähler nicht lächerlicher, als man einen fließenden Dichter machen kann, wenn man fragen will, was an ihm fließt?

Diesem Aufsatze nun die völlige Gestalt eines Briefes zu geben, brauche ich nur noch hinzuzusetzen: Ich bin ꝛc.

## 4. An eben Denselben.

Gewiß, Sie thun mir in Ihrem Urtheile über die Tiefsinnigkeit, welche die arme Sünderinn mir verursacht hat, sehr unrecht. Ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Gestalt hatten keinen Einfluß darein, der Ihre Spötterey rechtfertigen könnte. Zur Strafe sollen Sie meine Betrachtungen lesen. Sie bekommen meinen Brief ohnedem des Sonntags. — —

Ein Mensch erhält am Sonntag die Versicherung, daß er nur noch bis auf den Freytag zu leben habe. Diese Wissenschaft wird mit Recht für eines von den Dingen gehalten, die den Tod, den die Gerechtigkeit anbefiehlt, am schrecklichsten machen. Indessen sind wir ja Alle zum Tode verurtheilt; doch die Zeit des Todes ist für uns ungewiß. Gut, ich kann die Zahl der Tage — der Jahre, spricht die Liebe zum Leben, die ich noch vor mir habe, nicht zählen, wie der arme Sünder die seinigen; ja, aber so gewiß er seine Tage zählt, so gewiß kann ich meine Jahre auf eine geringe Zahl einschränken, die ich nicht überschreiten werde. Ich will von diesen geringen Zahlen eine große nennen, funfzig; nicht noch einmal so viel, als ich schon verlebt habe. Vielleicht können noch zehn dazu kommen, ein vielleicht, wie dasjenige, was dem armen Sünder Lebensfristung auf dem Rabenstein verspräche. In funfzig Jahren, oder in drey Tagen zu sterben; warum ist eins schrecklicher als das andere? — O! in funfzig Jahren, das hat noch lange Zeit. Dieser Gedanke, der ohne Zweifel den meisten Menschen das Schrecken eines Todes, den sie für entfernt halten, verkleinert, verdient vielleicht geprüft zu werden. Etwas für kleiner halten, nur weil es weit ist, das gehört für Kinder, oder für Leute, die aus der Optik nicht gelernt haben, daß entlegene große Sachen klein aussehen.

Worauf kommt also die Weite des Todes von mir an? Ich kann noch viel thun, bis ich sterbe, der arme Sünder wenig. Gut; aber was wird das seyn, das ich die Zeit über thun werde? Wird sie nicht vielleicht unter Sorgen der Nahrung, unter Eitelkeiten, wenn ich es auf's gelindeste nennen will, verfliegen, und werde ich nicht vielleicht in den funfzig Jahren kaum so viel gethan haben, zu dem, was nach ihrem Verlaufe gewiß erfolgen muß, fertig zu seyn, als der arme Sünder in seinen drey Tagen

thun kann, zum Schlusse derselben fertig zu seyn, wenn seine Bekehrung nicht gänzlich von der Art ist, wie man sie manchmal mit solchen Personen vorzunehmen pflegt, die Wunder der ersten Kirche voraus zu setzen scheint, und daraus leicht die Folge fließen kann:

— — — Daß, wer zum Tode geht,
Geweyhte Worte spricht, von den er nichts versteht.
Haller.

In der That, der Zustand, in dem die meisten Menschen zu leben genöthigt sind, oder genöthigt zu seyn glauben, sollte ihnen den Zustand Desjenigen beneidenswerth machen, der einige Tage völlig zur Vorbereitung auf eine Veränderung wenden kann, die sie vielleicht antreten, ehe sie daran denken, oder an die sie kaum auf dem Krankenbette einige Tage lang, von Schmerzen, Furcht vor dieser Veränderung und Hoffnung zu der Wiederaufkunft niedrigerm Glücke ängstlich zerstreut, gedenken.

Warum die Menschen ein hohes Alter, ein Leben, in welchem man die meisten Ergötzungen des Lebens matt oder gar nicht empfindet, wo man allezeit unnütz und gewöhnlichermaßen zur Last ist, als einen Gegenstand von Wünschen ansehen, weiß ich nicht. Denn das finde ich eben nicht sehr, daß sie bey solchen Wünschen die Absicht haben, die ich für die einzig vernünftige halte: Eine Zeit zu leben, wo man durch die Untüchtigkeit zu irdischen Geschäften von ihnen frey wird, wo der Reiz der Ergötzungen durch den langen Gebrauch zum Ueberdruß geworden und für die stumpfen Sinne nun zu schwach ist, wo man durch Erfahrung und Widerwärtigkeiten in eine Gemüthsverfassung ist gesetzt worden, die sich mit ernsthaften und selbst traurigen Betrachtungen die Zeit so gern vertreibt, als die Jugend mit schwärmenden Belustigungen, und solchergestalt nach Kaiser Carl's des V. Ausdruck eine Zwischenzeit zwischen Leben und Tod zur Vorbereitung auf den letzten anwenden kann. In andern Absichten einem Alten noch viele Jahre wünschen, heißt einem Knaben, der sich der Gränze der Jünglingsjahre nähert, wünschen, daß er noch lange ein Knabe bleiben möge. Wenigmal dürfte dieser letztere Wunsch wohl aufgenommen werden. Aber wie viele Greise sind nicht kindischer, als Kinder?

So kann der Greis des Lebens satt, oder wenigstens überdrüssig sterben, wenn die Jahre des Verbrechers oft in ihrer Blüthe abgeschnitten werden. Ich gestehe es, dieser Umstand ist etwas Betrübtes bey dem Tode des Verbrechers; denn Derjenigen Zahl mag wohl sehr gering seyn, die sich, um Gewissensbissen zu entgehen, der Strafe mit einer bis an's Ende beharrenden Entschließung unterwerfen, oder von der zukünftigen Glückseligkeit so lebhafte Begriffe haben, daß sie über solchen die Wünsche, des Lebens länger zu genießen, vergessen sollten. Dies veranlaßt mich, eine Krankheit bey Demjenigen als eine Wohlthat anzusehen, der die Jahre der natürlichen Krankheit, des Alters, nicht erreichen soll, weil durch die Krankheit sowohl, als durch das Alter, die Liebe zum Leben geschwächt wird. Es ist wahr, daß der Kranke diesen Vorzug einer zum Tode etwas willigern Gemüthsverfassung nicht umsonst hat. Selten ist die Feimstätte ein solcher Ort der Qual, als das Krankenbett gewöhnlichermaßen ist, und bey einer Hinrichtung, die ihrer außerordentlichen Grausamkeit wegen Zuschauer von vielen Meilen her versammelt, wird die Wuth des Schmerzes in keiner von den wenigen Minuten, die er gefühlt, so stark, als sie viele Jahre lang ist, wenn Jemand durch Stein, Krebs, Lungensucht, — ich brauche nicht mehrere solcher entsetzlichen Namen zu nennen, vom Leben zum Tode gebracht wird. Die Religion mäßigt bey uns die Strenge der Gerechtigkeit. Wir wollen den Verbrecher nicht in die Umstände setzen, die ihn zur Verzweiflung verleiten möchten. Aber wäre die Verzweiflung eine natürliche Folge von großen Schmerzen, bey wie vielen Kranken müßte sie nicht stattfinden! Doch hiebey ist das der Unterschied, daß die Vorstellungen unserer Seele in der Macht Desjenigen stehen, der uns Krankheiten zusendet, und dem Richter nicht unterworfen sind, der nur den Leib tödten kann.

Ich hoffe, wenn Sie noch so weit gelesen haben, so werden Sie mit dieser Probe meiner Armensünderbetrachtungen zufrieden seyn, und nicht verlangen, daß ich diese traurige Materie erschöpfen soll. Zudem, so geneigt ich bin, dergleichen Betrachtungen bey Gegenständen, die mich rühren, bis zur Wollust des Weinens nachzuhängen, so pflege ich sie doch nicht aufzuschreiben, weil die Gedanken matt werden, wenn sie sich nach dem langsamen Gange

der Feder richten sollen. Doch Skeletbetrachtungen können Sie leicht noch einmal von mir bekommen, und wenn meine Einbildungskraft mich dabey nicht genugsam unterstützen wollte, so könnte ich den Gegenstand dazu vor mich setzen. Ich will Ihnen jetzt nur eine herschreiben. Ruysch hatte einem Mädchengerippe ein Knabenherz an die Hand gebunden, und auf das Postament geschrieben:

Omnia sunt hominum tenui pendentia filo.
So schwach, so wankend ist, was Menschenglücke trägt.

Sie können diesen Spruch wie ein Nachspiel nach einer Tragödie, oder wie einen von der Art derjenigen ansehen, mit denen Seneca seine Briefe an den Lucil zu schließen pflegt. Ich bin ꝛc.

## 5. An den Herausgeber der Belustigungen [1]).

M. H.

Sie schließen aus Ihrem Tagebuche Uebersetzungen aus. Ich weiß also nicht, ob sie gegenwärtige Streitschriften einrücken können, da dieselben in der Grundsprache französisch sind. Doch habe ich mir einige Hoffnung dazu gemacht, da die Verfasser Deutsche sind, und ihre eigenen Gedanken einander mitgetheilt haben. Die Uebersetzungen dieser Briefe werden also mit mehr Recht deutsche Originale heißen können, als manches deutsche Buch, das man aus fremden Schriftstellern ursprünglich deutsch abgeschrieben hat. Die beygefügten Verse sind gleich anfangs deutsch abgefaßt worden. Wir Beyde, ich und mein Freund, überlassen es Ihrer Willkür, ob Sie unsere Briefe wollen drucken lassen. Wie jedweder von uns seine Mühe für genugsam bezahlt hält, wenn der andere seinen Aufsatz durchliest, so werden wir uns trösten können, wenn wir dieselben gleich nicht gedruckt sehen. Ich würde

1) Diese Briefe nebst dem folgenden sechsten sind in die Belustigungen des Verstandes und Witzes, Christmonat 1741, eingerückt worden. [In demselben Jahrgange der Belustigungen findet sich S. 246. noch ein Brief von Kästner an Hrn. J. C. St. über das erste Stück des Bibliothécaire moderne.]

indessen das Meiste dabey verlieren. Denn meine auf das Uebersetzen gewandte Arbeit würde umsonst seyn: daher ich Sie denn mit aller Sehnsucht eines gern belustigen Wollenden bitte, unsrer Arbeit ein Plätzchen zu gönnen. Ich kann Sie auch versichern, daß die Sachen, die ich Ihnen sende, recht hübsch sind, und mehr als Einem witzigen Kopfe, dem ich sie gewiesen, gefallen haben. Seyn Sie also immer so gut, und rücken dieselben ein.

X.

### 1. Brief. Germann an X.

Wenn Sie noch die Wahrheit lieb haben, so meiden Sie den Umgang mit Frauenzimmern so viel Sie können. Sie werden sonst an den unläugbarsten Sätzen zu zweifeln anfangen. Was für ein unerhörter Einfall, ein beherztes Frauenzimmer zu loben! Sie loben eine Mißgeburt, mein Herr. Die Ordnung der Natur will, daß das Frauenzimmer still und sittsam sey. Die Herzhaftigkeit gehört nur für die Mannspersonen. Diesen erlaubt die Beschaffenheit ihres Körpers, tapfer zu seyn. Ein Frauenzimmer mag ein so furchtbares Gesicht machen, als es will, so wird es doch allezeit ohne Bart seyn.

Noch eins, mein Herr. Ich glaube im Stande zu seyn, Ihnen zu beweisen, daß Ihr kleines Frauenzimmer, das die Zusammenfügung eines Skelets so aufmerksam untersucht, niemals beherzt gewesen ist. Das Frauenzimmer ist neugierig. Aus Neugier bekümmern sie sich um die Gelehrsamkeit, oder um Staatssachen. Aus Neugier geht Ihre Heldinn mit Pulver um. Bereden Sie sie einmal, daß sie einen Weg nach dem Monde gefunden haben, sie wird wollen mit Ihnen reisen. Wissen Sie aber nicht, mein Herr, daß die Neugier Evens Ursache an unserm Verderben gewesen ist? Wie lange wollen Sie eine Neugierige loben? Leben Sie wohl!

### 2. Brief. X. an Germann.

Bey dem Anfange Ihres Briefes dachte ich nicht, daß er mit der Mutter aller Lebendigen schließen würde. Haben Sie denn keinen ältern Einfall auftreiben können, als daß die neugierige Eva hat herhalten müssen? Wissen Sie nicht, daß dasjenige, was Sie der Neugier Evens Schuld geben, der Gefälligkeit

Adams zuzuschreiben ist? Doch davon schweigen Sie mit großem Bedacht still, weil der Vorwurf Sie auch treffen könnte:

Was Adam für die Mutter that,
Das thun wir täglich für die Töchter.

Ihr Einfall soll ein Scherz seyn. Allein ich halte dafür, das, was von Evens Neugier zu reden Gelegenheit gegeben hat, soll uns mehr eine Materie zu ernsthaften Betrachtungen, als zu sinnreichen Einfällen darreichen. Doch wegen der Sprache, in der wir einander schreiben, verzeihe ich es Ihnen. Denn ich erinnere mich, daß nach Voltairens Anmerkung die Begebenheit seinen Landsleuten den Stoff zu leichtsinnigen Liederchen darreicht, aus welcher Milton ein erhabenes Heldengedicht gemacht. Wenn Sie meiner Chloe dadurch die Herzhaftigkeit abzusprechen suchen, daß Sie ihre Handlungen einer bloßen Neugier zuschreiben, so sehen Sie nicht, daß Sie sich selbst widerstreiten. Alles Frauenzimmer wird eben so handeln müssen; denn alles ist nach Ihrem Grundsatze neugierig. Die Neugier kann von unterschiedener Art seyn, werden Sie sagen. Ganz gut, das will ich eben haben. Finden Sie selbst an der Neugier etwas Lobenswürdiges, die sich nur auf neue Moden, oder auf die Thorheiten, die in den Familien einer großen Stadt vorgehen, erstreckt? Gefällt Ihnen wohl die Wittwe in der Komödie das Geheimniß der Freymaurer deswegen, weil sie so eine große Begierde hat, die verborgenen Einrichtungen dieser Leute zu wissen? Ich glaube nicht. Allein an dem Frauenzimmer, von dem jetzt die Rede ist, habe ich eine philosophische Neugier, und solche Handlungen gelobt, die ich auch bey einem Frauenzimmer beherzt nennen kann, ungeachtet ich wohl weiß, daß eben diese Handlungen einer Mannsperson nicht den Namen eines großen Helden erwerben würden. Doch wie viele Mannspersonen giebt es nicht, die das Herz nicht haben, sich von den Vorurtheilen ihrer Ammen und Wärterinnen zu befreyen, ungeachtet sie denselben länger entwachsen seyn sollten, als Chloe. Allein ich will Ihnen das, was ich sagen will, lieber in Versen sagen. Eine Ode wird vielleicht fähiger seyn, Sie von Ihrer Meynung abzubringen, als trockne prosaische Schlüsse.

## Lob des beherzten Frauenzimmers [1].

Nie werdet ihr mein Herz gewinnen,
Ihr Augen blöder Schäferinnen,
Daraus die Einfalt furchtsam spielt:
Von Blitzen, wie mit edlen Blicken
Die kühnen Amazonen schicken,
Hat es die Glut allein gefühlt.

Von Schönheit, die kein Geist beseelet,
Wird scheue Sittsamkeit erwählet,
Die Herzen in das Netz zu ziehn:
Doch muntre Herzen zu besiegen,
Wird sich mit unbelebten Zügen
Ein schönes Bild umsonst bemühn.

Flieht, Zärtlinge, vor einem Wurme,
Seyd voller Angst beym fernsten Sturme,
Von Leichen sinkt in Ohnmacht hin;
Und ohne Witz und ohne Wissen
Ergötzt, allein durch ekles Küssen,
Verwöhnter Männer trägen Sinn.

Doch mich kann Chloe nur erfreuen,
Was feige Männer zitternd scheuen,
Steht ihrer kühnen Neugier blos:
Jetzt wird sie mit verwegnen Händen
Ein klapperndes Gerippe wenden,
Jetzt brennt sie donnernd Pulver los.

Durch Feuer, vom Verstand entzündet,
Durch Reiz, den sie nicht zärtelnd bindet,
Nimmt sie Vernunft und Neigung ein.
Gedoppelt muß man sie verehren:
Im Putze gleichet sie Cytheren,
Gewaffnet wird sie Pallas seyn.

Sie werden doch wohl darüber nicht böse werden, mein Herr, daß ich die verzagten Schönen nicht so hoch halte, als Sie thun?

---

1) Ist in Musik gesetzt in der neuen Sammlung verschiedener und auserlesener Oden ꝛc. (Leipz. 1749.) 14. Ode.

Wenn ich das wüßte, so wollte ich Ihnen morgen eine Ode zum Lobe der Furchtsamkeit aufsetzen. Hat doch Besser in zwey Oden das Lob der blauen und schwarzen Augen besungen. So wird es mir auch endlich gleich viel gelten, ob ich eine stille Blonde, oder eine wilde Brunette besinge.

Sive aliqua est oculos in se deiecta modestos:
Uror, et insidiae sunt pudor ille meae;
Sive procax aliqua est, capior, quia rustica non est.
*Ovid.*

Statt einer Uebersetzung dieser Zeilen will ich Ihnen herschreiben, wie Opitz ein Paar von seinen Buhlschaften mit so entgegengesetzten Zügen schildert. Von der ersten sagt er:

Die sittsamen Geberden,
Die geile Höflichkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich sonsten hielt, ist Alles mit ihr hin.

Die andere malt er so:

Die wilde Flavia mit ihren schwarzen Augen,
Die mir so Mark als Blut aus Bein und Adern saugen.

Sie werden wohl nichts Unrechtes daran finden, daß ich Ihnen Verse von Opitz vorlege. Ich habe schon mehr als einmal das Vergnügen gehabt, Ihnen Aufsätze deutscher Dichter mitzutheilen, die Ihren Beyfall erhielten ꝛc. ꝛc.

### 3. Brief. Germann an X.

Es ist schon lange, daß ich gern habe wollen Verse machen. Hier sehen Sie meine erste Ode. Unser Herr Meliböus hat doch wohl recht, wenn er spricht, es sey schon ein guter Anfang zu einer Ode, wenn man halb rasend sey. Derjenige, der mir zu dieser nöthigen und nützlichen Eigenschaft eines Odenmachers verholfen hat, sind Sie, mein Herr. Ich war den Tag außer mir, da ich Ihre zum Nachtheil des stillen und sittsamen Frauenzimmers verfertigten Verse gelesen hatte. Voll Raserey laufe ich, gleich nach dem Essen, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, in den Garten, wo wir so oft vergnügt beysammen gewesen sind. Sie wissen, mein Herr, daß ich diesen Garten niemals ohne Buch besuche, ausgenommen, wenn ich Sie draußen erwarte. Aber dies-

mal ward an kein Buch gedacht. Ein stumpfes Bleystift und ein Blatt Papier waren Alles, was ich außer mir nöthig hatte. Da ging es an ein Schreiben, Ausstreichen und Aendern. Noch einen Versuch von der Art, mein Herr, und ich werde mich aufblasen wie Cicero. Sie dürfen mich nur wegen dieser Probe ein wenig loben, und nachher ein wenig rasend machen, so werden Sie schöne Oden von mir sehen. Doch zum Henker! wie erfahre ich, ob Sie meine Ode loben werden? und worin wird Ihr Lob bestehen? Wird nicht etwa ein aber dabey seyn? Indessen ist es mir doch noch lieber, wenn Sie mich mit einem aber loben, als wenn Sie bey unserer ersten Zusammenkunft gar nichts davon sagen sollten. Ich zähle alle Augenblicke nach Ihrem Urtheil. Bedenken Sie, daß es ein angehender Poet ist, der Ihr Urtheil erwartet.

## 4. Brief. X. an Germann.

Ist denn bey Ihnen gar keine Ehrerbietigkeit gegen die berühmten Namen des Alterthums? Kaum habe ich Sie wegen der Eva bestraft, so spotten Sie über den Cicero! Die Redensart sich wie Cicero aufblasen kann vielleicht eine Schönheit in der leichtsinnigen Schreibart ausmachen, der sich jetzt einige französische Stilisten bedienen, weil sie nicht Geschicklichkeit genug besitzen, ernsthaft zu schreiben. Dieses Förmelchen hat eine Aehnlichkeit mit dem, was uns ein großes Licht unter den deutschen Gelehrten, durch den Titel seines Buches, Cicero der Windbeutel, hat sagen wollen. Ob ein Deutscher oder ein Franzose diesen Gedanken zuerst gehabt habe, das mögen die Sprachmeister des Scherzes untersuchen. Wer den Cicero kennt, der wird seine Eitelkeit zwar nicht in Zweifel ziehen, aber andere Leute zu nennen wissen, wenn er Muster der Eitelkeit aufführen will. Ist es nicht vernünftiger, an große Männer nur da zu gedenken, wo uns ihre Tugend dazu Gelegenheit giebt; und hat man nicht andere Leute genug, welche man gar nicht würde erwähnen können, wenn es nicht wegen ihrer Thorheiten geschähe? Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich sehr für den Cicero eingenommen bin. Und ich dürfte Ihnen bald, den Cicero zu rächen, das boshafte Lob geben, welches Voiture einem seiner Freunde giebt: Sie machen Verse, wie Cicero. Doch da

Sie wohl wissen, daß Cicero so ein schlechter Poet gewesen ist, so ein großer Redner er war, und da ich durch diesen Ausdruck wider meine eigenen nur angeführten Grundsätze verstoßen würde: so bediene ich mich desselben nicht. Ich könnte es auch nicht mit Recht thun. Ihre Ode hat so viel Schönheiten an sich, daß man sieht, es sey Ihnen an der Ehre des furchtsamen Frauenzimmers recht viel gelegen, da Sie seine Trägheit mit so vielem Feuer vertheidigt haben. Einige Ausdrücke, welche für die Gedanken nicht stark genug sind, versichern mich, Ihre Ode sey von Jemandem gemacht, der besser zu denken, als zu schreiben weiß, und noch nicht durch lange Uebung die Sprache in seiner Gewalt hat. Wie ich weiß, daß ich Sie durch dieses Urtheil von Ihrer ersten Ode nicht beleidige, so nehme ich mir die Freyheit, Ihnen dieselbe so zu übersenden, wie ich eine und andere Stelle darin wünschte geändert zu haben. Ich habe nur Ihre Gedanken in andere Verse übersetzt, und ich mache mir mehr Ehre daraus, auf diese Art ein Uebersetzer von einem Landsmanne, als von einem fremden Dichter zu seyn. Werde ich durch diese Mühe, daß ich eine zum Lobe des stillen Frauenzimmers gemachte Ode gebessert, nicht dasjenige einigermaßen aussöhnen, was ich in meiner Ode verschuldet habe?

Wenn etwa ein Gartenarbeiter Sie bey Verfertigung Ihres Gedichts gesehen hat, so zweifle ich nicht, er wird sich so sehr gewundert haben, als Boileau's Gärtner, da selbiger einmal seinen Herrn in poetischen Entzückungen erblickte. Doch, mein Herr, wie haben Sie wohl die Musen in diese schöne Wüsteney rufen können, wo Alles von Fröschen wimmelt, und wo der Tabacksrauch nicht zureicht, vor den Mücken Sicherheit zu geben, so daß es fast nöthig wäre, zur Vertreibung dieses Ungeziefers, wie in Lappland, ein Feuer von grünem Holze zu machen? Wahrhaftig! Ihre Muse muß kein furchtsames noch zärtliches Frauenzimmer seyn; denn Sie wissen, wie sehr dergleichen Frauenzimmer die Geburtswiese Ihrer Verse fliehen. Allein, warum haben Sie denn ein stumpfes Bleystift und kein spitzes genommen? Ich sehe wohl, daß Sie mit der Geräthschaft eines spazieren gehenden Poeten noch nicht recht versorgt sind. Dazu gehört nicht nur ein Blatt Papier und ein stumpfes Bleystift, sondern auch ein Federmesser, dasselbe zu schärfen. Ueberdies ist es sehr vor-

theilhaft, einen Pappendeckel im Busen bey sich zu tragen, in welchem man allerley poetische gedruckte und ungedruckte Kleinigkeiten verwahrt. Und das Beste müssen Sie nicht vergessen; das sind einige Kartenblätter, von denen eine Seite weiß ist. Darauf kann man seine Gedanken am allerbesten entwerfen, und sie machen selbst bisweilen eine Schönheit des Einfalls aus. Wie artig würde es nicht gelassen haben, wenn Sie Ihre Ode auf die Coeurdame geschrieben hätten, dadurch anzudeuten, daß nur die verzagten Schönen Herzenköniginnen wären. Doch es ist Schade, daß sich dieser Einfall nicht in's Deutsche übersetzen läßt. Denn es würde blutschlecht sehen, wenn Sie sich, statt der Coeurdame, des rothen Obers bedienen wollten.

Ach, daß Sie doch nicht so leicht böse zu machen sind, wie Herr Meliböus. Wie viel Vortheil würde die deutsche Dichtkunst davon haben, daß ich Sie fein oft böse machte, wenn Ihr Zorn lauter solche Oden zur Wirkung hat. Jetzt wünsche ich Ihnen zur Vergeltung nichts mehr, als daß die Schöne, welche Sie dereinst wählen werden, gleich nach der Hochzeit so furchtsam werde, daß sie keine Nacht allein schlafen wolle.

## Ode [1].

Soll ich noch einst ein Herz gewinnen,
So wähl' ich aus den Schäferinnen,
Die sittsam, still und artig sind.
Sucht, Helden, euch nur Amazonen;
Die Schäfer, die im Stillen wohnen,
Ergötzet nur ein stilles Kind.

Wenn Wolf und Bär die Heerde schrecken:
Wird Mops und Phylax sie bedecken;
Man braucht der Chloris Kühnheit nicht;
Braucht Chloris Muth für wilde Thiere:
Was machte Phylax im Reviere,
Dem weder Muth noch Kraft gebricht?

Die Schäferinnen zu beleben,
Muß nur die Liebe Feuer geben,

1) Neue Sammlung, I. Th. 15. Ode.

Die lehrt sie muntre Sittsamkeit.
Von Flammen, die für Chloris lodern,
Kann Chloris keine Dauer fodern:
Sie gleichen ihr an Flüchtigkeit.

Du wirst mich, Chloris, nicht erfreuen,
Mehr werd' ich deine Frechheit scheuen;
Die Liebe fodert keine Wuth.
Du magst mit Jägern deines gleichen
Nach Wilde durch die Wälder streichen:
Mein Hüttchen scheut des Wildes Blut.

Dein Auge kann mit frechem Blitzen
Vielleicht ein kaltes Herz erhitzen,
Das nicht von eignem Feuer glimmt:
Doch Schäfer, die die Ruhe lieben,
Empfinden Lust bey stillen Trieben;
Die ist der Frechheit nicht bestimmt.

## 5. Brief. X. an Germann.

Als ich vor einigen Tagen unter den Linden spazieren ging, so gerieth ich auf die Einfälle, die Sie in nachstehender Ode ausgedrückt sehen. Ich habe die Verse an einen meiner Freunde gerichtet; Ihnen aber übersende ich solche, weil sie mir mit unsern Streitschriften über das beherzte Frauenzimmer einige Verbindung zu haben scheinen. Wer die Heldinnen meiner Ode sind, das werden Sie leicht erachten. Aber werden Sie auch wohl darüber böse werden, daß ich etwas an denselben gelobt habe? Wie glücklich wäre ich, wenn Ihr dadurch erregter Zorn und die Erinnerung, daß Sie Germann heißen, eine neue Ode wider die meinige hervorbrächten!

### Ode.

In die schön gewes'nen Gänge
Eil' ich, da des Herbstes Strenge
Ihnen Schmuck und Anmuth raubt.
Einsam will ich bey den Linden
Ungestörte Stille finden,
Die der Sommer nicht erlaubt.

Durch gehäufter Blätter Leichen
Fährt der Wind mit scharfem Streichen,
Schneidend dringt er in die Haut;
Tödtlich wird er die verletzen,
Die, den Fuß vor's Thor zu setzen,
Sich von deutschen Schönen traut.

Fremde konnt' er noch vergnügen,
Die man an den fremden Zügen,
Und nicht deutschem Feuer kennt.
Mir gefiel ihr muntres Wesen;
Freund, nachdem du dies gelesen,
Werd' ich wohl noch Deutsch genennt?

Indem ich mein Schreiben an Sie fortschicken will, erhalte ich von meinem Freunde folgende Zeilen, welche Sie haben müssen, wenigstens die Sammlung vollständig zu machen:

Preis' die Franzen nicht allein,
Lob' auch Wälsche, lob' auch Briten:
Lobst du Tugend, Witz und Sitten,
Traun, du sollst ein Deutscher seyn.

Martin Billig [1]).

## 6. Nachricht für ein Frauenzimmer [2]) von einigen Arten von Gedichten.

Mademoiselle,

In der That, Sie hatten sehr unrecht, daß Sie am Sonntag so empfindlich darüber wurden, als ich mich nicht gleich hinsetzen und Sie belehren wollte, was sapphische Oden, anakreontische Oden, Schäfergedichte, Satiren u. dgl. m. eigentlich wären. Die Untersuchung von der eigentlichen Beschaffenheit aller dieser wichtigen Sachen hat den größten Gelehrten viel Kopfbrechens gemacht, und Sie wollten es so bey Gelegenheit, bey einem Glase Franzwein und einer Schale Confect mit einnehmen? Weil Sie

1) M. Pitschel.
2) Dasjenige, an welches zwey unter den Elegien gerichtet sind.

aber doch immer haben wollen, daß ich Ihnen schreiben soll, so will ich Ihnen einige schriftliche Nachricht davon aufsetzen. Wenn Ihnen dieselbe zu kurz oder zu undeutlich vorkommt, so dürfen Sie nur befehlen, wann ich Ihnen ein Collegium darüber lesen soll.

Die Ordnung, nach der ich die Materien in meinem Briefe setzen werde, wird chronologisch seyn. Ich meyne, ich werde sie so abhandeln, wie mir eine nach der andern einfällt. Und weil ich an Sie schreibe, so kommt mir zuerst die Satire in die Gedanken, weil das Frauenzimmer, das so viel Witz und Leichtfertigkeit besitzt, als Sie, in demjenigen, was den Inhalt der Satire eigentlich ausmacht, große Meisterinnen sind. Seitdem ich die Ehre genossen habe, mit Ihnen umzugehen, habe ich so viel satirische Einfälle von Ihnen gehört, daß ich wette, wenn ein Poet sie in Verse brächte, und ein Buchhändler sie drucken ließe, so könnte der erste ein ehrlich Stück Brod davon haben, und der andere ein ziemliches Geld daran verdienen. Doch ich muß dabey etwas voraussetzen, das schwerlich seyn möchte, nämlich, daß diese Einfälle von den Reimen des Poeten so viel Annehmlichkeit erhielten, als von Ihren Lippen. Wenn Sie hieraus noch nicht einsehen, was eine Satire ist, so erzählen Sie mir nur einmal einen Besuch von der Jungfer —, die zu allen Worten schwört, wenn sich gleich noch Niemand die Mühe genommen hat, an dem, was sie sagt, zu zweifeln; oder eine Unterredung mit dem Frauenzimmer, das von vier bis sieben Uhr hinter einander Hauben, Flor, Spitzen und Bänder weist; oder einen Spaziergang mit Fiekchen und ihrem eifersüchtigen Liebhaber u. dgl. Wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig sind, so will ich Sie erinnern, daß Sie eine Satire gemacht haben. Doch kann ich Ihnen nicht verhalten, daß es noch eine andere Art von Satiren giebt, die etwas ernsthafter aussieht. Sie werden von Poeten verfertigt, die z. E. böse darüber sind, daß ein Reicher auf sein Vermögen stolz thut, und sie nicht auch so stolz thun können; oder die sich darüber ärgern, daß Andere eine Menge von Ergötzungen genießen, dazu sie sich die Lust müssen vergehen lassen. Diese Satiren haben, wegen ihres melancholischen Ausdruckes, einige Aehnlichkeit mit meinen Klagen über Ihre Grausamkeit, und die Aehnlichkeit geht noch weiter; denn die Leute

ändern sich ordentlich wegen dieser Satiren so wenig, als Sie sich wegen meiner Klagen ändern.

Von den Oden hätte ich bald Lust, Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß es Gedichte sind, in denen die Verse nicht, wie sonst ordentlich, eine Querhand, sondern nur drey Querfinger lang sind. In der That dürfen Sie nichts weiter zu einer Ode verlangen, wenn Sie nicht eine große Anzahl von Gedichten, die in Form einer Ode gedruckt sind, und darüber wohl noch mit großen Buchstaben ODE steht, von der Zahl der Oden ausschließen wollen. Ich kann Ihnen indessen nicht verhalten, daß es gewisse eigensinnige Leute giebt, die zu einer Ode viel mehr verlangen. Sie fodern eine Menge neuer und unerwarteter Gedanken, und einen feurigen und verwegenen Ausdruck: nicht als ob diese Dinge nicht ein jedwedes Gedicht zierten; sie sollen nur bey der Ode in größerer Stärke vorhanden seyn. Ein jedes Gedicht soll einem muntern Frauenzimmer gleichen: die Ode aber einem muntern Frauenzimmer, das ein Glas Wein getrunken hat. Es soll in der Ode ein besonderer Affect herrschen, er mag nun seyn, von was für einer Art er will; und man hat geglaubt, daß derselbe sich am besten in kürzeren Zeilen, die in gewisse Absätze oder Strophen eingetheilt sind, ausdrücken lasse. Alles ist also fähig, Oden bey einem Dichter hervorzubringen, was ihn in einen Affect setzen kann. Sie begreifen hieraus leicht, warum die meisten Oden von Wein und von der Liebe handeln. Der Affect muß aber auch nicht zur Unsinnigkeit getrieben werden; sonst findet meine vorige Vergleichung der Ode nicht mehr statt, sondern sie wird einem Weibsbilde ähnlich, das zu viel Branntwein zu sich genommen hat. Wenn aber bey einem Verse, der eine Ode werden soll, die vernünftigen Gedanken so sparsam, und die Ausdrücke so gemein und niedrig sind, als in manchen Caffeegesellschaften oder Tabackscollegiis, so verwandelt sich die Ode in ein schönes neues weltliches Lied, das allenfalls gut genug ist, vom Frauenzimmer, das so viel Geschmack hat, als Ihre beyden Freundinnen, denen ich zu frey bin, gesungen zu werden.

Doch Sie haben insbesondere von mir wissen wollen, was a n a k r e o n t i s c h e und s a p p h i s c h e Oden für Dinger sind. Ich muß Sie also berichten, daß vor Zeiten in einem gewissen Lande, das Griechenland heißt (Sie werden es wohl auf der Erdkugel

gesehen haben, als Sie dieselbe neulich von mir bey sich hatten), ein alter junger Herr, mit Namen Anakreon, gelebt hat, dessen Beschäftigung bis in sein graues Alter weiter nichts gewesen ist, als zu trinken und zu küssen. Und diese wichtigen Beschäftigungen sind der Inhalt einer Menge von Oden, die er uns hinterlassen hat, und die unsre Dichter nachahmen. Ein ungezwungenes und artiges Spielwerk macht das Wesen dieser Oden aus. Sie sind, es mit zweyen Worten zu sagen, poetische Tändeleyen; und Sie müssen wissen, daß eine poetische Tändeley eine sehr große Tändeley ist; denn selbst das Ernsthafte in der Poesie ist allemal ein wenig getändelt. Dieses sage ich Ihnen deswegen zur Nachricht, daß Sie sich ja nicht zu viel darauf zu gute thun, wenn Ihnen Jemand eine Liebeserklärung in einer anakreontischen Ode brächte: Sie können sich darauf verlassen, daß es alsdann nicht sein Ernst ist. Ich kann dieses mit desto mehr Gewißheit sagen, weil es mir von einem guten Freunde ist versichert worden, der in anakreontischen Oden, so wie in vielen andern Arten von Gedichten, alle deutsche Dichter, meinem Urtheile nach, übertrifft, und insbesondere in den anakreontischen Oden einen natürlichen Ausdruck mit dem Wohlklange des Reims und Sylbenmaßes zu verbinden wußte, anstatt daß viele von unsern Dichtern jetzt anfangen, eine etwas artige Prose, die in kurze Zeilen abgetheilt ist, anakreontische Oden zu nennen. Sie werden vermuthlich begierig seyn, meinen Freund kennen zu lernen; aber Sie müssen wissen, daß er jetzt weit von hier ist, sonst hätte ich ihn nicht so gegen Sie gelobt [1]). Kurz, Sie haben eine anakreontische Ode nicht anders zu betrachten, als ein lackirtes Körbchen, das mit ausgeschnittenen Figuren geziert ist: man sieht ihm die Mühe nicht an, die es gekostet hat, und es ist doch endlich ein bloßes Spielwerk. Doch ich muß abbrechen; sonst glauben Sie, ich rede nur deswegen so von den anakreontischen Oden, weil der arme Vogel um Kopf und Flügel kam, den ich letztens bey Ihnen ausschneiden wollte.

Die sapphischen Oden haben ihren Namen nicht von ihrem Erfinder, sondern von ihrer Erfinderinn. Sappho ist ein griechisches Frauenzimmer gewesen, der man sehr viel Witz und Leb-

1) Joh. El. Schlegel.

haftigkeit, nicht allzuviel Schönheit, und noch weniger Tugend zuschreibt. Ich glaube, wenn Chloris so viel Geduld hätte, Verse machen zu lernen, so könnte sie wohl eine Sappho unserer Zeiten werden. Unter den wenigen Stücken, die uns von der griechischen Dichterinn übrig geblieben sind, befinden sich insbesondere ein Paar Oden, die, nach den Regeln der Poesie betrachtet, zu allen Zeiten ungemeines Lob erhalten haben, ungeachtet man ihnen vielleicht nicht gleichen Werth beylegen kann, wenn man sie nach den Vorschriften der Sittenlehre beurtheilt. Es ist blos die Versart, welche die neuern Dichter der Sappho abgelernt haben, und die sie bey viel ernsthaftern Sachen gebrauchen, als Sappho jemals gethan hat.

Ich glaube, daß ich Ihnen genug für die erste Lection in dem Unterricht, den ich Ihnen geben soll, gesagt habe; und wenn es nicht mehr, oder vielleicht noch nicht einmal so viel ist, als Sie zu wissen verlangen: so ist es doch gewiß mehr, als Sie wissen sollten. Sie behaupteten letzthin, eine Mannsperson müßte von dem Putze des Frauenzimmers keine vollständige und gründliche Kenntniß haben. Alles, was Sie uns zu wissen verstatteten, kam darauf an, daß wir es gleichsam nur empfinden sollten, wenn ein Fehler bey dem Putze begangen wäre, ohne sagen zu können, worin er eigentlich bestände: wenn ich also Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, so sollte ich Ihnen auch nicht so viel Nachrichten von der Poesie geben, die in der That nur eine Art von Putz bey den Mannspersonen ist; und Sie sollten von Rechtswegen eben so ordentliche Begriffe von den verschiedenen Arten der Gedichte haben, als jenes Frauenzimmer von den Sternen, die ihre Verwunderung über das starke Licht eines Sternes zu entdecken, ausrief: Ey, da steht ein rechter Fixstern. Ich bin ꝛc.

---

## 7. An den Verleger [1]).

Da haben Sie endlich, was ich Ihnen noch zu meinen Schriften senden kann, Alles auf weiß Papier geschrieben, und keine leeren Plätze von Briefen oder Couverten dazu gebraucht. Diese Hauswirthlichkeit ist doch wirklich nicht so groß, als die des Petrarcha, der seine Einfälle auf seinen Zipfelpelz schrieb; und so

1) [der Vermischten Schriften, Richter in Altenburg.]

sehr Sie auch darüber spotten, so sollen Sie doch wissen, daß es eine Aehnlichkeit ist, die ich mit einem großen Dichter, mit Pope, habe. Ich will Ihnen den Beweis davon gleich mit herschreiben, welches zu Ihrer eigenen Ehre gereichen kann, wenn künftig ein Litterator bey Erzählung dieses Umstandes von Pope sich auf meinen Brief an Sie beruft — docente Cl. Kaestnero in epistola ad miscellorum suorum editorem. — Im 5ten Bande von Swift's und Anderer vermischten Schriften [1]) auf S. 100. befindet sich ein Vorschlag an schlechte Dichter, ihrem Werk Liebhaber zu verschaffen. Sie sollen solche mit einem breiten Rande drucken lassen und dem Papiersparenden Pope leihen, dem sie angenehmer seyn würden, als ein Brief mit einem Couvert; wenn er die Ränder rings herum angefüllt hätte, können sie ihr Geliehenes wieder fodern und für ihr eigen verkaufen [2]). So Papiersparend bin ich doch noch nicht, und ich wollte den Dichtern, die mir ihre Werke leihen wollten, um solche mit meinen Randschriften wieder zu bekommen, lieber rathen, mir ein Exemplar mit dem Beding zu schenken, daß ich keine Randglossen dazu machte.

Warum haben Sie denn bey der Sehnsucht nach Wilhelminen nicht die Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodien verfertigt worden, Halle 1741, III. Th. 10. Ode, angeführt, wie ich Ihnen gemeldet hatte? Begreifen Sie denn nicht, wie viel einem Dich-

1) Miscellanies by Dr. Swift and others. The fifth Volume, Lond. 1745. 8.

2) Get all your verses printed fair,
Then let them well be dry'd:
And Curl must have a special care,
To leave the margin wide.

Lend these to papersparing Pope,
And when he sits to write,
No letter with an envelope,
Could give him more delight.

When Pope has filld the margins round
Why, then recall your loan:
Sell them to Curl for fifty pound,
And swear they are your own.

ter daran gelegen ist, seine Leser zu berichten, daß sie seine Verse singen können, wenn sie etwa solche nicht lesen mögen; denn in der That klingt Vieles gesungen noch so ziemlich, das unerträglich ist, wenn man es lesen soll.

Haben Sie etwa bey den Oden von dem beherzten und sittsamen Frauenzimmer auch die Stellen aus der Neuen Sammlung rc. weggelassen, so bringen Sie solche ja hier noch bey. Ich glaube, Sie haben es Ihren Käufern nicht entdecken wollen, daß diese Sachen schon gedruckt sind; aber wenn nichts mehr verkauft wird, was schon anderswo gedruckt ist, so werden Sie und Ihre Handlungsverwandten alle sehr viel Waare zurück behalten.

---

## 8. [1]) A Monsieur de Maupertuis, président de l'académie Royale de sciences et belles lettres de Prusse.

Monsieur,

En Vous priant de permettre que je Vous présente ce recueil, je Vous demande aussi pardon, si j'observe assez peu les règles ordinaires des dédicaces, et s'il n'y a ici ni éloges ni remercimens.

Ce n'est pas que pour les uns et pour les autres le sujet put me manquer. Comblé de Vos bontés, Monsieur, sensible même à celles, dont ma situation ne me permit pas de profiter, je ne trouve point d'expressions assez fortes pour ma reconnoissance dans une langue, qui m'est étrangère. D'un autre côté, quelle présomtion que de m'imaginer, que mes louanges pussent contribuer à l'étendue ou à la durée de Vôtre gloire.

Je Vous l'avouerai sincèrement, Monsieur, un des motifs, qui m'ont engagé à Vous adresser cette épitre, est un peu de vanité. On sait que cette qualité fait partie du caractère des écrivains, en particulier de nous autres rimailleurs; heureux, si elle ne domine pas trop dans le mien.

---

1) [Dedication des ersten Theils der Vermischten Schriften.]

Dans la première lettre, dont Vous m'avez honoré, Monsieur, Vous me parlez de quelques unes de mes poésies, qui Vous étoient tombées entre les mains, lorsque Vous aviez formé l'entreprise, que Vous appellez téméraire, d'apprendre l'Allemand. Ce seroit sortir tout à fait des bornes de la modestie, que je viens de franchir, si j'ajoutois ici les politesses, que Vous voulûtes bien m'écrire à ce sujet; des critiques chagrins pourroient bien ne les prendre que pour des politesses.

Daignez donc accorder un accueil favorable, Monsieur, à ces écrits, dont le premier a eu l'honneur d'être couronné par l'Académie Royale et dont quelques autres ont peut être eu l'honneur de Vous contenter un peu. On pensera que j'oublie le nom, que Vous donniez à Vôtre entreprise; mais c'est assez la règle, que ceux, à qui on dédie des livres, soient dispensés de les lire, et la langue, dans laquelle un livre est écrit, n'est pas à l'ordinaire la raison la plus importante, qui les en dispense.

Pour mes pièces, la langue seul leur ôte le bonheur d'être soumises à l'examen d'un juge, qui reunit la pénétration du géomètre à l'exactitude de l'observateur, et la profondeur du metaphysicien à la clarté de l'écrivain agréable, à l'enjouement du bel esprit, et même à ce feu noble, qui sans la mechanique du vers et de la rime caracterise le poéte. La nature n'accorde pas toujours l'avantage de sentir le grand et le beau à ceux, qui reçoivent d'elle la sagacité de saisir le vrai. Mais c'est une prérogative, qui distingue toujours les genies de l'ordre des Platons, des Leibniz, des Halley et des Bernoulli.

Je suis avec un profond respect etc.

---

## 9. [1]) An Hrn. Benedix von Bremer, Königl. Großbrit. Wirkl. Geh. Rath.

Hochgeborner Freyherr, Gnädigster Herr,

Daß ein Staatsmann sich von seinen Geschäften durch Le-

1) [Dedication des zweiten Theils der Vermischten Schriften.]

sung der alten Autoren erholt, das scheint vielen Gelehrten etwas ganz Außerordentliches, und mir ist es nichts weiter, als was sich sehr leicht erwarten läßt.

Schriftsteller, deren viele selbst Schicksale von Republiken lenkten, die alle die Welt kannten, für Höfe und für Nationen schrieben, die können, meiner Einsicht nach, dem Gelehrten von Profession nicht so lehrreich und unterhaltend seyn, als Demjenigen, der mit ihnen selbst, mit Denen, für welche sie schrieben, mehr Aehnlichkeit hat.

Wenn aber der Gelehrte, so viel der Unterschied der Umstände zuläßt, nach ihnen sich zu bilden bemüht gewesen ist, so darf ihn wohl bey seinen Bemühungen der Gedanke anfeuern, auch Leser zu haben wie die ihrigen waren, nicht nur an Rang, sondern auch an Geschmack.

Ich muß gestehen, daß dieser Gedanke in mir sehr lebhaft gewesen ist, wenn ich mir bey manchen Aufsätzen dieser Sammlung vorgestellt habe, daß ich einmal das Ganze Ew. Hochfreyherrl. Excellenz überreichen könnte, und daß ich mir für dasselbe den Beyfall nicht nur des Ministers, sondern auch des Freundes vom Horaz wünschen dürfte.

Ich verharre mit tiefster Devotion u. s. w.

Göttingen, den 2. May 1772.

---

## 10. Sendschreiben an einen jungen Herrn wegen einer Historie der Moden [1]).

Mein Herr!

Ich weiß nicht, ob ich die Schrift, von der Sie unter Ihrem Namen einige Stücke haben in die Belustigungen setzen lassen, ein Wochenblatt nennen darf. Wenn ich darauf sehe, daß sie nur Monatsweise herauskommt, so dürfte sie wohl eher ein Monatsblatt genannt werden. Doch da ich diesen neuen Namen

1) [Aus Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes, 1742, Jenner, S. 148 ff. Der Jahrgang 1744, Christmonat, S. 524—540. enthält einen Brief von Kästner: Ueber die beste Welt und die Natur der Freyheit, welchen er ebenfalls in die Vermischten Schriften nicht aufgenommen hat.]

nicht wagen darf, weil Ihre Aufsätze zu kurz sind, unter die Monatsschriften gerechnet zu werden, und im Hauptwerke mit solchen Blättern eine große Aehnlichkeit haben, die man wöchentlich auszugeben pflegt, so will ich mich lieber an das Wesentliche, als an äußerliche Umstände halten, und Ihre Abhandlungen zu dem Geschlechte der Wochenblätter rechnen. Das Wort Wochenblätter nehme ich hier in dem Verstande, wie es von den Malern, den Patrioten, den Tadlerinnen u. s. w. genommen wird, von denen man das erste oder andere Jahr anführen kann, und nicht wie ein guter Freund unlängst den Bibliothécaire Moderne ein Wochenblatt genannt, weil selbiger nach einer achtwöchentlichen Dauer die Muthmaßung erfüllt, die ein Gelehrter bey Erblickung des ersten Stücks gehabt hat.

— — O puer ut sis
Vitalis metuo.

O Kind! mein Prophezeyn verspricht dir kurzes Leben,
Der Vater ist zu schwach, dir viele Kraft zu geben.

Da ich also Ihre Schrift, M. H., unter die Wochenblätter rechne, so werden Sie auch wohl der Gewohnheit Ihrer Vorgänger, in dieser Art zu schreiben, folgen, und Briefe, die man an Sie ausfertigt, einrücken. Ich vergnüge mich, wenn gegenwärtiger Aufsatz die Ehre hat, der erste Brief zu seyn, der an Sie geschrieben wird. Denn der Brief an den Herausgeber der Belustigungen, darin man Ihnen die Ehre der Selbstverfertigung Ihres Blattes abstreiten wollen, ist nicht an Sie gerichtet; und Sie haben ihn auch billig in Ihren folgenden Stücken mit einem großmüthigen Stillschweigen übergangen.

Nun wäre es meine Schuldigkeit, Ihre Aufsätze zu loben, von dem Witze und dem Verstande, der darin steckt, Vieles zu sagen, und meinen Mitbürgern einen unaussprechlichen Nutzen von Ihren Arbeiten zu versprechen: denn so fangen sich insgemein die Briefe an, die man in Wochenblättern findet, und vielmals besteht nicht nur der Anfang, sondern auch das Mittel und das Ende von dergleichen Briefen aus Lobsprüchen. Es war eine sehr löbliche Gewohnheit, noch gegen den Anfang des jetzigen Jahrhunderts, daß ein Schriftsteller eine Menge von Lobgedichten, welche gute Freunde auf sein Buch verfertigt hatten, voran-

drucken ließ. Nachdem aber der Eigensinn neuerer Zeiten diese Gewohnheit verächtlich gemacht, so ist doch noch etwas Aehnliches von ihr in den Wochenblättern beybehalten worden. Die Verfasser derselben haben gemeiniglich alle Briefe, die man ihnen übersandt, und darin sie auch am stärksten gelobt werden, aufrichtig drucken lassen, ungeachtet ich glaube, daß diese Verläugnung ihrer angebornen Bescheidenheit ihnen so sauer geworden, als einer Jungemagd, die, wenn man ihr ein Trinkgeld anbeut, unter vielen Versicherungen, daß es nicht nöthig sey, daß man sich keine Mühe geben solle, daß ihr verboten sey, etwas zu nehmen u. s. f., immer die Hand darnach ausstreckt.

Die Höflichkeit würde mich also rechtfertigen, wenn ich Ihnen viele Lobeserhebungen beylegte, und die Gewohnheit Sie vertheidigen, wenn Sie mit denselben eines Ihrer Blätter anfüllten. Allein, wie die Leute leicht von einer Sache gerade auf das Gegentheil verfallen, so befürchte ich, der sogenannte allernächste Freund des Verfassers vom jungen Herrn, der nicht glauben will, daß die Blätter, die unter Ihrem Namen herauskommen, Ihre Arbeit sind, würde doch wohl die Welt überreden wollen, die Lobsprüche, die ich Endesunterschriebener Ihnen beygelegt, wären von Ihnen selbst verfertigt. Ueberdies halte ich dafür, daß ein Lob, welches Sie von Mannspersonen erhalten, wenig Eindruck bey Ihnen machen wird, weil Sie allzugewohnt sind, vom Frauenzimmer gelobt zu werden.

Da ich also Ihr Lob nicht zum Inhalt meines Briefes machen will, so muß ich Ihnen wohl von etwas schreiben. Denn ich bin doch nicht Willens, es wie Cicero zu machen, der viele Briefe an seine guten Freunde nur in der Absicht geschrieben, um zu schreiben. Und in der That habe ich einen Zweck gehabt, weswegen ich die Feder angesetzt. Ich ersuche Sie nämlich, die Moden der galanten Personen beyderley Geschlechts in Ihren Blättern zu verewigen. Sie wissen, mein Herr, was für enge Gränzen der Lebenszeit einer Mode gesetzt sind. Das Frauenzimmer, welches wohl weiß, wie kurze Zeit die Schönheit dauert, giebt vielleicht den Moden nur deswegen ein so kurzes Leben, damit etwas auf der Welt sey, das noch von kürzerer Dauer ist, als die Schönheit. Und in was für eine Vergessenheit gerathen nicht die Moden, wenn sie einmal abgekommen sind! An

eine Kleidung, an eine Gewohnheit, ohne die vor zwey Mondenaltern kein Mensch artig heißen konnte, wird jetzt von keinem artigen Menschen mehr gedacht. Indessen, da doch unsere Nachkommen begierig seyn werden, unsere Moden zu wissen, da sie ohne diese Kenntniß Vieles in unsern schönsten Schriftstellern, insbesondere in unsern Poeten, nicht werden verstehen können: so ist es wohl nöthig, deren Beschaffenheit etwas zu beschreiben. Sie, mein Herr, sind geschickt, der Nachwelt darin zu dienen; und ich hoffe nicht, daß Sie für die Nachwelt unempfindlich seyn werden: denn ich glaube doch, wenn Sie drey Jahre studirt haben, so werden Sie promoviren, und mit einer reichen Schönen dafür sorgen, daß es der Nachwelt nicht an jungen Herren fehlen möge.

Liefern Sie uns also künftig mit Ihrer Dissertation eine historisch-chronologisch-critische Nachricht von den Moden. Uebergehen Sie diejenigen nicht, die dem Würmchen ähnlich gewesen sind, das man von seiner Lebensart den Tagewurm heißt, und die sich kaum ein Paar Wochen gezeigt haben; denn je mehr dieselben vergessen sind, desto nöthiger sind ihre Nachrichten. Allein unterlassen Sie auch nicht, diejenigen zu erwähnen, die als Nestores unter den Moden, drey Modenalter, das ist nicht viel weniger als sechs Monate, gedauert haben.

Wenn Sie sich etwa bey der Menge von Moden nicht gleich sollten entschließen können, welche zuerst Ihrer Aufmerksamkeit werth sey, so wollte ich Ihnen hier unmaßgeblich eine zu weiterer Ausführung vorgeschlagen haben.

Sie wissen, mein Herr, oder Sie könnten es doch wissen, daß wenigstens die alten Naturkündiger behauptet haben, das Frauenzimmer sey viel kälter, als die Mannspersonen, und die Dichter bekräftigen hier den Ausspruch der Naturkündiger, wenn sie in Liedern, denen man es deutlich ansieht, daß sie in großer Hitze gemacht sind, sich immer über die Kälte ihrer Schönen beschweren. Aus diesem Satze scheint zu folgen, daß das Frauenzimmer im Winter mehr frieren sollte, als die Mannspersonen. Doch mehr als eine Mode beweist das Gegentheil. Das Frauenzimmer erscheint um Weyhnachten herum mit einem Fächer, da Maschinen dieser Art sonst im Sommer gebraucht werden, sich abzukühlen, und die Hitze der Sonnenstrahlen abzuhalten; und unter den

Mannspersonen verstecken nicht etwa alte Leute, sondern junge Stutzer bald nach Michaelis die Hände in einen Muff. Ich ließ es mir im Anfang noch gefallen, da das Frauenzimmer Muff und Fächer zugleich trug; denn ich glaubte, sie könnten etwa den Muff in der Kirche, und den Fächer in eingeheizten Zimmern brauchen. Doch als nachher die Muffe das Frauenzimmer gar verließen, und mit einer etwas veränderten Gestalt zu den Mannspersonen übergingen, so begriff ich nicht, wie der Fächer allein Wärme geben könnte; und ich finde auch nicht, daß der Exercitienmeister des Fächers, dessen im Zuschauer erwähnt wird, einige Kenntniß davon gehabt hätte. Ich erinnerte mich der Fabel, die den Charakter der Falschheit vorstellt, von dem Satyr, der in die Hände geblasen hatte, sie zu erwärmen, und in die Speise, sie abzukühlen. Vielleicht, dachte ich, hat der Fächer eines Frauenzimmers auch diese doppelte Eigenschaft, wie der Athem des Satyrs, daß er zugleich Wärme und Kühlung giebt. Wie ich als ein Liebhaber der Philosophie das Wunderbare in der Natur und Kunst gern zu entdecken suche: so wollte ich mich auch durch einen Versuch überzeugen, ob meine Muthmaßung gegründet sey oder nicht. Doch meine Neugier ward mir übel bezahlt. Ich nahm in der ersten Gesellschaft, in die ich gerieth, den Fächer, der mir zur Hand lag. Dieser Fächer mochte bey seiner Besitzerinn, ich weiß nicht aus was für Ursachen, in einem Werthe stehen, daß sie ihm nicht gern wollte einen Schaden thun lassen; denn die Erfahrung hatte sie schon bey Scheeren und andern solchen Kleinigkeiten gelehrt, daß die Werkzeuge des Frauenzimmers in meinen Händen vor ihrem Untergange nicht gar zu sicher wären. Daher foderte sie ihn mir ab; ich gab ihr solchen ohne Verdacht, weil ich ihn bald wieder zu bekommen hoffte, und war noch so einfältig, daß ich auf ihr Befragen, was ich mit dem Fächer machen wollte, meine Zweifel und meine Absicht erzählte. Ich weiß nicht, ob sie meine Einfalt für eine Bosheit aufnahm, oder was sonst ihren Zorn erregte, daß sie mir mit dem Fächer einen Schlag gab, davon meine Hand einigen Schmerz empfand, ihr Fächer aber einen merklichen Schaden litt, so daß ich ihn nachher so wenig für tüchtig hielt, einen Versuch damit anzustellen, als eine Luftpumpe zu fernern Experimenten tüchtig ist, wenn ihr unwissender Besitzer sie durch ungeschickten Gebrauch

verderbt hat. Ungeachtet Sie nun wohl sehen, mein Herr, daß nicht ich, sondern das Frauenzimmer an dem Untergange des Fächers Schuld gewesen, so wird Ihnen doch auch bekannt seyn, daß, in Streitigkeiten der Mannspersonen mit Frauenzimmer, die erstern allezeit unrecht haben, und daher würden Sie selbst, wenn wir das Vergnügen gehabt hätten, Sie bey uns zu sehen, sich mit der übrigen Gesellschaft vereinigt haben, mich zu bestrafen, und zum Ersatz des verursachten Schadens (denn des gethanen kann ich doch wohl nicht sagen) zu verdammen. Doch ich habe diesen Ersatz noch nicht gethan; nicht, als ob ich mich dazu nicht für schuldig hielte, denn davon bin ich allzusehr überzeugt: sondern weil ich den Schaden durch einen Muff gut thun will, und es nicht über das Herz bringen kann, dem Verlangen meiner Gegnerinn zufolge, ihr einen Fächer zu kaufen, mit dem sie noch diesen Winter der Kälte trotzen könnte. Berichten Sie mir doch, mein Herr, wer von uns Beyden Recht hat. Die Gesellschaft hat Sie damals schon zum Schiedsrichter erwählt, als diese wichtige Begebenheit vorging; denn es ist keine Person darunter, welcher die Belustigungen und der junge Herr unbekannt wären. Doch versparen Sie Ihre Entscheidung nicht etwa bis in Ihr nächstes Stück, sondern haben Sie die Gewogenheit für uns, und stellen solche Ihrem Verleger schriftlich zu, bey dem ich sie will abfodern lassen. Wenn Ihnen an der Ehre, ein Schiedsrichter über Streitigkeiten von der Art zu seyn, etwas gelegen ist, woran ich nicht zweifle, so werde ich mir öfters die Freyheit nehmen, Sie in dergleichen streitigen Fällen wegen meiner Freunde und Freundinnen zu befragen, so oft nämlich die Sache nicht durch einen gütlichen Vergleich beygelegt wird. Die Ursache aber, warum ich mir jetzt Ihr Urtheil so bald ausbitte, ist, weil ich befürchte, wofern Sie einige Zeit verziehen, so werde Ihr Urtheil unnöthig seyn. Denn

Wo mir nicht alle Zeichen lügen,
Noch mich die eitlen Sinne trügen: S.

so sehe ich schon, wie die Fächer bis gegen Ostern zur Ruhe kommen. Ich habe unlängst Frauenzimmer gesehen, die das Herz gehabt, die von den Mannspersonen ihnen widerrechtlicher Weise entrissenen Muffe sich wieder anzumaßen; und der Charakter die-

ser Frauenzimmer läßt mich hoffen, daß sie bald Nachfolgerinnen haben werden. Vermuthlich werden alsdann die Mannspersonen die abgesetzten Fächer ergreifen, und ein Fächer wird einem artigen Menschen so unentbehrlich seyn, als jetzt eine große hörnerne Tabacksdose mit Rappee.

Sie sehen also hier, mein Herr, eine Mode, welche Sie zu beschreiben haben, und mit der Sie eilen müssen, ehe es ein altfränkischer Gebrauch wird. Doch ich bin zu verwegen, wenn ich Ihnen Moden melde, davon Sie handeln können, und eine Wahl vorschreibe, da Sie dies Alles viel besser wissen, als ich. Es ist genug, daß ich nochmals meine Bitte wiederhole, die Moden der Vergessenheit zu entreißen. Die alten Deutschen waren mehr bemüht, große Thaten zu thun, als solche aufzuschreiben. Daher kommt es, daß wir so wenig von ihnen wissen, daß

In des Nichtes dunklem Schoße
Theut und Askan begraben sind.
Haller.

Man mag nun zwischen den alten barbarischen und unsern heutigen artigen Deutschen so einen großen Unterschied setzen, als man will, so ist doch diese große Aehnlichkeit zwischen beyden, daß die einen so wenig geschickt sind, ihre Thaten aufzuschreiben, als die andern. Und daher sind die Erfinder und die Erfinderinnen der artigsten Moden entweder gänzlich unbekannt, oder sie kommen doch bald in's Vergessen. Zwar geben sich die sinnreichen Geister beyderley Geschlechts immer noch Mühe, das Reich der Moden mit neuen Entdeckungen zu erweitern; ungeachtet man aus dem, was ich erwähnt habe, deutlich sieht, daß die Ehrbegierde sie nicht antreiben kann; allein ihre Bemühung, die jetzt das bloße Vergnügen, etwas Neues zu entdecken, unterstützt, würde viel stärker werden, wenn sie sich von der Feder eines Schriftstellers, wie Sie, mein Herr, sind, die Ewigkeit versprechen dürften. Diese Gründe, mein Herr, werden Sie ohne Zweifel stark genug antreiben, an einer Historie der Moden zu arbeiten. Wie viel Vergnügen wird es Ihnen nicht bringen, wenn Sie in dieser Historie auch Ihre Freundinnen noch auf eine andere Art verewigen können, als die stolzen Poeten, die sich sonst dieses Recht allein zuschreiben. Diejenige, von der Sie werden berich-

ten können, daß sie diese oder jene Art des Putzes zuerst erfunden oder zuerst bekannt gemacht, wird gewiß, ohne neidisch zu werden, lesen, was Haller und Günther von Doris und von Leonoren singen.

Nur eine Anmerkung habe ich Ihnen noch zu sagen, mein Herr. Untersuchen Sie nicht allezeit allzu gewissenhaft, ob von einer neuen Mode der erste Einfall einer Schönen, oder ihrer Nähterinn, einem Stutzer oder seinem Schneider zuzuschreiben ist. Der Ruhm wegen erfochtener Schlachten gehört nicht dem gemeinen Soldaten, sondern dem General, wenngleich der erste mehr gethan hätte.

Länger darf ich Sie wohl nicht aufhalten. Es ist schon so sehr lange, daß Sie nicht einmal so weit werden gelesen haben. Wenn Sie auch, was doch unmöglich ist, einen so langen Brief von einem Frauenzimmer erhielten, so würden Sie doch wohl schwerlich die Geduld haben, ihn zu Ende zu bringen. Ich schließe also. Denn ohne Zweifel sind Sie des verdrießlichen Lesens müde. Mein Herr ꝛc.

Leipzig, den 12. Jänner 1742.

## 11. Gegenantwort an Hrn. Hofrath und Leibmedicus Zimmermann in Hannover [1]).

Auf meine Frage: Wer die Gottschede sind, die mich lieben sollen, weil ich nach würdigen Männern schlüge? antworten Sie: Der Name dieser Gottschede ist Legion.

---

1) [Supplement zum 39. Stück des Hannöv. Magazins für 1779. — Zimmermann hatte in seiner Schrift: Versuch in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen, launigten Einfällen und philosophischen Remarquen über allerley Gegenstände. Göttingen 1779, unter Anderm S. 33. drucken lassen: „Liebe für Kästnern. Unsere Gottschede lieben Kästnern, weil er zuweilen nach würdigen Männern schlägt, die zu necken sie zu marklos sind. Ich liebe Kästnern auch; aber deswegen, weil ich in einer Schrift von ihm den erhabensten Gedanken finde, den vielleicht je ein Mensch dachte. Es ist gewiß nicht einerley, sagt Kästner, ob ich den gestirnten Himmel wie eine Gasse mit Laternen ansehe, oder ob ich weiß, das Kleinste, was ich sehe, ist

Meine Frage war ernsthaft; und der Unterschied zwischen Ihnen, Herr Hofrath und Leibmedicus, und mir, ist weder an Gelehrsamkeit noch an Rang so groß, daß Sie sich deswegen herausnehmen dürften, einer ernsthaften Frage von mir mit einem Spaße auszuweichen.

Bey Legion haben Sie ohne Zweifel nicht an Lipsium de militia Romana, sondern an die Bibel gedacht. Es muß Ihnen allerdings frey stehen, daß Sie glauben witzig zu seyn, wenn Sie einem Teufel, oder nach der neumodischen Exegetik, einem Rasenden, nachsprechen.

Gottsched ruht nun schon so lange, daß seinen Namen zum Spott zu brauchen, keinen Possen mehr giebt. Er war mein Lehrer und Gönner, ich verunzweyte mich mit ihm, aus keiner andern Ursache, als wegen Haller (ein Name, den ein vorgesetztes von nicht größer macht).

Dieser Haller, der so viel gerechte Ursachen hatte, mit Gottsched unzufrieden zu seyn, hat, so viel mir bekannt ist, in öffentlichen Schriften nie etwas Uebles von Gottsched mit Nennung desselben Namens gesagt.

Er hat auch gelehrte Streitigkeiten gehabt, und sie zuweilen

---

myriademal größer als die Erde — und Der, der das Alles machte und regiert, hört auf mein Gebet. — Hierauf erließ Kästner folgendes Schreiben an das Intelligenzcomtoir zu Hannover: „Da man kein Bedenken getragen hat, die mich betreffende Stelle [das eben Erwähnte] im Hannöv. Magazin, Stück 39., drucken zu lassen, so bin ich berechtigt zu fodern, daß Beyliegendes nächstens muß eingerückt werden. Göttingen, den 16. May 1779." — Die Beilage enthielt Folgendes: „Von dem Hrn. Verfasser der kleinen Aufsätze, Hannöv. Magaz. St. 39., fodere ich, daß er öffentlich die Gottschede nennt, die mich deswegen lieben, weil ich nach würdigen Männern schlüge, und daß er öffentlich die würdigen Männer nennt, nach den ich schlage, auch daß er sich selbst nennt. Göttingen, den 16. May 1779. K." — Zimmermann's Antwort war: „Der Name der Gottschede, die ich meyne, heißt Legion! — Ein sehr würdiger Mann, nach dem Sie zu wahrem Mißfallen einer Menge rechtschaffener Menschen, St. 117. der Gött. Anz. von 1778, geschlagen haben, heißt Johann Andreas de Luc, Lector Ihrer Majestät der Königinn von Großbritannien. — Haben Sie hieran genug? Hannover, den 19. May 1779. J. G. Zimmermann." — Demnächst erfolgte Kästner's obige Gegenantwort.]

mit Heftigkeit geführt, denn er war Mensch; aber er hat sie so geführt, daß man aus seinen Schriften etwas in der Sache lernte, wenn man übrigens für ein H. in Göttingen oder Bern nicht mehr Prädilection hatte, als für ein H. in Jena, oder ein H. in Wien; Schimpfwörter auf seine Gegner, Schmähungen ihres moralischen Charakters, Begegnen, als ob er von einer Höhe auf sie herab sähe, das hat er sich nie verstattet; zu schreiben: er habe sie mores gelehrt; dazu hatte er selbst zu viel mores.

Von Ihrem Lehrer kehre ich wieder zu Ihnen Herr Hofrath und Leibmedicus.

Juristisch habe ich wohl kein Recht, Sie zu Beantwortung meiner ersten Frage zu zwingen, und da Sie sich durch andere Pflichten nicht dazu wollen anhalten lassen, so befriedige ich mich damit, daß Sie darauf gehörig nicht antworten wollen oder können.

Auf die zweyte: Nach wem ich geschlagen habe? und auf die dritte, welche des Verfassers Namen zu wissen verlangte, der mir Schlagen nach würdigen Männern Schuld gab, haben Sie ordentlich und bestimmt geantwortet. Ich erkenne dieses mit Dank, und für das Verfahren eines redlichen Mannes, der sich nicht scheut zu bekennen, was er geschrieben hat.

Ein Sinngedicht von mir an Hrn. Prof. Lichtenberg, das Hrn. de Luc betrifft, ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, auch längst gedruckt. Daß ich dem Manne das Compliment gemacht, und so bald darauf nach ihm sollte geschlagen haben, möchte doch etwas unerwartet scheinen.

In meiner Recension von Hrn. de Luc's Briefen habe ich Erinnerungen wegen des Buches gemacht, und solche, die andern Lesern vor meiner Recension auch beygefallen waren.

Weil ein würdiger Mann Lector bey der Königinn Majestät ist, soll man deswegen alle Zeilen anstaunen, die er schreibt? Meersalz in Bergen, als eine Neuigkeit, die zwey Bewunderungszeichen verdient, ankündigen? wenn man vor funfzig Jahren als Knabe von den polnischen Salzgruben gelesen, und über dreyßig Jahre den Gedanken: unsere Salzquellen seyen Wasser, beym Durchgange durch unterirdische Salzmassen geschwängert, vom Bergrath Borlach bekommen hat? Soll man nicht sagen dürfen: daß Geologie Anno 1703 von einem Deutschen ist in der

Bedeutung gebraucht worden, in der Hr. de L. 1778 das Wort zu brauchen wünscht und aus Furcht, die Delicatesse der französischen Sprache zu verletzen, nicht wagt? Nicht sagen dürfen, was in Deutschland schon so viel Oekonomieverständige gesagt haben: daß die Gemeinheiten der Bevölkerung nicht vortheilhaft sind. Nicht Hrn. de Luc's Bemerkung: Es sey zu früh, Manufacturen zu vermehren, wo der Ackerbau noch Verbesserungen braucht, als eine Wahrheit anerkennen dürfen, die sonst schon durch Colbert's Beyspiel sey bestätigt worden? Wenn er erzählt, die Neufchateller hätten sich damit Schaden gethan, Uhrmacher zu werden, nicht daran denken dürfen, daß ein Genfer dieses erzählt? Endlich, nicht sagen dürfen, daß Hr. de L. Haller's, Scheuchzer's, Sulzer's, Altmann's, Gruner's u. A. Bemerkungen bestätigt?

Wenn ich im Anfange meiner Recension der Litteratoren wegen wünsche, daß die Schriftsteller ihre Vornamen ganz ausschrieben, bey berühmten ausdrücklich eine Ausnahme mache, so wird mir ja jeder kluge Mensch zutrauen, daß ich den Verfasser des Werks sur les modifications de l'atmosphère, eines Werks, das lange vor seiner Erscheinung von berühmten Gelehrten mit Ruhm ist angekündigt worden, unter die berühmten Schriftsteller zähle, und ihn also mein Wunsch nicht angeht.

Das ist alles Böse, was ich von Hrn. de L.'s Buch gesagt habe, und nicht böser als ich es hier wiederhole gesagt. Habe ich doch in allen diesen Erinnerungen nicht einmal Hrn. de L.'s Sätzen widersprochen, nur gemeldet, daß es nicht ganz unbekannte Wahrheiten wären. Hat denn aber Hr. de L. etwa gesagt, seine Briefe enthielten lauter neue Wahrheiten? Dazu ist er zu vernünftig.

Unsere gelehrten Anzeigen haben bey ihren andern Vorzügen immer auch das Lob der Anständigkeit behauptet. Daß in ihnen nach würdigen Männern geschlagen werde, ist ein Vorwurf, den ein bedachtsamer, selbst würdiger Mann nicht wagen sollte, ohne den Beweis beyzufügen.

Erinnerungen bey dem Buche habe ich gemacht, aber nicht nach dem Manne geschlagen. Sagen Sie das letzte, so brauchen Sie entweder die Wörter in einer Bedeutung, in der sonst kein Deutscher sie braucht, oder Sie sagen eine meinem

moralischen Charakter, der mir noch werther ist, als mein gelehrter, schmähende Unwahrheit.

Ich will von Ihnen lieber das erste glauben, daß Sie ungewöhnlich deutsch schreiben, als Ihnen das letzte Schuld geben.

Waren meine Erinnerungen bey Hrn de L.'s Buche Ihrer Freundschaft unerträglich, so konnten Sie solche widerlegen. So vertheidigen Gelehrte ihre Freunde.

Auch eine Menge rechtschaffener Menschen hat meine Erinnerungen gebilligt. Rechtschaffene Menschen können in vielen Stücken unterschiedener Meynung seyn, sich irren, selbst aus Irrthum andern rechtschaffenen Menschen Unrecht thun. Also ist das, was Sie vom wahren Mißfallen einer Menge rechtschaffener Menschen über meine Recension sagen, ein bedeutungsloser Ausdruck, es wäre denn, daß Sie hinzusetzten: diese allein sind rechtschaffene Menschen, und da wäre es eine grobe Injurie.

Daß man in einem Buche nicht Alles bewundern, selbst nicht Alles billigen, und doch den Mann, der das Buch schrieb, verehren kann, daran einen Gelehrten zu erinnern, ist doch wohl überflüssig.

Ob ich gleich bey einigem Helvetischen in Ihren Aufsätzen an Sie dachte, so konnte ich mich doch nicht überwinden, alle einem Zimmermann zuzuschreiben, da manche nicht einmal von einem Vademecumssammler möchten aufgenommen werden, als nur, wenn er sich in großer Verlegenheit zu Ausfüllung noch eines Bogens befände So haben auch über diese Ihre Aufsätze hier eine Menge rechtschaffener Menschen geurtheilt, und Einer darunter glaubte in einigen Stücken Witz und Schreibart eines Göttingers zu erkennen, der nicht so gar sehr lange die hiesige Stadtschule verlassen hat.

Am wenigsten sollte man so viel und so Geschriebenes von einem Manne erwarten, den ein Brief das kostet, was in dem Schreiben an einen Feldscherer zu Fuß berichtet wird, und sich nie ohne Rührung lesen läßt.

Dieses zu erklären, fiel mir ein: daß ein König, dem viel gute und große Eigenschaften die Verehrung der Nachwelt erhalten, bey seinen Schmerzen sich zu zerstreuen, mahlte. Wollen Sie unter Ihre Aufsätze schreiben: Zimmermannus in doloribus

scripsit, so wird man sie allemal mit der Schonung und auch zugleich mit der theilnehmenden Empfindung lesen, die jeder Rechtschaffene Ihnen, in so vieler Absicht verehrungswürdiger Zimmermann, schuldig ist.

Der König soll auch manchmal zu Linderung seines Schmerzes geprügelt haben. Ist Ihnen auch ein solches Palliativ zuträglich, so wäre es freylich am besten, Sie brauchten dazu Jemanden, der unter Ihnen steht. Wenn aber auch ein Paar Schläge von Ihnen auf Einen Ihres gleichen fallen, so hält man einem Kranken so etwas zu gute, und dankt Gott, daß man nicht auch so krank ist!

Von der Seite werde ich auch das Verfahren ansehen, zu dem Sie sich künftig möchten verleiten lassen, wenn etwa Ihre Frage: ob ich daran genug habe? Drohung seyn soll; und versichere Sie, daß ich voll Mitleiden gegen Ihre Krankheit, und mit unverfälschter, großer Hochachtung gegen Ihre wahren, ausnehmenden Verdienste bin ꝛc.

Göttingen, den 24. May 1779.

---

## 12. An Hrn. Hofrath und Leibmedicus Zimmermann in Hannover [1]).

Als Sie mir Ihre Liebeserklärung wegen eines frommen Gedankens thaten, der die schändlichste Heucheley ward, wenn das wahr ist, was Sie hinzusetzten: daß ich nach würdigen Männern schlüge; als ich deswegen Rechenschaft verlangte, und von Ihnen mit Wiederholung Ihres ehrenrührigen Vorwurfs nur eine stolze

1) [Altenburg, Richter 1780. Erwiderung auf einen gedruckt verbreiteten Brief Zimmermann's (Hannover, 28. Octbr. 1779), dessen Anfang lautet: „Verzeihen Sie mir mein langes Stillschweigen und meine wenige Aufmerksamkeit auf alle mir gegebenen Beweise Ihres Hasses und Muthwillens. Durch Rache macht man mich gleichgültig und kalt. Es ist mir unmöglich, einen Streit mit Wärme zu führen, an den ich in langer Zeit nicht mehr dachte, der durch seine Unerheblichkeit nur Widerwillen erregt, und bey dem doch nichts herauskommt, als daß alle diese neugierigen und schadenfrohen Zuschauer auf einige Minuten über beyde Streiter lachen." u. s. w. Den ferneren Inhalt ersieht man aus Kästner's Antwort.]

und drohende Antwort erhielt: mußte ich eine Anklage abweisen, die kein ehrlicher Mann auf sich darf sitzen lassen, über die ich gegen Sie um die Ahndung des Richters angesucht hätte, wenn sie mir von Ihnen nur mündlich wäre gemacht worden; aber bey gedruckten Schmähungen kann kein Richter helfen, selbst kaum, wenn er auch verstatten wollte, sein Verdammungsurtheil drucken zu lassen.

Ich suchte mich dabey nach den strengsten Gesetzen der Selbstvertheidigung einzuschränken, damit Sie, ohne Abgang Ihrer Ehre, sich verhalten könnten, wie ich wünschte, daß Sie sich verhielten: Schweigen.

Mein Wunsch entstand daher, weil ich glaubte, wir könnten beyde unsere Zeit besser anwenden, als zu so einem Schriftwechsel.

Da Sie sich nicht so verhalten haben; da Sie jetzt, mit aller Unbedachtsamkeit eines heftigen Naturalisten, auf mich losgehen, so kann ich nichts dafür, wenn Ihr Arm es ein wenig fühlt, wie ich Ihre mir zugedachten Stöße auspariren, und nach dem Pariren nachzustoßen, ist in der Regel; ich will Sie aber schonen so viel mir möglich ist.

Was Sie von Ihren guten Gesinnungen gegen mich sagen, nehme ich mit Dank an, in sofern es gut gemeynt ist. Und Ihnen einen Beweis zu geben, daß Zwist mit Ihnen zu vermeiden mein ernstlicher Wunsch war, erinnere ich Sie, daß ich bey dem Ausfalle, den Sie in Ihrem Handel mit Hrn. Prof. Lichtenberg auf mich als einen bekannten Satyriker thaten, mich im geringsten nicht geregt habe.

Ihnen ist gesagt worden: ich habe mich noch in diesem Jahre beklagt, die Studenten halten es nicht mehr der Mühe werth, bey mir Collegia zu hören. Und das hat Sie aufrichtig geschmerzt.

Ich bedaure Sie wegen des Schmerzes: der Spaßvogel, der Ihnen das Mährchen aufgehängt hat, dachte gewiß nicht, daß es Ihnen so wehe thun würde, sonst wäre er ein großer Bösewicht gegen Sie.

Wie konnte er aber auch denken, daß ein so kluger Mann wie Sie, sich so etwas würde weiß machen lassen?

Gesetzt, ich wäre mit dem Beyfalle, den ich hier habe, un-

zufrieden: würde ich meine Unzufriedenheit so einfältig durch ein der Mühe nicht werth achten ausdrücken? Würde ich nicht eher den Geschmack der Studenten tadeln, allenfalls des Darius Hirsekörner, und Alexander's Pfefferkörner erwähnen; das sähe doch einem Manne ähnlicher, der, wie Sie wohl wissen, Alles witzig macht.

Die Wahrheit aber ist, daß ich zu dieser Klage keinen Anlaß habe, daß ich für einen Lehrer, der Wissenschaften vorträgt, die nicht zu den Brodstudien gerechnet, und für schwer gehalten werden, immer noch mit der Zahl meiner Zuhörer sehr zufrieden bin. In der reinen Mathematik, die hier neben mir von unterschiedenen geschickten Leuten gelehrt wird, ist immer die Anzahl der Zuhörer da gewesen, die ich verlange; sonst nie, als abgewichenen Sommer, habe ich die Wenigen, die sich da meldeten, ersucht, sich eines andern Unterrichts zu bedienen. Ich glaubte, durch den Vortrag der Experimentalphysik, mein öffentliches Collegium, und zwey Privatissima, schon täglich so viel Stunden zum Nutzen der Studirenden anzuwenden, als von einem Professor erfodert wird, der noch viel mehr thut, als Collegia lesen. Diesen Winter lehre ich sie.

Die angewandte Mathematik, die ich ganz hier allein vortrage, wird weniger besucht; ich lehre sie aber auch diese Wenige. Der Grund davon liegt doch aus dem Angeführten offenbar in den Gedanken der Studirenden, nicht von dem Lehrer, sondern von der Wichtigkeit der Wissenschaft für sie.

Es haben sich, und das in den letzten Jahren, das jetzt laufende mitgerechnet, immer Studirende hier aufgehalten, für die unter den vielen Gelegenheiten, hier allerley Kenntnisse zu erlangen, die Absicht, sich meines Unterrichts in Privatissimis zu bedienen, einer der vornehmsten Bewegungsgründe gewesen ist. So wenig Grund habe ich zu der Ihnen vorgespiegelten, Ihnen so schmerzlichen Klage.

Ich hoffe eben so cito, tute und iucunde, ein anderes wahres und freundschaftliches Bedauern zu heben: Ueber die große Menge unrecht geführter Jünglinge, die, anstatt bey mir Mathematik so gut zu lernen, als man sie in der Welt lernen kann, aus Göttingen von mir nichts mitbringen, als meine Epigramme.

Diese Jünglinge sähen Sie immer an; also wandeln sie

vermuthlich vor Ihnen in Hannover herum; ein feines Compliment für die Hannoveraner! aber solcher Complimente müssen Ihre Freunde gewohnt werden.

Haben Sie denn diese Jünglinge auch gefragt, ob sie bey mir Mathematik haben lernen wollen?

Wenn nun etwa ein Jüngling mich nicht weiter kennen wollte, als aus meinen Epigrammen, würde er da Mathematik lernen, gesetzt, daß ich nie einen Reim gemacht hätte?

Bey der Menge von Sachen, die ich in jeder Lehrstunde vortrage, sage ich nichts, was nicht nothwendig zum Zwecke gehört; meine Zuhörer sind gewohnt, Wahrheiten und deren Zusammenhang ihrer völligen Aufmerksamkeit werth zu finden, ohne daß sie brauchen durch Einfälle aufgemuntert zu werden. Noch weniger kommen in meinen Vorlesungen Sinngedichte vor. Wer führt denn also die Jünglinge unrecht? Die Jünglinge, die mich nicht zum Führer verlangt haben, bey Seite gesetzt, ist doch unter denen, die sich als Jünglinge meines Unterrichts bedient haben, eine nicht ganz geringe Anzahl, die jetzt Mathematik lehren, oder zum Vortheil des gemeinen Wesens anwenden, in Göttingen, in den deutschen Ländern, die mit Göttingen Einen Beherrscher haben, und auswärts.

Daß man bey mir die Mathematik so gut lernen könne, als in der Welt, hätten Sie aus zwo Ursachen nicht sagen sollen: 1) Weil Sie nicht alle Oerter in der Welt kennen, wo man Mathematik lernen kann. 2) Weil Sie sich noch nie als den Mann gezeigt haben, der einen Mathematiker zu beurtheilen im Stande wäre. Sie haben also damit nur Ihrer Eitelkeit ein Compliment gemacht, nicht mir.

Auch müssen Sie für Lob einen ganz andern Geschmack haben, als ich, wenn Sie denken, Lob meines Witzes oder meiner Gelehrsamkeit sey mir von einem Manne annehmlich, der mir ein böses Herz Schuld giebt. Wer mich so lobt, der will den Schein haben, als ließe er mir die Gerechtigkeit widerfahren, die ich verlangen kann, und dadurch sollen seine Vorwürfe glaublicher werden. Das heißt: mir einen vergoldeten Dolch nach der Brust richten.

Von Ihrer Liebeserklärung habe ich schon im Anfange meine Meynung gesagt, und damit Sie sehen, que les beaux esprits

se rencontrent, gerade das Wort gebraucht, ehe ich es in Ihrem Briefe gelesen hatte.

Daß Ihre Liebe so edel und so entzückungsvoll gewesen sey, als Sie vorgeben, wird Ihnen kein Mensch glauben, der Ihre spöttische und drohende Antwort auf meine Fragen: Wer mein Ankläger sey? Und worin seine Anklage bestehe? gelesen hat.

Diese Fragen, die Sie ein berühmtes Cartell nennen, hatte ein rechtschaffener Mann in der Sicherheit seines guten Gewissens doch wohl nicht mit Verbeugung zu thun?

Fodern konnte ich, daß, wo Beleidigungen gegen mich gedruckt wurden, auch diese Fragen gedruckt wurden.

Befehl würde Herr von Wüllen verlacht haben, das muß hat er, ein besserer Ausleger als Sie, von dem Rechte eines Beleidigten von der Unpartheylichkeit, als einer Pflicht für Ihn, verstanden, und sich diesem gemäß verhalten.

Wenn ein Student auf der Straße wetzte, und ein anderer zum Fenster heraus rufte: Wer wetzt da? Und was soll das heißen? so vermuthe ich nicht, daß unser akademisches Gericht dieses für ein Cartell ansehen würde. Freylich versteht sich, daß der Rufende entschlossen ist, was er thun will, wenn der Wetzende nicht fortgeht.

Was ein großvezirischer Ton ist, mögen Sie besser wissen, als ich. Nach der Beschreibung, die von Ihnen gemacht wird, reden Sie wohl selbst manchmal in großvezirischem Tone.

Sie haben aus meinen Fragen geschlossen: Sie hätten bey mir ein verborgenes Geschwür getroffen, deswegen ich mich so unnatürlich bewegte.

Welcher Mensch außer Ihnen konnte meine Bewegung unnatürlich finden, und daraus auf ein verborgen Geschwür rathen?

Wie unrecht würde man Ihnen thun, wenn man Ihre medicinische Semiotik nach Ihrer moralischen beurtheilte?

Ganz recht, holen Sie in Hannover keine Befehle aus Göttingen; aber wir haben in Göttingen auch nicht nöthig, uns von unsern Mitknechten in Hannover mißhandeln zu lassen.

Sie fangen nun an, auf meinen Brief zu antworten.

Die Gottschede, nach denen ich fragte, sagten Sie, hießen Legion. Und jetzt erklären Sie erst diese Antwort: Der Männer, die unsern Geschmack leiten wollen, sind viele.

Wer konnte denn die Definition von einem Gottsched errathen: Ein Mann, der den Geschmack leiten will? Wollten den nicht Bodmer und Breitinger ebenfalls leiten? Und, wollte ihn denn Gottsched nur leiten? Hat er ihn nicht lange Zeit, wie man will, geleitet, oder verleitet?

Sie versichern, daß Ihr Wissen in Ihrer Wissenschaft sehr wenig sey, und wegen Ihrer Gedanken von Rangstreitigkeiten verweisen Sie mich auf Ihren Brief an den Feldscherer Hempel.

Die Art, wie Sie auf meine Frage antworten, hat mir und mehr Leuten stolz geschienen. Sagen Sie, es sey nicht so gemeynt gewesen, so bitten wir Sie um Verzeihung wegen unsers Mißverstandes. Auch wegen Ihrer Gedanken von Rangstreitigkeiten will ich Ihnen lieber hier auf Ihr Wort Alles glauben, was Sie wollen, als Ihre Feldscherepistel noch einmal lesen.

Auf eine ernsthafte Frage ernsthaft zu antworten, kennen Sie also keine andere Verbindlichkeit, als landesherrliche Auctorität?

Wer eine ernsthafte Frage eines ehrlichen Mannes, an deren gehöriger Beantwortung dem Fragenden gelegen ist, lächerlich beantwortet, ist entweder ein Witzling, der aus Unkunde von Pflichten und Lebensart Possen macht, wo Ernst seyn soll; oder ein Stolzer, der den Fragenden verachtet.

Das erste wollte ich von Ihnen nicht denken; also blieb das andere übrig.

Nach Erklärung eines beleidigenden Ausdrucks fragen, ist kein Befehl, sondern das Recht, das Jeder gegen seines gleichen hat.

Für Standesperson gehalten zu werden, sollen Sie sich bemühen, wie mir ist erzählt worden; ich habe nie darnach gestrebt.

Daß ich nach Ihrem Berichte nie den Eßlöffel in die Hand nehme, ohne mir einzubilden, ich habe etwas Witziges verrichtet, dagegen kann ich nun freylich nichts sagen. Was will man mit einem Manne anfangen, der weiß, was ich, der ich gewöhnlich ohne andere Gesellschaft, als Bücher, esse, mir beym Eßlöffel einbilde. So ein Mann muß noch tiefere Blicke in die Seele thun als der beste Physiognomist.

In welchem Epigramme habe ich denn dem Teufel Witz abgeborgt?

Die Lügen von dem, was ich in's Stammbuch soll geschrieben haben, hat man Ihnen nur aufgeheftet, weil man Ihnen,

wie ich sehe, Alles aufheften kann. Sie sollten sich aber schämen, solch Zeug, wenn Sie es auch in der Stille aus Haß gegen mich glaubten, öffentlich drucken zu lassen, weil Sie sich dadurch aussetzen, daß ich Ihnen in's Gesicht sage, daß Sie Lügen nachsagen. Sie selbst sind deswegen kein Lügner, nur ein Leichtgläubiger.

In Stammbücher pflege ich ernsthaft zu schreiben, nicht einmal etwas so Witziges, wie Sie thun: Pain bis et liberté. Denn wenn das Ihr Ernst wäre, so wären Sie ja lange in Ihr freyes Vaterland zurückgekehrt.

Sie beschuldigen mich „übereiltes zorniges Auffahrens gegen „Sie, Hiebe, Bisse, die ich Ihnen gern hätte geben mögen und „geben lassen, wildes Satyrsgeschrey, bacchantischen Lärmens &c."

Wo ist denn das Alles? Auf der Welt habe ich nichts gegen Sie gemacht, als meine Gegenantwort und einige Epigramme. Sie waren nie dem Druck bestimmt, eins ausgenommen, das an Sie zu denken nicht nöthigt. Ich muß sie aber hier beyfügen, um das Publikum, das sich um uns bekümmert, über die Richtigkeit Ihrer Ausdrücke urtheilen zu lassen.

I.

Das Messer hat er einst zu seinem Heil gelitten.
O hätte Meckel doch ihm auch den Wurm geschnitten!

II.

Mir droht ein Arzt gar fürchterlich,
Mich sterbenskrank und todt zu schreiben;
Gesund und lebend werd' ich bleiben,
Schreibt er nur kein Recept für mich.

III.

Durch's Scheibenloch in's alte Haus
Flog um Ihn eine Fledermaus,
Gesichterkenner Zimmermann
Sah die für einen Engel an.

IV.

Das Bild, das Jemand, der Sie nicht ehren wollte, hat in Kupfer stechen lassen, habe ich gemißbilligt, weil ich glaubte, es thue Ihnen Unrecht, und die Erfindung nicht vorzüglich witzig

fand. Vielleicht dachte aber der Erfinder, zu der Absicht sey sein Stück witzig genug. Es soll Jemandem seyn Schuld gegeben worden, den ich so gerechtfertigt habe:

Daß S—g dieses Bild erfand,
Das zu verneinen ist mir Pflicht,
Er hat dazu zu viel Verstand
Und nähm' sich auch die Mühe nicht.

V.

Auf das Kartenblatt, das Sie bald nach meiner Gegenantwort drucken ließen mit der Nachricht: Sie wollten con amore antworten, könnten aber noch lange nicht, weil Sie krank wären, und nach Pyrmont reisen müßten, und viel zu thun hätten u. s. w., schrieb ich:

Deutsche Gelehrtenrepublik S. 130.
Wer ein Mann ist, sagt nicht, was er thun will, sondern thut's.

Und das ist es nun Alles, was ich nach meinem besten Bewußtseyn mich erinnern kann, Sie angehend geschrieben zu haben. Wird Ihnen noch etwas anders vorgebracht, und Sie wollen es mir Schuld geben, so lassen Sie mich darüber befragen. Ist es von mir, so gestehe ich es, und setze mich den Folgen meines Geständnisses aus. Sage ich, es sey nicht von mir, so erkläre ich den für einen Schurken, der mir Schuld giebt: Ich läugne, was ich geschrieben habe.

Wider Ihren Anfall habe ich mich vertheidigen müssen, weiter habe ich nichts gegen Sie, und bin nicht Ihr Feind.

Mit den Leuten, die Ihre Feinde seyn mögen, stehe ich in keiner genauen Verbindung, in meinem ganzen Leben habe ich an Allianzen in gelehrten Streitigkeiten keinen Theil genommen, sondern für mich gethan, was mir Recht schien, ohne Hülfe zu geben oder zu verlangen.

„Es sey notorisch, daß ich gegen jeden guten Menschen grinse, „und gegen Alles, was mir über den Weg läuft, mit Epigrammen hintenaus schlage."

Das ist wieder eine Lüge, Herr Leibmedicus, die Sie zur schlechten Ehre Ihrer Einsicht und Ihrer Denkungsart nachsagen.

Fragen Sie doch einen Juristen, was dazu erfodert wird,

notorisch zu seyn, und vergleichen es mit der Glaubwürdigkeit der Leute, von denen Sie sich solch Zeug dictiren lassen.

Aber die größten Göttingischen Lehrer haben, wie Sie sagen, von jeher gegen mich die bittersten Klagen geführt.

Deswegen berufen Sie sich auf das zu Hannover liegende Göttingische Archiv, und namentlich auf Beyspiele Röderer's, Hollmann's, Schlözer's. Und darauf hat Ihre Frage gezielt: Ob ich genug habe?

Freylich, so eine fürchterliche Deutung konnte ich dieser Frage nicht geben: Wart! ich will dir aus dem Archive Dinge vorrücken, die vor vielen Jahren abgethan sind!

Dazu ist Ihnen gewiß das Archiv nicht eröffnet worden.

Königl. Regierung wählt, Ihrer Weisheit und Güte gemäß, die gelindesten Wege, Streitigkeiten beyzulegen und zu unterdrücken. So ist doch gewiß derselben Meynung, daß nachher nichts mehr öffentlich davon soll erwähnt werden.

Damit vergleiche man nun Ihre Berufung auf's Archiv.

Wenn ich jetzt Dinge schreibe, die ich außerdem nie würde geschrieben haben, so wird das hoffentlich der Nothwehr verziehen.

Einem Freyherrn von Bernstorf, der hier durchreiste, war aufgetragen, mich mit Röderer zu vergleichen. Die Sache war den Augenblick geschehen, und von dieser Zeit an, 1759, bis an Röderer's letzte Reise, sind wenige Wochen vergangen, wo wir nicht, mehr als einmal, beysammen gewesen wären.

Wenn Sie das nicht glauben wollen, fragen Sie des seligen Röderer's noch hier befindliche Tochter, die Frau Professorinn Schlözer.

Als ich in der Königlichen Societät der Wissenschaften eine Gedächtnißrede auf Mayer abgelesen hatte, sagte Röderer: Wenn er stürbe, sollte ich ihm auch eine halten.

Der Scherz ward bald zu Ernst; mein Aufsatz ist Röderer's Werken beygefügt, und die, denen Röderer's Ehre werth war, haben mir dafür gedankt. Ob ich daran die Wahrheit sage, können Sie vom Hrn. Hofrath Meister erfahren.

Hr. Prof. Hollmann hat Physik, die ihm hier nicht aufgetragen ist, zu lehren vorgegeben (und folgendes ist notorisch), ohne daß er Mathematik verstand, die Mathematik, und besonders die Rechnung des Unendlichen, für unnütz erklärt, von den

größten Leuten, Newton, Leibnitzen, Wolfen, verächtlich geredet.

Gegen das und mehr dergleichen hätte ich, als Professor der Wissenschaften, die er verpfuschte und schmähte, mich ganz anders verhalten sollen, als ich mich verhalten habe, bis er einen Verwandten von mir, dessen Andenken mir heilig ist, 26 Jahre nach dessen Tode schmähte, nur mir wehe zu thun.

Was ich nun dieserwegen in der Vorrede zu meinen Anmerkungen über die Markscheidekunst gesagt habe, kann lesen wer will.

Die Hollmannische Ermahnung an seine gegenwärtigen und etwa noch künftigen Zuhörer ist auch gedruckt, und das zu meinem großen Vortheile, weil der Mann sich darin ganz gezeigt hat.

Die groben Unwahrheiten, mit denen er darin mich geschmäht hat, beantwortete ich in einer Schrift, die ich aus freyer Bewegung, ohne im geringsten dazu durch irgend ein äußerliches Ansehn angehalten zu seyn, dem damaligen Prorector, Hrn. Hofrath Meister, vorlegte. (Den Sie also, wenn Sie an der Wahrheit meiner nachfolgenden Erzählung zweifeln, fragen können.)

Er hat an den Sachen nichts getadelt, die Ausdrücke nicht zu heftig gefunden, nur als Jurist gerathen, ich sollte meinem Gegner nicht seine Lügen zeigen, sondern seine Unwahrheiten. Den Druck glaubte er mir nicht verbieten zu können, würde aber die Ausbreitung zu hindern suchen. Ich brauchte Ihm freylich nicht zu sagen, wie sich machen ließe, daß Er es nicht hindern könnte, und Er sah leicht, daß mein ganzes Verfahren nur dahin zielte, Ihm zu zeigen, was ich würde gethan haben, wenn ich nicht für Pflicht gehalten hätte, darüber Königl. Regierung Gesinnungen abzuwarten. Nach diesen habe ich mich auf's genaueste gerichtet. Meine Vorrede war schon mit dem Buche in die Welt gegangen. Sie ist aber viele Wochen, ehe das Buch fertig war, gedruckt gewesen, und gelesen worden.

Hr. Prof. Hollmann hat vermuthlich keine Verbindlichkeit erkannt, in diesem Handel mit seiner Ermahnung zu schließen, sondern noch Schmähungen gegen mich in seine Sammlungen zufälliger Gedanken über verschiedene Materien, VI. Sammlung, eingerückt, und damit sie ja nicht etwa ungelesen blieben, am Ende der Recension dieser Samml., Gött. gel. Anz. 1776, S. 519., Aufmerksamkeit auf die Anhänge zu erregen gesucht.

Wer von einem Hollmann geschmäht wird, befindet sich in ganz ehrenvoller Gesellschaft, wovon ich schon einige Namen genannt habe, denselben aber noch einen beyfügen kann: Münchhausen.

Man sehe die Vorrede zu seiner ersten Sylloge Commentationum (Goett. 1762.), wo er, nach Klagen, daß seine Verdienste in seinem Prorektorate nicht seyen gehörig erkannt worden, schließt: Parva mundus regitur sapientia. Welcher Worte Meynung Jeder damals zu Göttingen verstanden hat. Man nehme dazu, was auf eben der Sylloge, S. 36., bey Gelegenheit des Aufwandes, den der Großherzog von Florenz auf die Akademie de Cimento gemacht, in der Note (a) steht. Ihr Inhalt ist: Wer eine gelehrte Gesellschaft haben wolle, und nicht allen nöthigen Aufwand auf sie mache, verdiene den Namen: imprudentis ne dicam stolidi (so vorsichtig ist Hollmann, nicht etwa zu sehr zu schimpfen!). Non desunt tamen illustria passim exempla, ubi si ad vivum omnia reseces, fucumque et colorem, qui imperitis forsan aliquamdiu imponat, removeas, non raro contraria fere ratione se omnia habeant, contrariosque exitus etiam plerumque sortiantur. Wem ist dunkel, was für ein illustre exemplum Er in seinem Gehirn gehabt hat? Nämlich, der Mann beneidete S. 37. besonders der Florentiner Glück, daß sie Gläser wie sie verlangten, aus Glashütten haben konnten.

Als wenn er von den Burschen nicht Geld genug gewonnen hätte, Glaswaare dafür anzuschaffen.

So undankbar gegen die Gnade, mit welcher Bemühungen zur Aufnahme der Wissenschaften immer in Göttingen sind unterstützt worden, diese Note ist, so trügend war auch die Weissagung, die sie endigt. Der neue Prophet mochte glauben, die Societät würde untergehen, weil er ihr nicht mehr Witterungsbeobachtungen mittheilte, Nachrichten aus den Zeitungen vorlas, wo es geschnien und geblitzt habe, das Wort attraction untersagte, erzählte, wie Er eine metallne Kugel voll Wasser, zu untersuchen, ob es sich zusammendrücken lasse, aus einem kalten Orte in einen warmen gebracht, und voll Verwunderung die Kugel überall plötzlich mit Thau bedeckt, observirt habe, totum subito, rore contectum admirabundus observo, laetusque nunc aquam per omnes globi poros erumpentem et quasi trans-

sudantem, me videre, mihi persuadeo, sind seine eignen Worte, Syllog. I. p. 47. Er wischte den Thau mit einem leinenen Tuche sorgfältig ab, ließ die Schraube weiter in die Kugel hinein treiben, und erwartete aufmerksam (attenta mente exspecto) das Wasser wieder, als Thau, durch des Metalls Zwischenräume herausdringen zu sehen. Es ging ihm aber wie jener Köchinn, die das braune Leder von der gebratenen Gans abgezogen hatte, und von fleißigem Begießen neues erwartete.

Ueber einen solchen Physicus nun habe ich gelacht, weiter nichts gethan. Und mein Lachen war freylich sehr unrecht, denn, da er durch Unwissenheit und Wahn unserer Universität so schädlich war, so hätte ich an Haller's Vers denken sollen:

Uebern Clodius hat Cato nicht gelacht.

Seiner Person, den Verdiensten, die er haben kann, habe ich nie Gerechtigkeit versagt, selbst, da wir in keiner Lage waren, daß Einer des Andern Gefälligkeit bedurfte, ihm wenigstens mein gutes Zutrauen dadurch gezeigt, daß ich ihm kostbare Instrumente vom Observatorio, die er bequemer zu sehen verlangte, in sein Haus verabfolgen lassen.

Ich muß doch Ihnen, Herr Leibmedicus, noch durch Etwas Ihren ehrwürdigen Hollmann empfehlen. Glaubwürdig bin ich berichtet worden, daß er noch in seinen Collegiis von Hrn. de Luc's Buche: Sur les modifications de l'atmosphère, als von einem Buche, das lauter gemeine und bekannte Sachen enthielte, geredet hat. Und mein Gedächtniß müßte mich sehr betrügen, wenn ich nicht in vorerwähnter sechsten Sammlung auch ein schlechtes Urtheil von diesem Buche gelesen habe.

Herr Prof. Schlözer ist vor diesem viel mit mir umgegangen. In seiner Probe russischer Annalen, die er mir zum Geschenk sandte, steht: In Petersburg sey nur die zu Aufklärung einer Nation ganz unnütze Mathematik getrieben worden.

Ich habe mich meiner Wissenschaft in einem Aufsatze angenommen, der in meinen vermischten Schriften, Th. II. N. X. S. 94.[1]), steht. Nach einer Empfindlichkeit darüber, die etwa eine Woche gedauert, hat er Münchhausen gemeldet, daß er befriedigt sey. Dieses habe ich aus des Herrn Hofrath Heyne Munde, den

1) [S. diese Ausgabe Bd. II. S. 173. und Bd. III.]

Münchhausen, diese Sache zu vermitteln, brauchte; Sie können also von ihm die Wahrheit erfahren, wenn Sie solche wissen wollen.

In einem Briefe, der nicht zum Weisen geschrieben war, und den der, an den er gerichtet war, gewiß nicht aus Freundschaft gegen Hrn. Professor Schlözer gewiesen hat, ist mir ein Wort von ihm entfallen, das er auf diese Art erfahren hat, und von seiner in Ihrem Urtheile mannhaften und schneidenden Klageschrift ist mir nichts bekannt gemacht worden, als die Beschwerde über dieses Wort.

Herr Geh. Justizrath Böhmer, dem diese Sache beyzulegen aufgetragen war, und der Ihnen also davon die Wahrheit melden kann, wenn Sie solche wissen wollen, fand eine Erklärung dieses Wortes, die ich ihm ertheilte, zulänglich; und das ist Alles, was ich als Folge dieser Klageschrift empfunden habe.

Hr. Prof. Schlözer muß seitdem doch nicht so gar schlecht von mir denken. Er hat seit mehreren Jahren mir öfters das Vergnügen gegönnt, seine Tochter bey mir zu sehen, und die Nachricht, die ich auf sein Verlangen von ihrem Fortgange in Wissenschaften aufgesetzt habe, gern gelesen. Ich vermuthe nicht, daß er sich entbrechen wird, Ihnen zu melden, was hievon wahr ist, wenn Sie ihn darum befragen.

Kann denn Hr. Prof. Schlözer von mir so etwas Mannhaftes und Schneidendes geschrieben haben, als was gegen ihn von Hrn. Basedow und Ihrem frommen Lavater gedruckt vorhanden ist?

Ich führe diese Schriften gar nicht mit dem Beyfalle an, den Sie der seinigen zupoltern, sondern nur, Ihnen, wenn Sie noch so viel Gefühl haben, sinnlich zu machen, was solche Allegata beweisen. Leuten, die ordentlich denken, braucht man so etwas nicht einmal zu sagen.

Auf Ihre archivalisch bewiesenen Vorwürfe mußte ich so umständlich und mit Anführung von Zeugen antworten. Nur noch ein Paar Anmerkungen dazu. Erstlich: Was ist es für ein Verfahren, nur anzuführen: es sey über mich geklagt worden, da jedem vernünftigen Menschen einfallen muß: ich könne ja wohl auch Ursache zu Beschwerden gehabt haben. Liegen dergleichen nicht so viel von mir im Archive, so könnte die Ursache wohl

seyn, daß ich zu viel Respect für meine Obern gehabt habe, als sie oft mit meinen blos persönlichen Angelegenheiten zu behelligen.

Zweytens: Bin ich etwa der Einzige, wider den bittere Klagen sind geführt worden? Archivalisch kann ich freylich diese Frage nicht beantworten, würde auch Bedenken tragen, es zu thun, wenn ich könnte, weil ich die Gesinnungen Königl. Regierung anders respectire, als Sie thun.

Daß solcher Klagen mehr wenigstens existirt haben, ob sie in's Archiv sind gelegt worden, kann ich wieder nicht wissen, schließe ich aus dem Scherze eines unserer Rechtsgelehrten. Er setzte voraus, ich hätte die Anklage gelesen, die ein nicht hier verstorbener Gelehrter wider ihn eingegeben hatte, und sagte zu mir: Sie finden mich doch wohl nicht so schwarz, als der mich gemacht hat?

Weil ich hier keine Namen nennen mag, so nenne ich Ihnen einen Namen, den die ganze Welt mit Verehrung nennt: Haller. Ich denke, in seinem Leben, von Zimmermann beschrieben, das ich vor vielen Jahren gelesen habe, steht schon viel von Zwistigkeiten zwischen Ihm und seinen Collegen. Ich habe noch welche dieser Collegen persönlich gekannt, die bittere Klagen seinetwegen geführt haben, und das nicht über leichte Epigramme. Wie Ihre so viele sich auf drey concentriren, will ich auch nur drey nennen: Gesner, v. Segner und Brendel; ob die zu den größten Göttingischen Lehrern gehörten, kann ich nicht sagen; so etwas beurtheilt nur der Herr Leibmedicus Zimmermann.

Endlich können Sie vielleicht selbst aus dem Archive sich unterrichten, daß von den drey Klagen, die Sie anführen, keine einzige mir ist in extenso vorgelegt worden.

Kein Gericht, am allerwenigsten das, unter dem wir in Göttingen zu stehen das Glück haben, verurtheilt einen Angeklagten, ohne ihn zu vernehmen, was er eingesteht, oder läugnet, und dann secundum acta et probata zu sprechen.

Also bin ich doch wohl auf keine dieser Anklagen condemnirt worden, welches die Aufrichtigkeit meiner vorigen Erzählung bestätigen wird.

Was folgt denn also, daraus, daß über einen Göttingischen Lehrer ist geklagt worden?

Vielleicht so viel, daß man ihm nun vorwerfen mag: Er beleidige! Und daß er ja darauf nicht muckſen darf.

Lieber Herr Leibmedicus, ist Ihnen, während Ihrer ganzen Praxis, nicht Schuld gegeben worden (ob mit Recht oder Unrecht, daran liegt hier nichts), daß Sie drey Patienten geliefert hätten? Und wenn man Ihnen jetzt den Tod eines angesehenen Kranken beymäße, würde ein kluger Mensch dieser alten Beschuldigungen wegen Ihnen verbieten, sich zu verantworten?

Ich hätte gesagt: Niemand, „der mores hätte, müsse mores „von einem Göttingischen Professor verlangen."

Sehen Sie recht nach, es steht deutlich da: Jemand, der mores hat, läßt nicht drucken: er habe Andere, seines gleichen, mores gelehrt.

Und welches ich jetzt zur Erläuterung beyfüge: von einem Göttingischen Professor läßt Jemand, der mores hat, das noch weniger drucken, wenn er mit dem Göttingischen Professor zunächst unter einerley Obrigkeit steht.

Diesen Ausdruck und mehrere spöttische und verächtliche, die Sie von Göttingen in Ihren kleinen Aufsätzen brauchen, hat man hier so angenommen, daß Sie böse auf Göttingen wären, auch den Grund Ihres Bösesenyns anzugeben gewußt. Er sollte seyn: daß Verordnungen, die Sie hieher zu ertheilen geruhten, hier nicht sind mit unterthänigstem Respecte befolgt worden.

Die Erzählung setze ich nur hierher als Eines von den vielen soll seyn, die mir von Ihnen vorgekommen sind.

Wäre etwas davon wahr, so hätte doch jetzt Göttingen den Trost, daß Sie Antheil an der Ehre so vieler der größten Göttingischen Lehrer nehmen, wenn dieselben über mich geklagt haben.

Mein Epigramm auf Hrn. de Luc haben alle kluge Leute für ein Compliment angenommen.

Ich muß es doch hersetzen, weil es nicht allen meinen jetzigen Lesern bekannt seyn möchte.

## An Hrn. Prof. Lichtenberg.

Du ladest zwanzig Mann, und dem de Luc zu Ehren
Seh' ich sie manches Glas, und manche Schüssel leeren,
Wenn Er, als wär' der Mund zum Reden nur bestimmt,
Die Flasche ruhig läßt und keinen Teller nimmt.
So war ein Opfermahl, nach frommer Alten Weise,
Dampf für die Gottheit nur, und für die Priester Speise.

Hr. Prof. Lichtenberg hat es dem Hrn. de Luc in eine ihm verständliche Sprache übersetzt, und mich berichtet, Hr. de Luc habe es so, wie ich es gemeint hatte, angenommen; es sey auch am Hofe so angesehen worden.

Hr. de Luc hat mich seitdem, wenn er sich hier aufgehalten, besucht; ich bin einen ganzen Abend mit ihm in Gesellschaft gewesen, als er sich mit Madem. Schwellenberg 1777 hier befand, und ich habe nicht merken können, daß er glaubte, von mir unter dem Schein eines Compliments beleidigt zu seyn. Madem. Schwellenberg hat die Zeilen, die im hiesigen Musenalmanach 1780, S. 17., stehen, geneigt angenommen.

Was Menschen, die ihre gesunden Sinne haben, grün aussieht, sah das Ihnen, und Ihren vielen Andern gelb aus, so beweist das nur, daß Sie die Gelbsucht haben.

So eine Auslegung, wie die von Götzen und Priestern, ist wohl noch von keiner alten einfältigen Frau über ein Epigramm gemacht worden.

Wurden denn dem Gotte Israels nicht auch Feuer zum süßen Geruche angezündet, wo das Uebrige des Opfers Aarons und seiner Söhne war.

Indessen ist es andem, daß ich für unanständig würde gehalten haben, darauf hier anzuspielen.

Wenn Sie Jemand mit dem Aesculap vergliche, wer würde so dumm seyn, dabey an den Götzen zu denken, und nicht an den Gott der Arzneykunst. Ich hüte mich nun freylich wohl, so eine Vergleichung zu machen: aber nun gerade nicht aus Furcht vor Ihrem Zorne, sondern weil ich denke, das Gleichniß wäre für Sie zu hoch.

Und nun kurz von Ihrer Einsicht in meine Gesinnungen gegen Hrn. de Luc.

Ich hege gegen den Mann weder öffentlichen, noch geheimen Unwillen, wozu nicht die geringste Veranlassung vorhanden ist.

Ich erkenne seine Verdienste, und habe, was ihm so einen großen Theil seines ersten Ruhms brachte, seine Vorschriften zu Höhenmessungen mit dem Barometer zuerst in Deutschland im Zusammenhange, vollständig und richtig in meiner Abhandlung vom Höhenmessen mit dem Barometer bekannt gemacht; und das Verdienst ist doch wohl nicht ganz unbeträchtlich, da Hr. de la

Lande, der Hrn. de Luc's Manuscript lange in Händen gehabt, und die Wichtigkeit des Werkes im voraus angekündigt hat, gleichwohl seine Regel in der Connoissance des Tems unvollständig vorgetragen hat. So hatte sie Hr. Prof. Zimmermann in Braunschweig gebraucht. Ich schrieb ihm die gedruckte, und glaubte, Hr. de Luc habe sie seitdem so berichtigt; daß aber Hr. de la Lande sie völlig in Händen gehabt hat, ist von Hrn. de Luc selbst Hrn. Prof. Lichtenberg versichert worden.

Ich habe ja also des Mannes Verdienste wohl erkannt, und was ich konnte, gethan, den Nutzen seiner Bemühungen zu verbreiten.

Ueber meine Recension habe ich mich schon in meinem Vorigen erklärt. Sie sagt von Hrn. de Luc's Buche, was ich nach meinen Einsichten sagen mußte, tadelt das Ganze nicht, und greift Hrn. de Luc's Person gar nicht an.

Keine Stellen in ihr sind von der Göttingischen Zeitungsdirection weggestrichen worden. Dieses, was man Ihrem Berichte nach in Hannover zuverlässig versichern wollen, ist eine thörichte Lüge, und ein kluger Mann läßt sonst solche versichern wollen nicht drucken.

Ihr deutscher Gelehrter, der allgemeine Verehrung hat, der nennt Hrn. de Luc unberühmt, namenlos.

Ich nenne ihn nicht so, und kein billiger Ausleger kann, was in meiner Recension von Ausschreibung des Vornamens steht, auf ihn deuten.

Hätte ich so ungeschickte Ausleger denken können, die das auf Hrn. de Luc deuten würden, so hätte ich mich ausgedrückt, daß auch solche mich nicht hätten falsch auslegen können. Nun aber, da ich es gesagt habe, daß ich dabey an ihn nicht gedacht habe, da man von jedem rechtschaffenen Manne Auslegung seiner mißgedeuteten Worte annimmt: so sind diese Ausleger, die meine Erklärung nicht annehmen wollen, etwas Aergeres als ungeschickt.

Hr. de Luc hat ja selbst seinen Vornamen oft genug ausgeschrieben, z. E. bey seinen Barometerbeobachtungen auf dem Harze, Philos. Transact. for 1777, S. 401. Er ist also ja wohl der Meynung, daß man seinen Vornamen ausschreiben darf, auch wenn derselbe so bekannt ist, als der seinige.

Kein kluger Mensch kann sagen, ich hätte Hrn. de Luc Schuld

gegeben, er habe sein Buch aus Haller und Scheuchzer zusammen gestoppelt.

Wenn er Sachen beschreibt, die Haller und Scheuchzer auch beschrieben haben, kann er freylich Dinge schreiben, die jene auch haben. Das ist so vielen Reisebeschreibern gemein, denen man nicht Schuld giebt, daß sie einander ausschreiben, ob man gleich sagen kann, man habe das schon gelesen.

Ahnherrn der Briten, die aus Leipzig gekommen sind, ist freylich ein sehr närrischer Gedanke, aber nicht meiner, sondern Ihres Gelehrten seiner, eigen, oder von einem andern, der so närrisch denken konnte, kopirt.

Es muß einer sehr viel Drang fühlen, mir etwas Spöttisches zu sagen, und bettelarm an Einfällen seyn, wenn er mich durch Nennung meiner Vaterstadt zu spotten glaubt. Ich denke, ich habe Ursache, auf sie stolz zu seyn. Sie hat so viel zur Aufklärung Deutschlands beygetragen; sie ist bekannt, wo in Europa Wissenschaften bekannt sind; daß sie Hengsten und Horsen Begleiter gegeben hätte, ist freylich noch in keinen Menschenkopf gekommen, als in Ihres Gelehrten seinen, aber Briten sind wohl zu ihr gekommen, zu lehren und zu lernen. Von den Letztern habe ich selbst noch unterschiedene da unterrichtet.

Die Grobheit, mit der Ihr von Deutschland allgemein verehrter Gelehrter schließt, verdient keine Antwort.

Fein, epigrammatisch, sind Beywörter, die Ihr Gelehrter spottweise zu meinem Namen setzt.

Auf's Feine macht er nun wohl keinen Anspruch, so wenig als Sie. Epigrammatisch aber wollten Sie wenigstens, Herr Leibmedicus, gern seyn, wenn Sie könnten, wie Ihre kleinen Aufsätze zeigen, die großentheils in zweyerley Bedeutung des Beyworts ungereimte Epigramme sind. Also sollte er daraus wenigstens keinen Spott gemacht haben.

Aus Hrn. de Luc's Briefe erhellt, daß Er Ihnen viel unähnlicher ist, als er mir nach Ihrem Ausdrucke seyn soll. Er kann meine Recension nicht selbst gelesen haben, also ist mir bey Ihm nachtheilig, daß Er sie nur aus so einer Uebersetzung kennt, wie ihm mag seyn gemacht worden, und nach einem Commentar annimmt, der meinen Sinn so verstellt.

Bey seiner Denkungsart kann ich erwarten, was mir bey mehr

rechtschaffenen Leuten widerfahren ist; falsche Begriffe, die Ihnen von mir beygebracht waren, sind, ohne eine andere Rechtfertigung von mir, als meine Handlungen, in die entgegengesetzten übergegangen.

Hr. de Luc rieth Ihnen am Ende als ein wahrer Freund, aber es scheint, Sie achten auf Ihrer Freunde Rath nicht.

Es erfreut Sie, bey mir, als einem Feinde, Rührung zu finden.

Ich versichere als ein ehrlicher Mann, daß ich keines Menschen Feind bin, auch derer nicht, die meine Feinde seyn mögen, oder dafür gehalten werden, oder mich für Feind halten. Schon in meiner Jugend habe ich die Regel gelernt: Der Person Freund, der Sache Feind. Daß dieser Unterschied für mancher Leute moralisches Gefühl zu fein seyn mag, ist freylich zu bedauern. Allerdings ist diese meine Freundschaft nicht so warm und durch ihre Wärme dem Freunde selbst nachtheilig, als die Ihrige: Sie ist, um es kurz zu sagen, die, von der Theophan im ersten Auftritte von Lessing's Freygeist redet: nur nicht ganz so vollkommen, weil ich jeden, der gegen mich Adrast seyn will, Adrast seyn lasse.

Ob ein Kranker seine Schmerzen lindern kann, wenn er prügelt, will ich weder bejahen noch verneinen. Ich habe meine Nachricht mit einem soll drucken lassen, mit dem Sie jetzt so viel drucken lassen, und zwar Schmähungen, da mein soll keine ist.

Weil aber Kranke, die mürrisch sind, schelten, so muß Ihnen doch das eine Erleichterung geben, und da würden Sie auch wohl prügeln, wenn Sie könnten.

Daß Prügel wehe thun, habe ich in meiner Kindheit aus dem Sprüchelchen gelernt: Cum te feriri video, extemplo dolet. Eigne Erfahrung habe ich damals sehr wenig gehabt, und seitdem gar keine. Wer es anders sagt, lügt es wie ein Schurke.

Ihre Bitte ist sehr überflüssig, daß ich nie über Krankheiten lachen soll, denn das habe ich allemal eines Menschen unwerth gehalten. Wenn aber ein Kranker, zum Theil mit durch Veranlassung seiner Krankheit, lächerliche Dinge thut, so lachen wohl seine mitleidigsten Freunde darüber, und er selbst, wenn er sich wieder besinnt.

Die vier letzten Seiten Ihres Briefes [1]) sind unter meiner

---

1) [Der Schluß des Zimmermannschen Briefes heißt: „So viel auf

Antwort: Wer mich kennt, persönlich, oder aus Schriften, der sieht, daß von der Schilderung, die Sie da machen, kein Zug mir ähnlich ist; und wer mich gar nicht kennt, der sieht doch, daß Ihr Gemälde nicht in doloribus, sondern in furore gemacht

---

Ihre Gegenantwort; aber nun auf Alles, was noch kommen wird, auch weiter nichts! Thun Sie, wie bisher, Alles was Ihnen einfällt. Ergreifen Sie gleich wieder bey der Ankunft dieses Briefes Ihren hölzernen Säbel. Von aller Ihrer Rache werde ich nichts sehen und nichts hören, seitdem ich weiß, in welchen Winkeln und mit welchem Unflat Ihr Streit gegen mich im vorigen ganzen Sommer fortgesetzt ward. — Herr Hofrath, Sie sehen Alles in der Welt durch die Professorbrille. Darum dünken Sie sich auf Ihrem Katheder ein König; darum begreifen Sie nicht, daß Manches in Ihrem Reiche witzig ist, was man außerhalb mit Kaltsinn ansieht, oder gar für verrufene Münze hält. Auf Universitäten bemerkt man nicht so leicht, wie zahlreich und laut die bleichen ruhmsüchtigen Neider sind, die alle Aufklärung, alles Streben nach gesundem Denken hassen, jede auf's Gute gerichtete Wirksamkeit außer sich mit Qual und Widerwillen empfinden, Alles was Seele hat, mit Füßen treten, und nichts wahrhaft schätzen, als was flach und boshaft ist. Und wie oft bücken Sie sich, Herr Professor, um etwas Ehre bey dieser Brut! Wie oft sind Sie auch in Göttingen eines bloßen Einfalls wegen glücklich, bey dem Ihr Concert zischelt, und nur die Scheelsucht lacht! Es soll Ihnen gelungen seyn, Menschen zu plagen; aber nirgends als in Göttingen. Schon in Hannover wirken Sie nichts. Alle die Papiere und Papierchen, die Ihre Waffenträger hier gegen mich verbreiteten, erweckten für Sie hundertfache Verachtung, und für mich keinen Schaden. — Der Teufel thut in Deutschland Niemand mehr weh; denn er bedient sich zu seinen Absichten jetzt fast immer der Feder eines Gelehrten. Man bedauert höchstens jenes witzige Scheusal, von dem im deutschen Museum gesagt ist: es würde seinen Vater ermorden, wenn es eine satyrische Grabschrift auf ihn wüßte; sein grüngelber Genius nähre sich von der Ehre des Nächsten, und seine Werke gleichen einem Galgenfelde, wo Pasquillen wie eine Schaar von Raben an guten Namen nagen. — Hoffen Sie im Ernste, Herr Hofrath und Professor, daß Alles, was Sie gegen mich schreiben und drucken lassen, vermögend sey, den Trost zu vernichten, den ich noch manchem Unglücklichen gebe? Wollen Sie die Stimme so vieler guten Menschen erwürgen, die mir die wiederaufkeimende Freude ihres Daseyns, das Glück ihres Hauses, Gesundheit, Kraft und Lebensgeist verdanken? Von welchem Katheder wird man Thatsachen, auf die sich Vertrauen und Liebe für mich gründet, verschlingen durch papierne Drachen? Posaunen Sie was Sie wollen. Beyfall wird man heute bellen zu allem Ihrem Lärm, und morgen wird man gähnen bey aller Ihrer Bosheit. J. G. Z."]

ist. In Ihrem Kopfe ist ein Gespenst, dem Sie meinen Namen geben, und gegen das wüthen Sie. Alles, was Sie entschuldigt, ist: daß Kranke phantasiren.

Nur das muß ich nochmals versichern, daß Alles, was ich Sie Angehendes je gemacht habe, in meinem vorigen Aufsatze, und gegenwärtigem, meinem jetzigen besten Bewußtseyn gemäß, enthalten ist.

Was sonst wider Sie geschieht, weiß ich großentheils wohl nicht einmal, bekümmere mich nicht darum, es zu erfahren, und höre es nur von ungefähr, so wie mir von Ihnen so viel schon ist erzählt worden, daß ich damit etliche Bogen anfüllen könnte, und wie ich vieles davon schon wieder vergessen habe, weil Sie mir gar keine merkwürdige Person sind, sonst mögen Sie es seyn wem Sie wollen.

Nach meinen Begriffen betreffen Streitigkeiten, die eines Gelehrten werth sind, die Sache, und nicht die Person, und wenn es nöthig ist, von der Person etwas zu sagen, so muß man nichts schreiben, als was man beweisen kann, selbst Wahrheit nicht, die man nicht beweisen könnte oder dürfte. Klatschereyen, Mährchen, Lügen zu sammeln und drucken zu lassen, und eigne Grobheiten dazuzufügen, überlasse ich Denen, die nichts Entscheidendes für die Sache zu sagen wissen.

Man pflegt zu sagen, alte Weiber zankten so: von Leuten, die zu Gelehrten gerechnet werden, habe ich nichts dergleichen gelesen, als die Hollmannische Ermahnung, zu der Ihr Schreiben ein würdiges Gesellschaftsstückchen ist.

Ihre medicinischen Verdienste, von denen Sie mit so großer Selbstgefälligkeit reden, habe ich nie bezweifelt, noch derselben Nutzen zu hindern mir in den Sinn kommen lassen. Ich habe vielmehr schon seit ein Paar Jahren geglaubt, daß Ihre Recepte leicht das beste seyn mögen, was Sie jetzt schreiben. Sehr gut ist es, daß doch noch diese Ihre medicinischen Verdienste Thatsachen sind; sonst kommen ja gar keine Thatsachen in Ihrem papiernen Drachen vor.

Uebrigens vermuthe ich: „unter den so vielen guten Menschen, „die Ihnen die wiederaufkeimende Freude ihres Daseyns, das „Glück ihres Hauses, Gesundheit und Lebenskraft verdanken,“ sind eine Menge Dürftiger, Niedriger, die Ihre Herablassung durch

gütigen Rath, und noch mehr thätigen Beystand, als nur hülfreiche Anwendung Ihrer Einsichten, preisen.

Denn nur Vornehmen und Reichen zu helfen, allenfalls Die an Oertern aufzusuchen, wo es ihnen an andern Aerzten nicht mangeln würde: solche gute Werke thäten auch die Heyden.

Posaunen kann ich nicht, das war ja eben mein Fehler, daß ich in meiner Recension von Hrn. de Luc's Briefen nicht in die Lobposaune gestoßen habe. Bey dem Verfahren, das Sie mir Schuld geben, wird nicht die Posaune geblasen, sondern die Pfeife des Satyrs. Die Posaune fiel Ihnen vermuthlich ein, weil Ihnen Famae postica tuba ist zugeeignet worden. Dafür kann ich ja aber nichts.

Lärmen begehre ich nie zu machen, Sie wollten gern welches machen; und Bosheit habe ich nicht gegen Sie, was Sie gegen mich haben, beurtheile das Publikum.

Göttingen, im Jänner 1780.

---

## 13. Brief [1]) an einen guten Freund, dem ich zuvor eine Erinnerung wegen vorgestreckten Geldes geschickt hatte.

Einem studiren Sollenden, der auf der Universität nicht zum ordentlichsten lebte, schrieb seine Mutter deswegen sehr bewegliche Vorstellungen. Nun, wenn du dich dadurch nicht rühren läßt, sagte sein Stubenbursche zu ihm, so wird dich dieser Brief am jüngsten Tage verklagen. O! war seine Antwort: da spreche ich, ich habe ihn nicht bekommen.

Wenn Ew. Wohlgeboren von dem Briefe, den ich Ihnen etwa vor drey Wochen zu schreiben mir die Freyheit genommen habe, auch so sagen wollen: so werde ich bitten, solches eher zu thun, als am jüngsten Gerichte

Ew. Wohlgeboren

Gehorsamster

A. G. K.

---

1) [Aus der in der Vorrede zu Th. I. bezeichneten anonymen Sammlung.]

## 14. Kästner an Lessing.

Mein Herr! Das ist wahr, die Briefe, welche Sie der Sammlung von unsers Freundes Mylius Schriften vorgesetzt haben [1]), sind ein Muster für einen Europäischen Herausgeber. Wenn ein Herausgeber Ihres und meines Horazes mit denselben so verfahren wäre, so hätte er sich gewiß ein Paar Rettungen zugezogen. — Vermuthen Sie nicht, daß mein Brief eine für Mylius werden soll. Ich bin in den meisten Stücken mit Ihnen einstimmig, ich habe unserm Freunde bey seinen Lebzeiten oft gewünscht, daß er weniger schreiben möchte, und jetzt wünsche ich Einiges, das er geschrieben hat, unter Anderm die Schäferinsel,

---

1) [S. Lessing's Schriften, herausgegeben von Lachmann, Bd. IV. S. 442 ff. Ein Brief, den Lessing in dieser Angelegenheit an Kästner richtete, ist interessant genug, auch hier mitgetheilt zu werden, zumal da er in den bisherigen Sammlungen von Lessing's Briefen fehlt. S. Spangenberg Vaterländ. Archiv, III. S. 282.

Monsieur! Je n'ai pas encore oublié, que je Vous dois deux réponses depuis de long temps. Mais Vous êtes trop riche en correspondence, pour Vous avoir soucié d'une dette si peu importante. Ainsi point d'excuses de ma part; c'est à ceux de s'excuser qui Vous importunent par leurs lettres et font tort au bien public en Vous dérobant des momens précieux. Je viens de dresser un petit monument à la mémoire de feu notre ami. Etrange monument, disez Vous peut-être, et j'en conviens. Pourquoi me l'a-t-on extorqué? On voulut absolument un recueil de ses pièces fugitives et surtout de ses poésies; le voilà donc. Sans ma préface il ne manqueroit pas de charmer Mr. Gottsched. Mais jugez Vous même, si je n'ai pas bien fait de sauver les Manes de Mylius de la honte d'être loué par cet opprobre des gens d'esprit. Mr. Voss Vous aura donné la première partie de ma Bibliothéque théâtrale. Vous verrez que c'est la production d'un homme, qui fait l'auteur, moitié par inclination, moitié par force. Que puis-je faire? Je ne saurois étudier à mes depens, et je tàche d'étudier aux depens de public.

A propos de la Bibliothéque. J'ai dit quelques mots de la Vôtre. Vous êtes tout autre chose que Mr. Joecher et c'est bien dommage, qu'un savant tel que Vous est au dessus de la critique de nous autres controleurs de bagatelles. Je suis etc.

Berlin, le 16 Octobre 1754. Lessing.]

die unmöglich gefallen kann, wenn man sie ohne Bänder und Zindel sieht, lieber vergessen als getadelt zu sehen. Vielleicht hat es nicht bey Ihnen gestanden, M. H., was zum zweytenmale sollte gedruckt werden, da es schon einmal zu viel gedruckt war: doch etliche Schriften, als die vom Zustande der abgeschiedenen Seelen, die Ode, wo der Dichter spricht, und der Kenner der Natur schildert, werden allemal ihres Verfassers Andenken erhalten, wie Günther's Andenken erhalten wird, der uns sehr viel größer scheinen würde, wenn die Sammlung seiner Gedichte sehr viel kleiner wäre. Man kann wirklich diese Aehnlichkeit des Dichters, der nur ein Dichter war, und des Naturforschers, der ein Dichter hätte werden können, noch weiter treiben; man kann von dem letzten sagen, was der erste von sich sagt: daß .... Zeit und Glück nicht wollte, daß seine Dichtkunst zur Reife kommen sollte. Dieses bringt mich auf eine von Ihren Betrachtungen, die mir sehr traurig seyn würde, wenn ich patriotischer gesinnt wäre, auf das peinliche Geschick, das die deutschen Genies niederdrückt. Die Betrachtung ist mir nicht neu; ich habe sie noch in meinen Studentenjahren von demjenigen meiner Lehrer gehört, von dem ich die meisten Wahrheiten gelernt habe, von dem sel. Prof. Hausen. Diejenigen, sagte er, irren sehr lächerlich, die beständig von Ausbreitung der Wahrheit und des Verstandes in der Welt redeten, da man aus Allem, was vorginge, sähe, daß diese Ausbreitung gar keine von den Hauptabsichten der Welt sey.

---

## 15. Kästner an Ch. F. Weiße [1]).

Ich wollte, daß ich mit Ihnen über die Wittenberger weinen oder schelten könnte. Aber ich muß wirklich lachen, daß ein

1) [Der reformirte Prediger Zollikofer in Leipzig hatte für seine Gemeine ein neues Gesangbuch gesammelt, alte Kirchenlieder verändert und neue von Gellert, Schlegel, Weiße u. A. aufgenommen. Die Sammlung wurde sehr verschieden beurtheilt: den heftigsten Angriff erfuhr sie von den Wittenberger Professoren Georgi und Weikmann; jener beurtheilte sie 1767 im Pfingstprogramm der Universität, und stellte Zollikofer als einen Socinianer, Weiße als einen Kryptocalvinisten dar. S. Jörden's Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter, Bd. I. S. 62.]

Poet und ein Kritikus nicht abgehärteter ist. Ist es nicht besser, in die Hände Weikmann's zu fallen, als in die Hände Klotzens? Wäre ich ein Orthodox, ich wollte Sie anders züchtigen. Ich wollte Ihnen auflegen, die Ode auf die heiligen Engel, welche im Namen des Rectors gemacht worden ist, so zu verbessern, daß sie in ein vernünftiges Gesangbuch kommen könnte. Ich bin sicher, Sie und Zollikofer sollten zusammen daran arbeiten, wie einmal ein armer Teufel an einem Dache, das er gerade machen sollte. Was werden Sie aber vollends für ein Gesicht machen, wenn Sie lesen, daß der Mathematikus, der Wolfianer, der Satyrikus, und was Sie sich sonst alles Unorthodoxe bey dem Namen Kästner denken können, diesmal nicht auf der Seite des Witzes, sondern auf der Wittenberger ihrer ist? Ich bin im Ernste der Meynung: Erstlich, man sollte Luther's und andere alte Lieder ungeändert lassen; zweitens, die Aenderungen, welche die Wittenberger angeführt haben, sind, meiner Empfindung nach, keine poetische Verbesserungen. Quoad 1) haben, juristisch zu reden, die Gemeinen, die sich bisher dieser Lieder bedient haben, ein jus quaesitum darauf, und über seine Lieder hat sich Dr. Luther längst so erklärt, daß er Aenderungen darin verbittet. Das könnte man doch so gelten lassen, wie sonst ein Testament eines ehrlichen Mannes. Am allerwenigsten ist es erlaubt, die Lieder so zu ändern, daß eine andere Secte sie mitsingen kann. Das heißt die Lieder des Preußischen Grenadiers in usum eines Erzherzogs kastriren. Man lasse jede Parthey von ihren Glaubensmeynungen so gut singen, als sie kann. Ist es den Lutheranern gefährlich, das Stabat des Pergolese anzuhören? davon der Text, mit aller Ehrerbietung für die päpstliche Heiligkeit des Verfassers, unendlich weit unter Luther's Liedern ist. Sind solche Lieder nicht für die Gemeine, so lasse man sie für die Gemeine ungesungen, wie unsere Prediger Luther's Tomos ungelesen lassen. Quoad 2) muß ich bekennen, daß ich ein großes Vorurtheil für Dr. Luther habe, und ihn in Absicht auf die Eigenschaften des Herzens und des Genies für einen der größten Geister halte. Ich vermuthe also nicht, daß Jemand, auch mit einem neumodischen feinen Witze und den besseren Einsichten unserer Zeiten, diesen alten Dichter da glücklich bessern wird, wo sein Herz redet; zumal,

wenn man in den Prüfungen nicht gewesen ist, die ihn gebildet haben. So gestehe ich, daß mir die Aenderung der zweyten Zeile in dem Liede: Erhalt uns Herr rc. vorkommt, wie ein Vers aus der Aenëis in's Schwarzische übersetzt. Ich denke eben so von den Aenderungen in: Herr Gott dich loben wir rc. Dieses Lied hat durch und durch in Ausdrücken und im Gange so etwas Feyerliches, daß, Neuerungen darin zu machen, mir so viel ist, als von einem alten Wappen die Helme und die Pfauenschwänze wegnehmen, und statt dessen brodirte Hüte mit weißen Federn darauf setzen. — Sehen Sie wohl, so würde ich geschrieben haben, wenn ich Professor Matheseos in Wittenberg wäre, und im Namen des Prorectors auf Anordnung der theologischen Facultät das Programm hätte schreiben sollen. Ich habe über Aenderungen in Kirchenliedern schon, so lange ich in Göttingen bin, Betrachtungen angestellt, weil vorlängst ein unpoetischer Geist ausgegangen ist, die Theologen der hiesigen Lande zu verführen, daß sie ein Gesangbuch gemacht haben, in dem fast alle alte Lieder verändert und größtentheils durchwässert sind, wodurch meine Andacht beym öffentlichen Gottesdienste sehr gehindert wird. Denn was es für Poeten gewesen sind, die diese Verbesserungen unternommen haben, können Sie aus dem Anfange eines neuen christlichen Glaubens sehen:

Ich glaub' an einen Gott allein,
Der alle Dinge groß und klein —

Wie sie der Hirt zum Thor austreibt! fiel mir hierbey ein, und ich sang nicht weiter. Das Lustigste ist, daß manchmal dieser neue Glaube nach Luther's altem gesungen wird. — So gab mir einmal Jemand nach einer Tasse Chokolade ein großes Glas Wasser zum Abkühlen. Nun, wenn Sie mit meinen Gedanken über die Verbesserungen der Kirchenlieder nicht zufrieden sind, so sagen Sie mit Canitz:

Er schreit: Mein alter Rock! der wird mir besser stehn!
Gebt ihm den alten Rock, und laßt den Narren gehn.

Beym Canitz fällt mir ein, daß es sich Buchka in seinem Muffel zur Sünde anrechnet:

Mich ergötzte Canitz Flöte, die bey Doris Asche klang,
Mehr als Luther's alte Harfe, die der Gottheit Lob besang.

Mir aber hat, ohne Rücksicht auf die Sünde, geschienen, wenn Buchka Empfindungen von der Poesie gehabt hätte, so würde ihm schon deswegen Luther größer als Canitz geschienen haben — Sehen Sie, so eine Dissertation über die Veränderungen in Luther's Kirchenliedern — wäre das nicht ein Stückchen in die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften? Ich verharre u. s. w.

Göttingen, 1767.

## 16. Kästner an J. H. Voß [1]).

Ob ich gleich nicht der Herausgeber des Musenalmanachs bin, so ist mir doch der Irrthum Derer, die Sie so berichtet haben,

1) [Voß hatte aus Ankershagen bey Neustrelitz unter Anderm geschrieben: „Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, noch weniger die Ehre, Ihnen bekannt zu seyn. Erlauben Sie mir, Ihnen eine Beschreibung von mir zu machen. Geboren von Eltern, die außer dem Ruhm der Rechtschaffenheit wenig besitzen, hab' ich einige Jahre die benachbarte Schule in Neubrandenburg frequentirt. In meinem 18ten Jahre glaubten meine Lehrer, daß ich mit Nutzen die Akademie beziehen könnte; allein meine Glücksumstände verboten es mir. Kurz darauf ward mir die hiesige Informatorstelle bey den Kindern des Hrn. Klosterhauptmanns v. Oertzen an die Hand gegeben, die mir der einzige Weg zu einem ferneren Fortkommen schien. Ich bin jetzt zwey Jahre hier. — Sie haben Ursache sich zu verwundern, daß ich bey diesen Umständen, die dem Umgange mit den Musen nicht allzu günstig sind, es dennoch wage, Ihnen einige von meinen Poesien vorzulegen. — — — Ich bitte bisweilen einige Freunde, die einen guten Geschmack haben wollen, um ihre Erinnerungen; aber ich bin beschämt, alle tadeln mich, daß ich nicht so fließend wie Schmolkens Abendsegen schreibe, und rathen mir, mich in Gottsched's kritischer Dichtkunst als in einem Spiegel zu besehen. — Vor einiger Zeit kam mir der Musenalmanach von diesem Jahre zu Gesicht, wovon man sagte, daß Sie der Sammler wären. Ich weiß nicht, wie ich auf den Gedanken kam, genug ich entschloß mich alsobald, Sie zum Richter meines Gesanges zu wählen. — — Sie wollen nicht lauter Meisterstücke in Ihrer Sammlung haben, ganz schlechte können Sie nicht. Wo Sie also einige von meinen Stücken einer Stelle in Ihrem künftigen Musenalmanach würdigen, so wird es mir ein Zeichen seyn, daß ich zum wenigsten einigermaßen die Gesetze der Kunst erfüllt; und mit welchem Eifer würd' ich mich bestreben, durch würdigere Proben den Beyfall solcher Män-

lieb, weil er mir zu dem Vergnügen verholfen hat, Sie kennen zu lernen. Ueber Ihre Gedichte wird Ihnen der wahre Herausgeber schreiben, und seine Gedanken werden ziemlich die meinigen seyn.

Es bringt Ihnen mehr Ehre, wenn die Rechtschaffenheit Ihrer Eltern mit Ursache daran ist, daß Sie die Universität nicht haben besuchen können, als wenn Sie auf einer Universität unrecht erworbenes Gut verschwendeten. Vielleicht können Sie noch mit Ihrem jetzigen Untergebenen eine Universität besuchen; es wird aber alsdann wohl eine preußische seyn müssen.

Die meisten Dichter haben sich nicht in den Umständen befunden, in denen sie sich wünschten, und dieses brachte vielleicht in ihre Gedichte Empfindungen, die sie in einer glücklicheren Lage vielleicht nicht gehabt hätten. Daß nun der Ruhm, ein guter Dichter zu seyn, uns eben für die Härte des Schicksals schadlos hielte, das verlange ich nicht zu sagen. Wenn man sich aber in die Führungen der Vorsehung ergeben lernt, so dankt man ihr für Alles, was sie uns dabey zu unserm Troste und unsrer Aufmunterung ertheilt, und so hat der Dichter, dem es nicht vollkommen nach Wunsch geht, sein Talent auch anzusehn. Es ist besser, sein Mißvergnügen versingen, als vertrinken.

Wie alt sind denn Ihre guten Freunde, die Geschmack haben wollen? In den nächsten dreyßig Jahren müssen sie nichts Witziges gelesen haben: gerade das Gegentheil von manchem unserer jetzigen Kunstrichter, die nichts wissen, was vor zwanzig Jahren geschehen ist.

Gottsched's Dichtkunst ist nicht ganz zu verwerfen. Sie

---

ner, wie Sie sind, zu verdienen! Erblick' ich aber künftig nichts von meiner Arbeit darin, so wird mir dies der schrecklichste Richterspruch seyn, und ich verspreche Ihnen, bey der Leyer des Apollo! in meinem Leben an keine Ode wieder zu gedenken. Eine nähere Kritik, entweder öffentlich, oder, was mir vortheilhafter scheint, in einem Privatschreiben, würde wohl eine allzugroße Ehre für mich seyn, ob ich sie gleich von Herzen wünsche. O wenn mir doch der Himmel ein Mittel zeigte, Ihres mündlichen Unterrichts genießen zu können! Wie glücklich würd' ich seyn! Aber was beklag' ich mich? Muß der liebenswürdige Thomson nicht gar Dorfschulmeister seyn?" u. s. w. S. Briefe von Joh. H. Voß, Bd. I. S. 53.]

kann die gröbsten Fehler vermeiden lehren. Weiter braucht auch das Genie keine Regel.

Schmolkens Abendsegen sind doch leicht das Brauchbarste, was er gemacht hat; denn da kann man doch gleich dabey einschlafen. Aber seine Kirchenlieder, die nicht wäßrig, sondern ganz Wasser sind, sollte man aus jedem vernünftigen Gottesdienste verbannen.

Göttingen, den 31. July 1771.

---

## 17. Kästner an Bürger [1]).

Wohlgeborner Herr,

Insonders hochzuehrender Herr Amtmann!

Mit herzlichem Wunsche für glücklichen Erfolg Ihres Unternehmens habe ich Ihnen zu melden, daß Sie, um die Erlaubniß hier zu lehren und Ihre Lectionen ex valvis anzuzeigen, in einem lateinischen Schreiben beym Decano spectabili und Viris illustribus atque excellentissimis Fac. phil. Professoribus anzusuchen haben. Ich bin bis zu Ende des Junius Decanus. Sie können also das Schreiben nur zur Beförderung an mich senden. Brauchen Sie sonst meinen Rath einigermaßen, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen meine Dienstfertigkeit zu zeigen.

An der Gewährung Ihres Verlangens, dächte ich, wäre nicht zu zweifeln. Unsere Facultät ist darin gefälliger, als die sogenannte gratiosa. Wollen Sie mit einfließen lassen, daß Sie gesonnen wären, mit der Zeit Magister zu werden, jetzt noch Hindernisse hätten, so ist es desto besser. Ueber das Versprechen exequirt Sie Niemand, bis Sie etwa so lange hier gelehrt hätten, daß Sie sich selbst für vortheilhaft halten, beym akademischen Leben zu bleiben. Aendern Sie aber Ihren Entwurf, und werden etwa wieder ex rhetore consul, so geräth das in Vergessen, wie

---

1) [Nr. 17. u. 18. s. Bürger's Werke von Bohtz, S. 479. Bürger hatte im April 1784 von Gelliehausen angefragt, ob die philosophische Facultät nach ihren Statuten wohl gestatten könne und werde, auch ohne vorläufiges Magisterexamen und Disputation, über diesen oder jenen Gegenstand eine Art öffentlicher Vorlesungen zu halten.]

bey Hrn. Westfeld, der auch versprach Magister zu werden, als man ihm hier verstattete, Chemie zu lesen.

In materialibus also wären wir richtig. Quoad formalia, weil es doch ein klein Vergnügen ist, einen Bürger zu kritisiren, so muß ich Sie erinnern, daß Sie als Dichter und als Rechtsgelehrter vim et proprietatem vocum besser kennen sollten. Oeffentlich, zu Latein publice, lesen nur Professores. Wenn der Stand vortheilhaft für Sie ist, so wünsche ich Ihnen das Recht, öffentlich zu lesen, von Herzen. Ein anderer Docent kann wohl gratis oder frustra lesen; das ist aber vermuthlich Ihre Absicht nicht. Sie verlangen ohne Zweifel also nur zu lesen, wie andere ehrliche Leute, für ein Honorarium, also privatim.

Ich verharre voll Hochachtung u. s. w.

Göttingen, am 2. May 1784.

---

## 18. Kästner an Bürger.

Wohlgeborner u. s. w.

Die philosophische Facultät verstattet Ihnen, bis auf Ostern 1785 Collegia zu lesen. Sie können also, wenn Sie noch diesen Sommer anfangen wollen, einen Anschlag an's schwarze Brett an die Generosissimos et praenobilissimos Dom. commilitones auffsetzen. Ich bleibe bis zu Ende des Junius Decanus, und unterschreibe ihn also, wenn er vor dieser Zeit angeschlagen wird; nebst dem Decanus der Professor, in dessen Wissenschaft Ihre Collegia laufen. Z. E. Herr Ritter Michaelis als Orientalist, wenn Sie über „Tausend und eine Nacht" lesen wollten.

— — Ich wünsche von Herzen, daß Ihre Unternehmung Ihnen sehr vortheilhaft seyn möge. Das publice müssen Sie sich nun einmal so gefallen lassen zu nehmen, wie es eingeführt ist. Gesetzt, daß die Bedeutung nicht grammatisch nothwendig wäre, so müssen Sie darin dem akademischen Gebrauche so nachstraucheln, wie Sie es bey Homer für Uebersetzerpflicht halten.

Ich verharre u. s. w.

Göttingen, am 16. May 1784.

---

## 19. Ausgewählte Stellen aus den Briefen an Amalie Baldinger [1]).

Mademoiselle!

Hier sind Komödien ausdrücklich für junge Frauenzimmer bestimmt, mit so viel Vorsicht, daß nicht einmal eine Mannsperson darin auftreten wird, außer etwa in der Blinden zu Spaa ein alter Capuziner, der so unschädlich ist, als der alte Mathematiker, der immer zu Ihnen kommt.

Cecile wird Ihnen viel verständlicher seyn als mir, weil Sie unter Nonnen gewesen sind und ich nicht. Diese Kenntniß haben Sie nun schon vor mir voraus. In den Großmüthigen Freundinnen S. 151. steht ein Zweifel, der für den Hrn. Ritter Murray sehr beleidigend seyn würde: ob man in Stockholm glücklich seyn kann?

Bey dem, was Emilie S. 236. sagte, stellte ich mir natürlich vor, daß es Malchen sagte.

Aber was die Marquise S. 306. sagte, das (fiel mir ein) werden manche der Frauen Colleginnen von Malchen's Mama sagen.

Man macht bey den französischen Schauspielen überhaupt die Erinnerung, daß mehr Gespräch als Handlung in ihnen ist: bey gegenwärtigen findet das desto mehr statt, weil sich die Verfasserinn strenge Beobachtung der Tugend und Sittsamkeit vorgesetzt hatte, und so viel Begebenheiten, die sonst auf dem Theater vorgestellt werden, hier nicht stattfanden. Die Stücke sind daher für mich etwas leer an Unterhaltung.

Sehen Sie nun, wie ich mir sie beym Lesen unterhaltend gemacht habe. Ich dachte immer dabey an Sie. Ich verharre 2c.

Göttingen, den 4. Januar 1781.

---

Mademoiselle!

Ich bitte, diese Briefe an Ihre Mama abzugeben. Die Blu-

1) [S. Dreißig Briefe und mehrere Sinngedichte von A. G. Kästner, herausgeg. von Amalie von Gehren, geb. Baldinger. Darmstadt 1810.]

menkränze, auf deren Verfertigung Sie und Ihre drey kleinen Freundinnen so viele Mühe gewandt, mit denen Sie sich so schön geschmückt geschienen hatten, lagen den Abend verachtet in meinem Garten. Kaum daß sich noch ein klein Kind die Mühe nahm, damit zu spielen.

So giebt sich manchmal eine Mannsperson viele Mühe um ein Frauenzimmer, setzt eine Zeitlang großen Werth auf sie — und vergißt sie bald darauf: woraus die Lehre folgt, daß Frauenzimmer, um in beständiger Achtung zu bleiben, sich bemühen sollen, etwas mehr zu seyn, als nur schöne Blumen. Wenn Sie über diese Moral einen Commentar nöthig hätten, Mademoiselle, so würde Ihnen solchen mit Worten und Beyspiel Ihre Frau Mama weit besser geben, als ꝛc.

Göttingen, den 22. July 1782.

---

Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mich mit Ihrer Gegenwart vergnügt haben.

Sonst sagte Ihre Mama immer noch in der Hausthür zu mir: „Kommen Sie bald wieder!" Ich wollte es auch wohl zu Ihnen sagen, wenn der Wunsch für Sie so leicht zu erfüllen wäre.

Als ich dem vortrefflichen Blindekuhspiel zusah, fiel mir ein: daß Sie vielleicht künftigen Winter auf Maskeraden gehen werden — und da werden Sie finden, daß eine Maskerade weiter nichts ist, als Blindekuhspiel für die Erwachsenen — nur mit dem Unterschied, daß bey der Kinderblindekuh eines, welches das Schicksal trifft, des andern Narr ist, und bey den Maskeraden ist die ganze Gesellschaft jedes des andern Narr, wie auch billig und recht ist. In diesem Stück also beobachten die Erwachsenen die Gerechtigkeit besser, als die Kinder. Darnach ist auch noch der Unterschied bey der Kinderblindekuh: wenn sich der Verbundene etwa stoßen oder sonst beschädigen könnte, rufen ihm die andern Warnungen zu; denn die Absicht ist blos zu necken, nicht zu schaden. Bey der Maskerade werden manchmal Personen unglücklich, und Niemand warnt sie. Manche Frauenzimmer haben da Flecke bekommen, die sich nicht so leicht auswaschen, als der Fleck in der kleinen H. Rocke, Tochter des Hrn. Hauptmann

Hemelmann. Ueberhaupt sind die Lustbarkeiten der sogenannten großen Welt weiter nichts, als Kinderspiele, oft nicht einmal so witzig, als die Spiele der Kinder, aber gewöhnlich kostbarer, gefährlicher, schädlicher. Ich bin ꝛc.

Göttingen, den 9. August 1782.

## Zugabe.

### Sittliche Maskerade des gesellschaftlichen Lebens.

Und so ist unser ganzes gesellschaftliches Leben eine sittliche Maskerade! Auf der Maskerade zeigt man nicht sein natürliches Gesicht, sondern statt dessen eine Maske — und wie viele lernt man in der menschlichen Gesellschaft erst alsdann kennen, wenn sie die Maske abnehmen? Auf der Maskerade kommt man zusammen, um einander zu täuschen — haben viele Menschen, wenn sie in das thätige Leben treten, eine andere Absicht? Wer am besten und längsten unerkannt bleibt, hat seine Sachen auf der Maskerade am besten gemacht. Eben so würde Derjenige von der menschlichen Gesellschaft den größten Vortheil ziehen, der seine wahre Gestalt am besten und längsten verbergen könnte.

Wenn wir auf die Maskerade gehen, so wissen wir, daß wir nicht die wahren Gestalten der Menschen finden, sondern nur ihre Masken, und wollen also getäuscht seyn. Wissen wir nicht das Nämliche von den Menschen, und sind doch so oft das Spiel der maskirten Schurken? Die Masken stellen allerhand vor: Affen, Uhus, Fledermäuse — und so finden wir in der menschlichen Gesellschaft Wölfe, Füchse, Schlangen und Affen. Laßt einen weisen Mann in der Maske des Sokrates auf die Maskerade kommen; man wird ihn auszischen, oder wenigstens unbemerkt herumwandeln lassen. Aber erfindet die närrischste Maske! Je närrischer, desto besser. Wer ist beliebter an Höfen? Der Patriot oder — der lustige Rath? Wer macht sein Glück auf dem Maskenballe der menschlichen Gesellschaft besser? Der Weise oder der Narr, der sich zum Narren halten läßt, um zu seiner Zeit die Andern wieder zu äffen?

Auf der Maskerade scheint Jeder etwas anders zu seyn, als er ist. Ist's nicht eben so unter den Menschen?

Bey dem Dankfest wegen der Erhaltung des Königs ward hier Nachmittags in der Universitätskirche das Te Deum laudamus nach Graun's Composition aufgeführt, und nachher als Nachspiel das englische Liedchen: God save great George our King. Das gefiel den gelehrten Mitbürgern so wohl, daß sie mit unaufhörlichem Klatschen erhielten, daß es noch zweymal mußte wiederholt werden.

In der Kirche und vor dem versammelten Corpore professorum war das eben nicht anständig. Auf den Abend haben sie dem Prinzen eine Musik gebracht, versteht sich nur ein Ständchen, kamen auch so vor des Prorectors Dr. Leß Haus, in meiner Nachbarschaft, und sind mit Musik durch die Straße gezogen, haben sich übrigens nicht unordentlich verhalten; nachdem sie zertheilt waren, sind ein Paar Fenster eingeworfen worden. Ich wünsche indessen, daß sie nicht wilder werden. Der Bischof von Osnabrück soll künftige Woche herkommen, und ihm entgegen geritten werden; wenn da nur nicht Unfug entsteht. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem 2c.

---

Ich freue mich recht sehr, daß Sie in Marburg so vergnügt sind, und dabey doch an mich denken. Ihr Brief ist mir lieber, als Hrn. v. S. eine Nachtmusik seyn kann; denn die kann sich manchmal in ein Pereat, oder Fenstereinwerfen verwandeln, und so etwas habe ich doch von Ihnen nicht zu befürchten.

## Geschichte von einem Spaziergange.

Vor einigen Wochen schickt Madame L. zu C., und ließ sie zu einem Spaziergang einladen. Als C. hinkommt, sind noch ein Paar junge Frauenzimmer da. Der Weg geht nach Geismar, sie wollen Milch haben, bekommen aber keine. L. wird mißvergnügt und sagt: sie wollte wieder nach Hause gehen. C. sagt: die Leute würden lachen, wenn sie sogleich wieder zurück kämen; nimmt also den Weg nach der Stegemühle oder Walkmühle, und L. muß den Andern nachfolgen, bezeigt aber gar wenig Vergnügen. Ihnen begegnet ein Student, der L. kennt, eine Bouteille Wein in der Tasche hat, die er im Grünen hatte austrinken wollen, und nun mitschlenderte. L. und noch eine von

ihren Bekannten unterhalten sich mit ihm, und lassen die Uebrigen sich mit einander unterhalten. Auf der Mühle wird Milch bestellt und gegessen, und weil L. keine Miene macht, die Pflicht der Wirthinn zu beobachten, geht C. hin und bezahlt, ist aber nicht Willens, sich auf diese Art wieder einladen zu lassen. Die andern Demoisellen hatten Anfangs auch Miene gemacht, mit zu bezahlen, sich aber leicht abhalten lassen, waren auch vielleicht nicht mit dem Nöthigen dazu versorgt gewesen, weil sie natürlich nicht hatten erwarten können, daß Aufwand auf sie fallen sollte.

Das ist nun freylich nicht so lustig als ein Ball, es giebt aber doch auch etwas zu lachen. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem ꝛc.

N. S. Es wird jetzt ein Jahr, da in Ihrem damaligen Hause in Cassel meiner Köchinn so viel Güte ist erzeigt worden, deren sie sich immer noch dankbarlichst erinnert, und Sie preiset. Seitdem hat sich leider in unserer kleinen Welt und in der großen sehr viel geändert. Wenn wir uns aber in die Führungen der Vorsicht zu schicken wissen, so leitet sie Alles zu unserm Besten.

---

Der Schuster Wassermeyer verheirathete seine Tochter. — Was geht mich denn Wassermeyer's Dorchen an? wird Amalia in Marburg denken. — Nur Geduld, es liegt eine Lehre darin. Nicht wegen des Heirathens, sondern wegen einer andern Sache. — Ich war wohl noch im September Abends in meiner Gesindestube, um etwas zu lesen, weil es da länger hell bleibt, als vorn heraus. — Da kam Hr. Wehrs herein, Licent abzuholen. — Im Dunkeln sah ich Wehrs für Wassermeyer an, und war im Begriff, ihm zur Vermählung der Jungfrau Tochter zu gratuliren. — Ich wartete aber doch eine Weile, und redete einiges Andere mit ihm, da er dann anfing, nach Herrn Hofrath Baldinger zu fragen. Und nun wußte ich, wen ich vor mir hatte. — Hieraus fließt die Regel: man soll im Reden nicht zu voreilig seyn, den Leuten sogleich zu sagen, was man in Gedanken hat. Es ist besser, eine Rede zurück zu behalten, als zurück zu nehmen. — Was mich betrifft, kann ich mich wohl rühmen, daß ich nicht zu schnell im Reden bin; aber freylich im

Schreiben — habe ich mir immer damit geholfen, daß ich meine Einfälle gereimt habe, während daß man die Reime zusammen bringt, besinnt man sich zuweilen eines bessern. Und so habe ich noch nichts gereimt, das ich hätte zurück nehmen müssen. — Hr. Engelschall hat mich besucht mit einem Hrn. Just. Ich habe Hrn. E. aufgeschrieben, was ich ihm bekannt machen wollte. Es sagte hier Jemand, er spräche wie die abgeschiedenen Seelen im Homer. — Was mir mit W. hätte begegnen können, rührt freylich daher, daß ich auf Gestalten so wenig aufmerksam bin, und daher mit Jemandem lange umgegangen seyn muß, wenn ich ihn sogleich von Ansehen kennen soll. Die Seelen bemerke ich besser, und das ist mir wichtiger, weil ich doch immer der Zeit näher komme, da ich mit den Seelen meiner Freunde Umgang haben werde. — Gestern ward Hrn. Prof. Vollborth ein Söhnlein getauft, wo ich dabey gewesen bin. Es war eine große Versammlung von Damen und Herren beysammen. Chapeaux kann man jetzt nicht mehr sagen, weil die Damen auch Hüte tragen; allenfalls müßte man sagen: Röcke und Hosen, denn Hosen tragen die Damen wenigstens nicht öffentlich — — — Pah, doch auch wenn sie reiten. — Ich weiß also wirklich nicht, wie ich das sagen soll, was ich oben auf der Seite sagen wollte. — Unter den Damen mag die Fr. R. sehr geglänzt haben, die von ihrer Pariser Reise eine ungemeine Menge Moden mitgebracht haben soll. Ich, der ich zwischen 50 und 60 Jahren nicht auf Amaliens rosenfarbenes Gewand sah, richtete meine Augen zwischen 60 und 70 noch viel weniger auf diesen Pariser Putz. — Die Hochzeit, welche der Anfang meines Briefes ankündigte, ist nun den 25. October vorbey. Kathrinchen hat sich dabey eine Blutblase an den Füßen getanzt, welches sie den Steinchen des Tanzbodens zuschreibt. Bretter heben sich, wie sie sich ausdrückt, oder wissenschaftlich es zu sagen, sie sind elastisch. — Also gehörte wohl zur medicinischen Polizey, Tanzsäle bedielen zu lassen. Außer der Härte des Estriches kommt auch in Betracht, daß es beym Tanzen Staub giebt, der der Lunge schädlich ist. — Aber die medicinischen Polizeyinspectoren sind geneigter, das Tanzen gar zu verbieten, als es unschädlicher zu machen. — Bey dieser Hochzeit sind Trompeten und Pauken gehört worden, welches mir doch bey einer Bürgerhochzeit ziemlich stark klingt. — Bey derselben

hatte C. mit zuerst neben der Braut Menuet getanzt, und da kommt der Braut ältester Bruder, und will sie auch aufziehen. Da sagte sie: er sollte die nächste Brautjungfer nach ihr nehmen (weil diese mit Schmerzen auf's Tanzen wartete); das nimmt der junge Herr als Verachtung auf von C., macht ihr den ganzen Abend verdrießliche Gesichter, und sie ist nicht so klug zu verstehen warum, weil sie das Aufziehen vergessen hat, sonst hätte sie den Fehler verbessert; ein Fehler war es allemal: sie hätte entweder mit ihm tanzen, oder es ihm sagen sollen. — Eigentlich ist der Philosoph, der ihren Muthwillen ausstörte, strafbarer als sie: er müßte denn die elende Figur machen wollen, die Vater Adam machte, und sprechen: Das Weib hat es mir gegeben. — Wie der Bauer auf den Gesang aller Menschen gekommen ist, will ich Ihnen sagen; weil er zuvor gesagt hat: wir sind alle Menschen, so ist ihm das dabey eingefallen. Fragen Sie D., der wird's Ihnen sagen, das heiße bey uns Gelehrten: Associatio idearum. Was es doch für eine hübsche Sache um die Philosophie ist, daß man damit in eines dummen Bauers Seele sehen kann. — Der Bauer hat freylich von seinem Zustande die Empfindung nicht gehabt, die Sie davon hatten. Und das ist in der Ordnung, weil er mit Arbeiten sich und die höhern Stände ernähren muß, bey denen er in Ohnmacht fallen würde, wenn er Damennerven hätte. Behalten Sie ferner in geneigtem Andenken Ihren &c.

Göttingen, October 1786.

---

Liebste Amalia!

Genießen Sie alle Lustbarkeiten, nehmen Sie nur Ihre Gesundheit dabey in Acht.

Es muß allerdings Hrn. H. Baldinger sehr erfreulich seyn, und ihn dem Herrn Landgrafen sehr empfehlen, daß so viel Mediciner in Marburg studiren. Ich weiß in meiner Jugend, daß man 40 oder 50 in Leipzig für viel hielt. Freylich aber ist es unangenehm, wenn die Herren Collegen, die doch auch das Ihrige zum Besten der Universität beytragen müssen, so viel ermangeln lassen. Ich weiß nicht, wie mir M. geschildert wird; es ist doch noch so viel Kindisches bey ihm, das man einem Manne nicht

zutrauen sollte, der in Amerika gewesen ist, und den Knochen von einem Thiere der Urwelt entdeckt hat.

Können Sie denn ausgehen, wenn Ihr Papa Besuch hat? Kann nicht vorfallen, daß er etwas verlangt? Wie er einmal einen Zettel herunter schickte, darauf Ihre Mama las: Reimarus, und ich auch nichts anders herausbringen konnte, und weil kein Buch vom Reimarus unten war, konnte ihm auch keins geschickt werden. Er hatte aber Rheinwein verlangt.

Freylich hat v. E. wohl gemerkt, daß Sie über ihn lachen; er schrieb mir: es wären ein Paar lose Kinder, sie meynten es aber doch nicht böse. Also rathe ich Ihnen, wenn Jemand sonst gute Eigenschaften hat, so halten Sie ihm eins und das andere Lächerliche zu gut. Es ist freylich etwas hart, wenn Leute mit ihren Familien sich so müssen verpflanzen lassen.

---

Liebe Mademoiselle!

Zur Warnung für Sie, daß man keinem Menschen trauen darf, auch zur Erinnerung, daß man mit Geld nicht prahlen soll, bekommen Sie den Kreuzer nicht, den Sie gestern auf meinem Tisch vergessen haben. Ich hebe ihn zum Andenken des glücklichen Nachmittags in meiner Medaillensammlung auf, in ein Papier gewickelt, darauf die Art erzählt wird, wie ich ihn bekommen habe. — Ich habe mehr solche Stücke, die für mich merkwürdig sind. Im siebenjährigen Kriege unterrichtete ich einen französischen Offizier, Mr. Demauroy. Ich hob von dem Gelde, das er mir gab, einen doppelten Schildlouisd'or zum Andenken auf. — Hier erzählte mir Ihre Mama: Mr. Demauroy sey in Langensalza gewesen, und habe da mit Ihr von mir geredet. Ich glaube gar, Sie hatte von ihm meinen Namen zum erstenmal gehört. — Seitdem ist mir der Schildlouisd'or noch viel mehr werth. — Mr. Demauroy, der mir wichtig ist, weil er mit Ihrer Mama von mir geredet hat, ist jetzt in Straßburg Erzieher der Söhne des Sächsischen Prinzen Xaver. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem 2c.

Göttingen, den 20. April 1787.

---

Mademoiselle Amalia B.!

Noch meinen herzlichen Dank, daß Sie durch Ihre Gegenwart mir einige glückliche Stunden, die ich nie hoffte, gemacht, auch in meinem Hause so viel frohes Andenken zurück gelassen haben. — Wir Gelehrten haben ein sehr sinnreiches Sprüchwort: Gratiarum actio est ad plus dandum invitatio, welches ich für die unlateinische Leserinn, so wie es gerade auf die jetzigen Umstände paßt, folgender Gestalt verdollmetscht habe:

Für Ihren Zuspruch dank ich sehr;
Das heißt: Ach kämen Sie doch mehr!

Wenn Sie die Schwänke behalten wollen, stehen dieselben Ihnen zu Dienst. Vielleicht finde ich noch einen oder ein Paar Theile davon, denn vollständig habe ich sie nicht, die will ich Ihnen denn auch schicken. Mich kosten sie nichts als das Einbinden, und ich habe die meisten schon in andern Büchern gelesen. Wenn Sie das Zeug auch nicht mehrmal lesen, so finden Sie wohl Jemand, den Sie damit zu lachen machen.

Bey Ihrer Unterhaltung mit der tugendhaften, ihres Mannes gegen die Reizungen der A. B. so versicherten Frau, haben Sie sich verhalten wie Lessing, wenn es Ihnen nur nicht auch so geht. — Lessing war ebenfalls so muthwillig, daß er, um gute Leute zum Besten zu haben, sich schlimmer stellte, als er war. — Darüber ist er nun vom Geh. Rath Jakobi noch nach seinem Tode zum Spinozisten gemacht worden, und Mendelssohn hat sich darüber, daß sein Freund zum Spinozisten gemacht worden, zu Tode geärgert.

Was ein Spinozist ist, werden Sie nun freylich nicht wissen. Es kommt von Spina her, welches in der Grundsprache Dorn bedeutet. Also können Sie leicht denken, daß es etwas Stachlichtes seyn muß. Um weitere Nachricht können Sie Ihren Papa fragen, oder wenn der nicht Lust hat, Sie zu belehren, so fragen Sie Prof. Tiedemann, der muß es Amtswegen wissen. Hier ist genug, daß Sie aus der Geschichte die Sittenlehre ziehen, was für traurige Folgen es haben kann, wenn man sich verstellt, um fromme Seelen aufzuziehen. Die Dame wird in — eine Abschilderung von Ihnen machen, die Hr. Prof. Tr—r darüber trösten wird, daß Sie ihm hier sagten: Sie wollten seine

Freundinn nicht seyn. Gleichwohl war es damals ein großer Triumph für mich, daß Sie erklärten, meine Freundinn wollten Sie seyn. Bleiben Sie das ferner von Ihrem 2c.

Göttingen, May 1787.

---

Briefe eines alten Mannes an ein junges Frauenzimmer, das schon als Kind junge Herren, die witzig zu seyn glaubten, abzuführen wußte, machen allerdings dem alten Mann Ehre, wenn sich das junge Frauenzimmer darauf etwas zu Gute thut. Und auf der andern Seite kann sich auch das junge Frauenzimmer auf die Hochachtung des Mannes etwas zu Gute thun, vor dem sich sonst so viele Herren und Damen fürchten.

Um Himmelswillen! Wo haben Sie denn den Kaufmannsstyl so vortrefflich gelernt? Sie hören doch nicht etwa bey Hrn. Prof. Jung über die Handlungswissenschaften? — Ihre Verse sind mir werther, als Lavater's Loblied auf die katholischen Ceremonien, weil sie in einem lustigen Ton ernsthaft sind, und Lavater in einem ernsthaften Tone ungereimt Zeug sagt. — Das Freudenlied der Jünger Lavater's kennen Sie ohne Zweifel. — C. belustigte sich sehr es zu spielen und zu singen, und zum Unglück ward den Sonntag darauf in der Kirche gesungen: Wie schön leuchtet ... Da, und so oft das Lied gesungen wird, denkt sie immer an Lavater. Das geistliche Lied hat freylich viele Stellen, die zu ihrer Zeit gut gemeynt waren, und jetzt eben nicht große Andacht erwecken. Ich hätte aber doch kein Spottlied nach dieser Melodie gemacht, weil freylich das Lustige immer durch diese Association der Ideen, wie die Philosophen es nennen, die Andacht unterbricht.

Heute, den 4. Juny, an des Königs Geburtstage, sind große Feyerlichkeiten: 1) Werden die Preise an die Studenten ausgetheilt; 2) ein Ball; 3) wird aus unterthänigster Devotion für den besten König der Wirth in Wehnde, Wallrath, seine Wirthschaft in das Gehölz bey der Papiermühle verlegen und da illuminiren, und was weiß ich sonst für Spektakel machen lassen; 4) will Lichtenberg Raketen steigen lassen, die er gestrigen Sonntag Nachmittag erst bey Braunhold, meinen und seinen vormaligen Bedienten, bestellen ließ; 5) morgen, den 5. Juny,

wird Madame Crux, churpfalzbayerische Kammervirtuosinn, ein Concert geben wollen, wo sie sich auf der Violine wird hören lassen. — Daß Sie nicht etwa denken, die Raketen steigen von Dietrich's Altan, so ist zu wissen, daß Herr Professor Vollborth und Frau Professorinn Vollborth einen großen Garten auf der Wehnder Chaussee angelegt, dazu Eberwein's Garten und Gartenhaus gekauft haben, und nun das zusammen an Dietrich vermiethet haben, von dem hat nun C. wieder etwas gemiethet, und da wird das Feuerwerk vor sich gehen. — Dagegen, wie diese Geistlichen sich von den irdischen Ergötzungen lossagen, und sie an Weltkinder überlassen, so hat Prof. Schleußner mit seiner Frau Wassermeyer's Garten vor dem Geismarthor gemiethet. Voriges Jahr hatte Dr. Leß eben den Garten gemiethet. Ich habe daher Wassermeyer gesagt: er sollte den Garten den theologischen heißen.

Machen Sie sich immer fein lustig, und nehmen Sie dabey Ihre Gesundheit in Acht, und denken Sie zuweilen an Ihren ꝛc.

Göttingen 1787.

---

Also bewundern Sie es, daß ein Lehrer der Logik und Metaphysik mit Ihnen vernünftig über die Seele sprechen kann? Seitdem ich Sie kenne, wenigstens seitdem Sie S. sagten: „Ich bin nicht so klein, als Sie mir scheinen," habe ich, zwar nicht mit Ihnen, über die Seele gesprochen, aber immer mit Ihrer Seele. — Ihr rosenfarben neu Gewand, welches zu zeigen Sie einmal zu mir kamen, als ich freylich etwas viel Wichtigeres zu beobachten hatte, nämlich, nach Carl H. Ausdruck: ein Pferd, das Künste machte, das war für mich nur ein Ueberrock Ihres Kleides, eines ganz artigen Körperchens. Aber, wenn Sie nichts weiter gewesen wären, als das artige Körperchen, so wären Sie für mich nur gewesen, was für mich ein bildschönes Frauenzimmer ist, das schon fast ein halbes Jahr bey mir wohnt, und, o Wunder! sich noch nie im Spiegel besehen hat, sogar ihm immer den Rücken zukehrt. — Es ist ein Gypsbild einer Venus, vielleicht Anadyomene; das Wort mag Ihnen T. erklären. In C., als Mitglied der Gesellschaft der Alterthümer, schrieb er, freylich auf höchsten Befehl, also wie Alles, was man auf höch-

sten Befehl thut — und das thut man ganz anders, als was man in den Gedanken an eine Friederike oder Amalie thut,[1]) — eine Bildsäule, von der er freylich so genau nicht sagen konnte, ob es eine Venus, eine Pallas, oder eine Muse seyn soll, obgleich die drey Damen ziemlich unterschieden aussehen. — Ob ich mich gleich also mit Ihnen nie über die Seele unterhalten habe, so können Sie doch versichert seyn, daß ich mich immer mit Ihrer Seele unterhalten habe. — Und ich bin stolz darauf, daß Sie, und noch ein Paar Seelen in Ihrem Hause, davon die eine jetzt über den Rang von Menschenseelen erhaben ist, immer meine Unterhaltung vernünftig und gefällig gefunden haben.

---

Da ist mir eingefallen, ob Sie nicht zu viel tanzen? Nicht Ihrer Gesundheit wegen, das ist Ihres Vaters Sache, Sie darüber zu belehren, sondern ich habe so gedacht: Ein Frauenzimmer, das so viel Witz hat, könnte wohl die Gesellschaft mit Ihrem Kopf unterhalten, und nicht mit Ihren Füßen.

Auf der andern Seite aber ist ein bekannter Grund für das Kartenspiel, daß die Zeit über, da eine Gesellschaft spielt, diese Gesellschaft, wenn sie nicht spielt, andre Leute durchziehen würde. — Und der Grund möchte sich auch wohl für Ihr Tanzen sagen lassen. — Daß man alle schwärmende Lustbarkeiten satt bekommt, ist eine sehr richtige Bemerkung von Ihnen, es ist am Ende immer einerley. Nur Vergnügungen des Verstandes und Witzes und Freude über gute Handlungen wird man nie überdrüssig.

Der Kohlenbauer hat doch noch so viel Empfindung gehabt, daß er gewußt hat, er sey nicht nüchtern, und hat also deswegen bey Ihnen um Verzeihung bitten wollen, wenn er etwa in der Besoffenheit einen Fehler machte. Es giebt Gelehrte, die betrunken dummes Zeug machen, ohne zu merken, daß sie betrunken sind. Uebrigens paßt sein Beyspiel auf Sie nicht, weil Sie nicht fade sind.

Wenn der Hr. v. L. sich trägt wie ein Bediente, so kann er es nicht übel nehmen, für einen Bedienten gehalten zu werden, und Sie haben allemal genug gethan, wenn Sie auch gegen einen Bedienten höflich gewesen sind. Der Irrthum ist mit eine

1) [Hier fehlt offenbar etwas.]

Folge von der Vernachlässigung des Degentragens. Sonst hieß es: Studenten macht der Degen kund. Ich bin auch immer in meiner Kleidung etwas unter meinem Stand gewesen, theils aus Nachlässigkeit, theils aus Sparsamkeit. Ich kam einmal nach Schulpforte, den Sohn des dasigen Rectors zu besuchen. Ich hatte auf der Reise ein schlechtes Kleid angezogen. Die Frau Rectorinn, der ich zuerst begegnete, fragte mich: Was will Er? Ich bin Professor Kästner, und wollte den Herrn Sohn gern sprechen. Da gab es nun gleich ein ganz andres Bezeigen. Sie hatte mich ohne Zweifel für einen armen Studenten angesehen, der eine Wegzehrung haben wollte. Und doch war auch unter dieser Vorstellung das Er unhöflich.

Ich wünsche Ihnen vergnügte Feyertage und einen glücklichen Jahreswechsel. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem ꝛc.

Göttingen, December 1787.

---

Ob Ihnen Madem. Fr. Neuigkeiten von der Feder wegnimmt, lasse ich unentschieden; Ihre muthwilligen Einfälle nimmt Ihnen doch Niemand, und so haben Sie immer etwas zu schreiben. Fischer's Verfahren hat mir mißfallen. Es ist, als wenn ein Mädchen sich damit groß macht, daß sie einem ehrlichen Kerl einen Korb gegeben hat. Sie kann daran ganz wohl gethan haben, aber prahlen muß sie damit nicht. Ob F.'s Lage in Halle so vorzüglich ist, weiß ich nicht. Es müßte ihm anders gehen, als mehreren Herren Professoren.

Daß der Herr Landgraf weniger Soldaten halten, und sie besser bezahlen will, finde ich sehr gut.

Eben da ich bisher Ihren Brief vom 6. September beantwortete, erhalte ich den folgenden. Es ist ja also halsbrechend in Marburg zu wohnen. Ich dachte die Damen versähen sich jede mit einem Fallschirm, in der Grundsprache parachute genannt, wie bey den Luftbällen gebräuchlich ist. Wenn auch jede etwa um jeden Arm eine Schnur mit einem kleinen Luftballe daran hätte, so wäre das ein Verwahrungsmittel, nicht so geschwind zu stürzen, weil die Luftbälle die Geschwindigkeit des Falles minderten, und das wäre denn eine neue Mode, die zur Erhaltung der Gesundheit dient, welches sonst nicht alle neue Moden thun. — Die Herren brauchen solche Moden nicht, wenn

bey ihnen der Kopf selbst statt eines Luftballons dient. Ihr Vortänzer könnte wohl noch eine Dame mit sich in die Luft führen... Dafür ist er freylich von englischer Abkunft.

Freylich haben Sie Recht, daß Sie die dummen Gebete hätten in Ruhe lassen können. Eine von den letzten Reden des großen Fritz kann Ihnen zur Nachahmung dienen. Als ihn die Herrenhuter erinnerten, sich in die Wunden des Lämmleins zu retten, sagte er: Man muß den Leuten danken, sie meynen es gut. Freylich war Fr. in seinen jungen Jahren nicht allemal so klug. In den Mémoires de Brandebourg steht: Die Franzosen hätten ihr Vaterland verlassen, um Psalmen zu singen. Der Spott ist an sich abgeschmackt, und nun ganz unpolitisch von einem König, dessen Länder eben diesen Psalmensingern den größten Theil ihrer Aufnahme zu danken haben. Also wenn ein König von 40 Jahren so fehlen kann, so ist der Gebetbuchspaß einem Frauenzimmer von noch nicht 20 Jahren leicht zu verzeihen.

---

Hochwohlgeborner Herr! 1)
Hochzuehrender Herr Procurator!

Wie viel ich an Ihrem Glücke Theil nehme, brauche ich wohl nicht weitläufig zu schreiben. Ihre Geliebte ist durch eine vortreffliche Mutter gebildet worden, und ihr eigner Geist war fähig, diese Bildung anzunehmen. Mich könnte das Vergnügen, das mir ihr Umgang brachte, leicht verleitet haben, ihr eine schlimme Bildung zu geben, wenigstens beschuldigte mich der Hr. Conrector v. Einem in Münden, freylich nicht im Ernst, aber bey Gelegenheit von Mad. A. B.: ich machte das junge Frauenzimmer durch mein Lob stolz. Aber kluge Leute werden durch Lob nicht verdorben, sondern nur angereizt, dasselbe immer noch mehr zu verdienen.

Ich danke sehr für die übersandten Gedichte. Ich mußte mich schämen, daß ich nichts dazu beygetragen habe. Aber wenn ich das gethan hätte, könnte sich vielleicht meine Arbeit vor den übrigen schämen. Und so ist das erste Schämen besser als das letzte.

---

1) [An Hrn. v. Gehren nach dessen Verheirathung mit Amalie Baldinger.]

Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundschaft, und verharre voll Hochachtung 2c.

Göttingen, December 1788.

---

Wertheste Freundinn!

Die Ueberschrift sollte freylich heißen:

Hochwohlgeborne,

Gnädige,

Gestrenge!

Und die beyden letzten Wörter haben für Sie schon lange eine Bedeutung gehabt, ehe noch das erste dazu kam. Ihre Gnade hat mir sehr häufiges und starkes Vergnügen gemacht. Ihre Strenge habe ich auch manchmal empfunden; weil mir aber mein Gewissen sagte, daß ich mir solche wenigstens durch Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, der wir witzigen Köpfe mehr ausgesetzt sind, als träge, bedachtsame Seelen, so suchte ich immer wieder die Gnade zu erhalten.

Wenn Sie sich selbst nicht zugetraut haben, daß Sie so ernsthaft seyn könnten, so haben Sie sich selbst nicht so gut gekannt, als ich Sie; denn daß Sie, wenn Ursachen dazu da sind, die Sie einsehen, ernsthaft seyn könnten, war ich sehr versichert. — Gar nicht ernsthaft seyn können, wäre nicht Ueberfluß des Witzes, sondern Mangel des Verstandes.

Der Name Ihrer vormaligen Puppe ist in meinem Hause, wo Sie sonst oft waren, noch erinnert, und mit dem Namen Ihres Geliebten verglichen worden. Daß Sie für Bernhardinens Ehre eiferten, zeigte eine ernsthafte Hochachtung der Puppe an, die Ihnen damals mehr Ehre brachte, als wenn Ihnen, wie manchen Kindern, alles Spielzeug gleichgültig, und das neue wieder das liebste gewesen wäre. Der Eifer für Bernhardinens Ehre ist also eine gute Vorbedeutung für den Hrn. Bernhard — ich wollte schreiben für Ihren Herrn Bernhard, da hätten Sie aber denken mögen, das wäre aus dem Trauungsformular, obgleich der Ausdruck zweydeutig ist, und auch heißen könnte, für den Hrn. B., welcher der Ihrige ist, ohne eben Ihr Herr zu seyn; denn eigentlich gehört das Herrseyn des Mannes nur für Morgenländer, Juden, Araber und

Türken. Bey uns Christen soll zwischen Mann und Frau die engste Freundschaft seyn, da freylich sich immer eins nach dem andern richtet, aber auf Vorstellungen und nach Einsicht, nicht auf Befehl.

Ich komme wieder auf die Vergleichungen von Bernhardinen und Bernharden. Es ist immer gut, wenn er noch ein Bischen für Sie Puppe ist, und Sie es für ihn sind. So lange wir auf Erden leben, sind wir immer noch in einem Kinderzustand, und müssen Puppen haben. Wenn wir nun mit denselben so spielen, daß wir ernsthafte Bestimmungen darüber nicht vergessen, so verhalten wir uns, wie Menschen sich verhalten können.

In einer Ehe, wo keins so etwas wie Puppen vom andern ist, mag der Mann buffeln, um Geld zu verdienen, und die Frau die Haushaltung besorgen, da mögen die Leute wohl essen und satt werden, und lassen ihr Uebriges ihren Jungen; aber ob nur viel vernünftiges Vergnügen dabey ist, weiß ich nicht. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem ergebensten Diener.

Göttingen, den 14. December 1788.

---

Der Frau Pr. v. Gehren
Hochwohlgeboren.

Meinen herzlichen Glückwunsch zu — ja wie heißt es denn? Das hat mir der Vater nicht geschrieben. Auf allen Fall: Amaliens lebendige Bernhardine, der sich Amalie noch mehr annehmen wird, als vormals der leblosen. Wenn das Kind lesen lernt, so lassen Sie es doch zuerst meine Sinngedichte auf Großmutter buchstabiren lernen, damit die Verse doch auch auf die Nachwelt kommen.

Die Verfertigerinn dieser Haube freut sich, daß ihre Arbeit gerathen ist; zur Hälfte gratulire ich, zur andern Hälfte werden Sie ein ander Jahr die Anwendung finden. Daß Sie jetzt einen andern Namen bekommen hat, werden Sie aus der Beylage sehen. Bleiben Sie ihr auch noch so gewogen. Für mich erwarte ich eben das.

Januar 1790.

---

Bey einer der öffentlichen Prüfungen in Basedow's Philanthropin zeigte Basedow's Tochter, damals, glaube ich, 5 oder 6 Jahr, die Früchte des weisen Unterrichts. Unter den Bildern vom Elementarbuche befinden sich auch Frauenzimmer, die einer jungen hoffnungsvollen Frau Mützchen von zweyerley Gattung nähten, und das Töchterchen hat darüber die Erläuterung gegeben: man wüßte nicht, ob ein Junge oder ein Mädchen kommen würde. Ich schreibe diese Erzählung blos aus meinem Gedächtniß hin, wie ich sie vor mehreren Jahren gelesen habe, also vielleicht nicht in allen Umständen richtig. Das aber erinnere ich mich sehr wohl, daß die Leute, nachdem sie gegen Basedow gesinnt waren, des Kindes Klugheit bewundert oder belacht haben.

Ohne von Basedow belehrt zu seyn, hat die Verfertigerinn des Inhalts beykommender Schachtel auf diese beyden Fälle gedacht. Ich habe ihr indessen die Erinnerung gemacht: es könnten wohl auf einmal zwey Köpfe kommen, die einerley Mützchen brauchten. Und bald darauf ward meine Erinnerung durch die Erfahrung bestätigt, denn Hr. Kirsten schrieb mir aus Halle: Seine Schwester sey mit zwey Töchterlein niedergekommen. — Wenn also alle menschmögliche Vorsicht soll gebraucht werden, so wird nöthig seyn, anderswo noch ein Paar dito zu bestellen. Hier in Göttingen können wir doch nicht für Alles sorgen, was etwa die Leute in Marburg brauchen mögen. Womit verharre ꝛc.

Göttingen, den 15. Februar 1789.

Ich erzählte M. Kirsten die Geschichte von Kirstens Schwester. Da wunderte er sich und sagte: Es ist ein Dingelchen so hoch. Und wie er mit der Hand wies, war es etwa so hoch, als eine Amalie, die einmal ein Paar Nächte in meiner Stube geschlafen hat. Freylich ist die nachher etwas höher geworden.

---

Daß Lichtenberg unvermuthet gestorben ist — er hatte sich sonst von seinen Zufällen immer wieder erholt — werden Sie wissen. Er hinterläßt eine Wittwe mit sechs Kindern, die ältesten beyden Knaben von 13 und weniger Jahren, die hier auf die Schule gehen und sich wohl anlassen. Man hat Anfangs über seine Verehlichung mancherley geurtheilt; sie ist aber zu billigen, weil er sonst die Hinterlassene und seine Kinder nicht hätte

versorgen können, jetzt aber bekommen sie aus der Wittwenkasse, auch was aus den Büchern ist gelöst worden, etwa 700 Thaler. Die Instrumente gehören der Regierung zum Besten der Universität. Einige Wochen vor seinem Tode schickte er mir etwas; da brachte die Magd ein Kind auf dem Arm mit. Die Frau Koch brachte es mir als eine kleine Lichtenberginn; wir fanden, daß es ein hübsches Mädchen war, und dem Vater ähnlich sah. Bey der Untersuchung zeigte sich, daß es ein Knabe war. Ich schrieb den Irrthum Lichtenberg, und es schien ihm zu gefallen, daß er im Gesicht ihm ähnlich für ein hübsches Mädchengesicht war gehalten worden. Ich glaube, das ist noch eine der letzten Freuden gewesen, die ich ihm gemacht habe. Er hat in seiner Haushaltung mit Frau und Kindern sehr vergnügt gelebt.

Girtanner hat auch eine Person geheirathet, die bey ihm in Dienst gewesen ist, und Kinder von ihm hatte. Er hat sich hier ein Haus gekauft und macht viel Aufwand.

Ich bin jetzt unter den hiesigen Professoren an Jahren der Aelteste. Pütter ist früher hier Professor gewesen, als ich. Ich danke Gott, daß ich Arbeiten sowohl mit Ausfertigung von Schriften, als mit Collegiis immer noch mit Beyfall verrichten kann. Gegen die Furcht vor Abnahme der Gemüthskräfte im Alter habe ich mich freylich schon wieder durch Hollmann's Exempel verwöhnt. Was der in seinem 80sten Jahre schrieb, war nicht viel dummer, als was er 30 Jahre zuvor geschrieben hat. Er hatte also seinen Verstand ziemlich ungeschwächt erhalten.

---

Wertheste Freundinn!

Ihr Andenken hat mir großes Vergnügen gemacht. Ich bedaure die Zufälle, denen Sie sind ausgesetzt gewesen; da ich vor wenigen Jahren nach Ihrer Abreise Schwindel und Ohnmacht gelitten habe, und davon wieder völlig befreyt worden bin, so hoffe ich, es wird bey Ihnen noch weniger zu bedeuten haben, da Sie um 40 Jahr, oder noch was mehr, stärker sind, als ich. Mir verschrieb Strohmeyer wider den Schwindel ein wohlriechendes Mittel, in der Grundsprache Asa foetida genannt. Daß Sie Landhaushaltung treiben müssen, ist Ihnen recht gut und

gesünder, als wenn Sie Putz machen müßten. Wenn Sie doch die Oekonomie zu lernen lieber hierher zum Hrn. Hofrath Beckmann kämen, als nach Marburg. Ueberhaupt aber glaube ich, Sie werden die Landwirthschaft besser aus der Erfahrung lernen, als von Gelehrten.

Unsre Besatzung ist ansehnlich verstärkt worden. Die meisten neu angekommenen Soldaten liegen in der Nicolaipfarr, und ihr Chef, der auch unsre Kirche besucht, läßt durch militairische Musik in dieser Kirche die Erbauung vergrößern. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem &c.

Göttingen, den 19. May 1791.

---

Daß ich Ihren angenehmen Brief so lange unbeantwortet gelassen habe, bitte meinen vielfältigen Arbeiten zu verzeihen. Die Leute in meinem Hause, und was dem anhängig, sind Ihnen für Ihr gütiges Andenken sehr verbunden. Die Madame Kirsten hat ihren Sohn verloren, der uns sehr viel Freuden, und große Hoffnung machte. Dieser Brief wird Sie also wohl unter drey lieben Kindern antreffen, bey denen ich Ihnen viel Vergnügen wünsche.

Herr Kersting hat das Schicksal aller Studirenden, die ihre akademischen Jahre nicht wohl anwenden. Ein ganzes reuevolles Leben ist die Folge davon, und Besserung verhütet höchstens, daß das Unglück nicht größer wird, hebt aber das nicht, zu dem auf der Universität der Grund gelegt war. Es ist verdrießlich, daß nach Mainz gleich aus Göttingen so viel Unrath gekommen ist, auch der Bleßmann, der einmal eine Komödie aufführte, wo Sie Zuschauerinn waren. Er hat an seine Eltern hierher 300 Thaler geschickt. So viel hätte er doch in ein Paar Monaten etwa bey einem Pfarrdienste hier im Lande, oder auch einer etwas höhern Bedienung, nicht weggeben können. Man kann also denken, wie die Freyheit- und Gleichheitsmänner mit fremdem Gute gewirthschaftet haben.

Am 25sten Abends um 7 Uhr kam der Herzog Friedrich von Braunschweig zu mir blos mit einem Begleiter, den er Stallmeister nannte. Er unterhielt sich mit mir und M. Kirsten, der gleich bey mir war, bis fast zehn Uhr, und lud uns

auf den andern Tag zum Essen. Er ist zu Niemandem sonst gekommen, als zu Weisberg; den Vormittag ist er auf dem Wall herumgegangen, die Gegend zu betrachten. Ich ging mit M. Kirsten um 12 Uhr, wie wir bestellt waren, in die Krone. Er war noch nicht zu Hause, und entschuldigte sich, als er zurück kam. Natürlich war ihm zu antworten: die Commandirten müßten eher da seyn, als der General. Wir vier sind allein gewesen. Um 4 Uhr fuhr er ab nach Nordheim. Ich hatte den Vormittag die Verse gemacht, von denen ich hier Abdruck übersende. Leben Sie beständig glücklich, gesund und bleiben gewogen Ihrem ꝛc.

Göttingen, den 30. April 1793.

---

Wegen der langen Verzögerung meines Dankes für Ihr angenehmes Schreiben muß ich sehr um Verzeihung bitten, und jetzt ergreife ich eine Gelegenheit, die Antwort zu übersenden, die mir meine wenige Zeit läßt. Hr. Prof. Hartmann geht nach Marburg. Ich beklage Ihre Kränklichkeit, und noch mehr die Unzufriedenheit, die Sie über einen Mann haben müssen, der auf solche Töchter stolz seyn sollte. Ich begreife nicht, wie er Sie hat verklagen können; wenn Sie noch ihn verklagt hätten. Ich wünsche, daß Sie viele Freude an Ihren lieben Kindern erleben. Sie sind immer mit der preußischen Einquartierung besser weggekommen, als wenn Sie französische gehabt hätten. Bleiben Sie ferner gewogen Ihrem ꝛc.

Göttingen, den 23. September 1793.

---

Ew. Wohlgeboren! [1])

Danke ergebenst für die schöne Predigt des Herrn Bruders. Es muß Ihnen rührend seyn, daß der Belt Sie von ihm trennt. Die Hessen sind aber gewohnt, Ihre Freunde und Verwandte im Dienste des Landesherrn zu missen; so können Sie auch einen Bruder als Streiter Gottes abgeben. Er ist bey Gelegenheit

1) [An Hrn. v. Gehren, der eine Predigt von seinem Bruder in Kopenhagen überschickt hatte.]

einer ökonomischen, seine Kirche betreffenden Frage in den Zeitungen erwähnt worden, und so, daß sein Betragen Billigung verdient. Ich verharre voll Hochachtung 2c.

---

Des Hrn. v. Gehren Nachricht von unangenehmen Schicksalen habe ich mit viel Theilnahme gelesen. Das ist ein gewöhnliches Loos rechtschaffener Bedienten; nur ob Rechtfertigung gegen Serenissimum und zwar durch ein Reichsgericht rathsam sey, werden der Hr. v. Gehren als Rechtsgelehrter selbst am besten beurtheilen können. Mir scheint, das rechtliche Verfahren gegen Höhere sey allemal bedenklich, zumal wenn man noch unter ihrer Botmäßigkeit wohnt.

Wen sein Gewissen und das Urtheil billig Denkender rechtfertigt, der macht sich mit dieser äußerlichen Rechtfertigung unnöthige Unruhe und Unkosten. Wir haben neuerlich das warnende Beyspiel des Hrn. v. Berlepsch; auch seine Freunde billigen nicht, daß er so weit gegangen ist, und er mag selbst bey seinen Vermögensumständen Beschwerlichkeiten davon empfinden.

Landleben, wobey man seine Bedürfnisse hat, ist, glaube ich, das unabhängigste, und die Arbeit dabey vielleicht nicht so beschwerlich und undankbar, als in Herrendiensten.

Ich glaube, es giebt in Deutschland Fürsten genug, die gern Titel verkaufen. Ich würde nie Geld an einen bloßen Titel wenden, selbst umsonst ihn nicht verlangen. Der Hofrathstitel, den ich hier führe, ist so gewöhnlich, daß es mehr eine Seltenheit ist, ihn nicht zu führen. Wie es aufgenommen wird, wenn man in einem Lande lebt, und einen Titel von einem andern Herrn hat, weiß ich nicht. Bey uns wenigstens müssen doch Bediente Erlaubniß haben, einen fremden Titel anzunehmen.

Hoffnungsvolle Kinder zu verlieren, ist schmerzlich. Ganz habe ich den Schmerz nicht empfunden, da ich nie eigne Kinder gehabt habe. Indessen muß man denken, daß Gott ihre Bestimmung besser weiß, als wir, und sie glücklicher gemacht hat, als wir sie durch Erziehung, selbst Sorge für sie, hätten machen können. Ich verharre voll Hochachtung 2c.

Göttingen, den 1. December 1799.

---

Wertheste, liebste Freundinn!

Es ist mir sehr angenehm gewesen, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Erst desselben Inhalt nach der Ordnung zu beantworten, melde ich auf die Frage nach meinem Befinden, daß ich eine Krankheit habe, die täglich zunimmt; sie heißt: das Alter. Mit dieser Krankheit ist es hoch gekommen, denn sie betrug den 27. September 1799 achtzig Jahre. Ich befand mich damals, und noch einige Zeit darauf ganz wohl. Etwa seit dem Anfang des Octobers habe ich einen Zufall im rechten Oberarm, da er auf und nieder zuckt, auch ein gelindes Stechen oder Brennen darin. Ich habe innerliche Arzney gebraucht, auch äußerliche Salben und andere Mittel, z. E. Flanell auf dem bloßen Leibe; es hat aber nichts Merkliches gebessert. Bey Nacht ist es auch beschwerlich, besonders da ich nicht auf der linken Seite liegen kann, denn da geht der rechte Arm auf und nieder, daß es mich beunruhigt. — Ich liege also auf dem kranken Arme oder auf dem Rücken, verliere durch die Beunruhigung immer etwas am Schlafe. Doch geht die Nacht hin. Wahrscheinlich rührt der Zufall von dem kalten Sommer her, und mehr Leute empfinden etwas Aehnliches. Ich schlafe in der Stube, welches mir, weil ich alle Nacht stark schwitze, nicht angenehm, aber, glaube ich, bey diesen Umständen nothwendig ist. Das Zucken dauert auch den ganzen Tag, hindert mich aber nicht an Geschäften, ob mir wohl, was leider mein Hauptgeschäft ist, Schreiben dabey etwas beschwerlicher wird. Wie es geht, können Sie an diesen Schriftzügen sehen. Ich barbiere mich noch selbst, und habe mich, seitdem ich diesen Zufall habe, nicht geschnitten, welches sonst wohl öfters geschehen ist. Einem Barbier, von dem ich so etwas wüßte, würde ich mich nicht vertrauen. Sonst empfinde ich keine Beschwerung, und danke Gott, daß er mir bisher nur so wenig auflegte. Ich komme gar nicht aus, als wenn ich verpflichtet bin in die Societät der Wissenschaften, da ich mich tragen lasse. Sonst, da ich noch ging, sah ich allemal im Vorbeygehen das Haus an, wo ich so viele glückliche Stunden zugebracht habe. Jetzt bewohnt es ein Buchhändler Thomson. Ich glaube nicht, wenn es auch noch die vorigen Bewohnerinnen hätten, daß ich es jetzt so oft besuchen könnte: ich müßte auf Besuch von Ihnen hoffen.

M. Kirsten befindet sich ganz wohl, zieht ein Paar gesunde und muntre Jungen. Die Frau Koch lebt auch noch ganz thätig für meine Haushaltung, freylich mit Beschwerden, die sich durch Geduld und ordentliche Lebensart erleichtern und ertragen lassen. Der Opticus Gotthard hat vorigen Sommer heftige Zufälle gehabt, die sein Leben bedrohten. Er ist davon gekommen, und kann seine Arbeiten verrichten, leidet aber immer noch theils an Schwachheit, theils zuweilen der Witterung nach an Reißen in Gliedern.

Ich beklage die unangenehmen Schicksale, welche Feinde Ihnen zugezogen haben; da Sie aber den Ausweg gefunden haben, ein nicht unglückliches ländliches Leben zu führen, so glaube ich, das wird Ihnen Zufriedenheit und Ruhe gewähren, die freylich im Herrendienst nicht allemal zu erwarten ist, und wünsche gesegnete Fortdauer desselben. Das Landleben ist, meines Erachtens, wenn man daran Gefallen findet, mit der wenigsten Unterwürfigkeit verbunden, und von vielen Verdrüßlichkeiten anderer Lebensarten frey.

Ich wünsche der Unternehmung des Hrn. Dr. Creutzer und Ihrer Freundinn viel Glück, und werde, was ich kann, gern zur Beförderung beytragen. Daß ich mit der politischen Welt immer in weniger Verbindung gestanden habe, wissen Sie von Alters her; natürlich ist diese Verbindung mit Zunahme meines Alters immer schwächer geworden, und ich kann daher nicht versprechen, daß sich Zöglinge auf meine Empfehlung einstellen, an der es sonst nicht fehlen sollte.

Die Fr. Pr. Spangenberg lebt noch mit ihrem Mann. Sie haben viel Kinder und wenig Einnahme. Spangenberg, ein sehr gelehrter Mann und geschickter Jurist, findet doch bey den Studenten nicht den Beyfall, den er verdient. Daß dieser Beyfall oft durch ganz andere Dinge erhalten wird, als durch Gelehrsamkeit, ist bekannt. Sie leben daher ehrlich, aber kümmerlich, und ich glaube, die rechtschaffene Frau wäre in einem andern Stande, als in dem Professorstande, wenigstens ökonomisch glücklicher. Von der ehelichen Glückseligkeit kann ich nichts sagen.

Louise Wehrs heirathete einen Dr. Hempel, der Prosector bey der Anatomie ist, und ist gestorben.

Vielleicht sind Sie von den Freundinnen, die Sie in Göttingen hatten, und denen Sie durch Ihre gefällige Gemüthsart so werth waren, noch die einzige auf Erden; ich wünsche, daß Sie es zufrieden noch lange bleiben mögen. Doch eine von denselben, des Kaufmanns Elberfeld Tochter, hat Prof. Tychsen geheirathet, der wegen seiner Gelehrsamkeit in morgenländischen Sprachen hier in Ansehn steht. Elberfeld ist gestorben. Die Handlung wird aber in dem Hause, wo Sie oft werden gewesen seyn, fortgesetzt, da auch Tychsen wohnt. Hofrath Heyne's zweyte Tochter erster Ehe, Mariane, hat unlängst Professor Reuß, zweyten Bibliothekar hier, geheirathet. Eine zweyte zuvor Professor Heeren. Carl Heyne ist, so viel ich weiß, als Feldmedicus in russischen Diensten gestorben.

Der Pastor Kahl mit den Seinigen befindet sich ganz wohl. Weiße, dem Sie einmal das Compliment machten: Er könne sich als Sohn des Kinderfreundes um Geld sehen lassen, ist in Leipzig Professor und ein fleißiger Schriftsteller. Sartorius aus Cassel ist hier Professor.

Ich schreibe meine Briefe noch alle selbst, brauche keinen Secretair. An meinen Weinhändler schreibt indessen die Briefe allemal Hr. Gotthard, und ich unterschreibe sie nur, weil ich die Veranstaltung, wie viel Wein kommen soll, meiner Haushaltung überlasse; ich bekümmere mich nur darum, ihn zu trinken und zu bezahlen.

Mit vollkommener Hochachtung und Anwünschung alles Wohlergehens verharre meiner werthesten Freundinn gehorsamst ergebenster Diener A. G. Kästner.

Göttingen, den 1. December 1799.

---

## 20. [1]

Wohlgeborner Herr,

Hochzuverehrender Herr Hauptmann,

Ihr Casselsches Programm hat Hr. Rath Casparson mir geschickt.

---

1) [Nr. 20. u. 21. ohne nähere Bezeichnung, in Kind's Harfe, Bd. VIII. S. 291 ff.]

Ihre beyden Briefe haben mir viel Vergnügen gemacht. Die Schilderung im ersten ist sehr glaublich; es geht in unserm Kriegs- und Friedensleben so zu, daß die Directoren weniger verstehen, als die Subalternen. Die Einrichtung ist sehr weise; denn so sind die Schulen schon eine Vorbereitung auf die große Welt, da es in der Regierung des Staats und der Armeen häufig auch so beschaffen ist.

Ich gratulire zu der Hauptmannschaft bey der Marburger Kriegsschule. So viel ich weiß, ist es mit ein für M. gestempelter Gedanke des Herrn Geh. Rath Baldinger gewesen.

Nach geendetem siebenjährigen Kriege wollte man hier in G. eine Kriegsschule anlegen, und der jetzige Hofrath Meister bekam Auftrag, deswegen nach Frankreich zu reisen und die dasige Kriegsschule zu besehen. Meine Freunde hier hielten sich darüber auf, daß das Alles so ohne mich dabey zu Rathe zu ziehen unternommen ward, und reizten mich, darüber an Hrn. v. Münchhausen zu schreiben, der es gern hatte, daß man ihm frey schrieb; deswegen that er doch, was er wollte. Ich schrieb also etwa so:

Ich habe im Kriege französische Officiere zu unterrichten gehabt, die in ihren Kriegsschulen gewesen sind. Theorie der mathematischen Kriegswissenschaft wird da nicht besser gelehrt, als auf deutschen Universitäten, nur noch flüchtiger. Der Vorzug ist, daß mehr praktische Uebungen auf dem Felde vorgenommen werden, denn Festungen mahlen oder schnitzen heiße ich nicht Praxis; dies ist noch Theorie. Wollte man also einer hiesigen Kriegsschule dergleichen Vollkommenheit geben, so wünschte ich dazu ein Paar Morgen Land — wie Corporal Trim im Tristram Shandy — wo man Schanzen aufwerfen, Minen anlegen könnte, dazu etliche Centner Pulver, Geschütz u. s. w., allenfalls auch Geld zur Bezahlung der Arbeiter.

Die Folgen meines Vorschlags auf die Studenten fielen Münchhausen so in die Augen, wie ich es haben wollte. Er antwortete mir also, der Unterricht sollte nur theoretisch bleiben. Indessen that M. die Reise, und erzählte mir bey seiner Wiederkunft Manches, das ich schon wußte. Er hat auch ein Programm drucken lassen, darin er von den Kriegsschulen Nachricht giebt.

Man war auf diese Kriegsschule so erpicht, daß man dazu

einen Lehrer aus Strasburg, Herrenschneider, haben wollte. Weil Münchhausen nun gut fand, mich über solche Dinge zu fragen, so schickte er mir den Briefwechsel mit Herrenschneider zur Einsicht. Herrenschneider war so bescheiden, daß er erst anfragte, was er eigentlich hier sollte. Es schien ihm in der That nicht viel daran gelegen zu seyn, hieher zu kommen. Ich machte Münchhausen leicht begreiflich, daß Meister Alles lehren könne, was man von H. erwartete, und so unterblieb Herrenschneider's Ruf, wofür Meister mir sehr viel Dank wußte. Meister hat fortgefahren, wie er vorhin that, Fortification und dergleichen zu lehren, auch Taktik. Es haben auch einige Officiere bey ihm und bey mir gehört, bald aber ist der ganze Gedanke an eine hiesige Kriegsschule verschwunden. Ein vormaliger hiesiger Commandant, General v. Zastrow, sagte darüber: Wenn man haben wollte, daß Officiere hier studiren sollten, müßte man ihnen auch mehr Gage geben, von ihrer bisherigen könnten sie das nicht. Eine Erinnerung gegen eine Kriegsschule auf einer Universität ist: daß in der Kriegsschule nothwendig Subordination und Gehorsam seyn muß, und da stechen die Kriegsschüler zu sehr gegen die Facultätenschüler ab, die kein Commando erleiden. Auch sollte allerdings wenigstens der Director der Kriegsschule Officier seyn, und am besten die Lehrer alle. Jetzt ist in Hannover eine Kriegsschule.

Ich habe jetzt zu Zuhörern seit Ostern privatissime einen Duc de Montmorency, seinen Bruder, Prince de Luxembourg, einen Comte Senechal, und einen Comte de Fernay und ihren Hofmeister, einen Capitain und Edelmann. Einige sind auch schon in Kriegsschulen gewesen. Ich muß sie in ihrer Sprache unterrichten, weil sie erst jetzt etwas deutsch verstehen. Ich habe gefunden, daß ich ihnen doch allerley auch zur Kriegswissenschaft Gehöriges sagen kann, das ihnen noch nicht so sehr bekannt. Indeß gefällt es mir sehr, daß sie mehr Vorbereitung mitbrachten, als viele Andere von der Universität wegbringen; z. B. Decimalrechnung, Buchstabenrechnung, quadratische Aufgaben waren selbst dem Prinzen, der etwa 13 Jahr, nicht unbekannt. — Wie vielen deutschen [1]) . . . . . darf man mit so

---

1) [Ein in Kästner's Handschrift unleserliches Wort ist ausgefallen.]

etwas kommen? Ich wünsche Ihrer Kriegsschule vorzüglich Ihretwegen sehr viel Glück, und verharre voll Hochachtung ꝛc.

Göttingen, den 9. Januar 1788.

---

## 21.

Bester Gönner!

Was Sie nicht Alles lesen! Sogar das Leipziger mathematische Magazin!

Da ich von der deutschen Union nichts weiter weiß, als was Sie mir geschrieben haben, so habe ich auf beyliegendem Blatte meine Aeußerung darüber aufgesetzt.

Zu Tempelhof's guten Eigenschaften gehört mit, daß er, als selbst Artillerist, von der Wirkung der Artillerie in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges nicht übermäßiges Aufheben macht. Nicht so, wie ein gewisser Gelehrter, der im Gelehrten Anzeiger sagte: „Griechische und lateinische Philologie trage das Meiste zum Ruhme einer Universität bey, und ziehe Ausländer dahin."

Daß ich die Theorie von nicht musikalischen Orgeln liebe, ist, weil sie zur Mathematik gehört; übrigens bin ich zufrieden, daß ich durch die Ausübung deren nie wider das fünfte Gebot gesündigt habe.

Die Erklärer des fünften Gebots reden zwar auch von einem Zungentodtschlage; aber auch von dem bin ich so ziemlich frey.

Und an den Federtodtschlag haben Sie nicht gedacht. Von dem wüßte ich mich freylich nicht anders zu reinigen, als daß ich ihn allemal im Kriege für Wahrheit und Vernunft begangen habe.

Ich weiß nicht, was es in M. für Aufsehn über die Reinigkeit der Lehre giebt. Das Verbot, die Kantische Philosophie zu lehren, war doch im letzten Vicennio des 18ten Jahrhunderts sehr unerwartet. Es ist gut, daß es aufgehoben ist.

Wie „materia non potest cogitari" eine Gotteslästerung seyn soll, begreife ich nicht. Die Herren Inquisitoren könnten es eher übel nehmen, denn sie mögen ziemlich materiell seyn, und so würde ihnen das Andenken abgesprochen.

So will hier ein Gelehrter kein versteinertes Holz glauben.

Denn, weil er einen hölzernen Kopf hat, befürchtet er, der möchte darnach gar zu Stein werden.

Bey Sömmering's Anatomietheater, das besser ist, als alle andere, namentlich auch das Göttingische — nur noch keinen Platz hat, wo es hinkommen kann, fielen mir Lowitzens Weltkugeln ein; die wären besser, als alle andere gewesen, NB. wenn sie wären fertig geworden!

Hier wird auch viel von einem neuen Observatorio geredet; alle Leute wissen mehr davon, als ich, und ich denke eben jetzt auf Vorschläge, etwas zu machen, das besser ist, als das jetzige; aber so lange es noch nicht ist, halte ich das jetzige immer noch für besser. Totus tuus

Göttingen, den 26. May 1788. Kästner.

---

## 22. 1)

Lieber Herr Geheimbder Rath,

Da ist eine Leichenpredigt auf den sel. Meister. Er hätte meinetwegen immer noch leben mögen, denn er war eben so ein unschädliches Geschöpf, als der Gift- und Unkrautsautor. Wenn aber einmal Einer von uns Beyden des Andern Gedächtniß feyern sollte, so ist es mir lieber, daß ich M. seins gefeyert habe. Heyne trug mir das Geschäft auf in der Ueberzeugung, ich könnte es besser ausführen als er. Und das macht mir bange, er werde einmal mein Elogium auch einem Andern auftragen, etwa J. B. Ich will daher, wenn ich nur dazu kommen kann, mein Lob selbst aufsetzen. Bleiben Sie ferner gewogen ꝛc.

Göttingen, den 2. März 1789.

N. S. Da verlangt Madem. D. S. Philosophiae Doctrix von mir Nachricht über Vergleichung des russischen Gewichts mit andern. Nun stehen dergleichen in t. 2. Comm. Ac. Petrop. Also schicke ich ihr den Band. In eben dem Bande ist eine Abhandlung de pene elephanti mit einer ungeheuern Figur, obgleich nicht ganz in Lebensgröße.

---

1) [Ohne nähere Bezeichnung, in Kind's Harfe, Bd. V. S. 249.]

## 23. Kästner an Ch. Gottfr. Schütz.

Das Merkmal Ihrer Gewogenheit, das Sie mir bey Gelegenheit des Hrn. Dr. Stahl gegeben, ist mir sehr schätzbar. So viel ich ihn aus seiner kurzen Unterredung und seinem Buche beurtheilen kann, hat sich die Ausbreitung der Wissenschaften und so die dortige Universität viel von ihm zu versprechen. Es ist nicht so gar gewöhnlich unter den Studirenden, den Eifer zu eignem Forschen in der Mathematik zu finden, den er, wie ich von ihm vernommen habe, dort erregt und anfeuert. Ich wünsche, daß Ew. Wohlgeboren Bemühungen der Gelehrsamkeit noch lange so vortheilhaft seyn mögen, als bisher, und verharre voll Hochachtung ꝛc.

Göttingen, den 10. April 1797.

# Kleine prosaische Aufsätze.

## Gelegentliche Bemerkungen. Einzelne Gedanken. Einfälle.

### Dritte Sammlung.

## 1. [1]) Ueber Hamlet's Aufenthalt zu Wittenberg.

Daß Hamlet mit seinem Freunde Horatio zu Wittenberg studirt hatte, ist mir nie so fremd vorgekommen, als manchen andern Lesern Shakespeare's. Bey den Schriftstellern und Malern des Shakespearischen Jahrhunderts, wenn sie sich nicht durch klassische Gelehrsamkeit gebildet hatten, ist es allgemein, das Alterthum nach der Mode ihrer Zeiten zu kleiden, und ich dächte, über solche Verletzungen des Costüms vor zweyhundert Jahren sollte wenigstens keine der jetzigen aufgeklärten Nationen lachen, die auf ihren Theatern Griechen, Römer und Amerikaner in Reifröcken und Federhüten tragisch gefunden hat.

Einem Deutschen ist dieser Anachronismus eine angenehme Probe von dem ausgebreiteten Ruhme, den Wittenberg damals gehabt hat.

Dieser Ruhm entstand größtentheils durch die Reformation. Ohne das Aufsehn, das Luther machte, wäre Melanchthon wohl nicht Deutschlands Präceptor geworden.

Die Kunstrichter tadeln, daß Shakespeare Hamlet's Eltern aus blinden Heyden zu Katholiken gemacht hat. Ein Leser oder Zuschauer, der die Nordische Geschichte oder Sagen nicht studirt hat, bemerkt diesen Fehler nicht, und so ist er dem Dichter leicht zu verzeihen. Zeit und Ort einer Begebenheit zu ändern, steht dem Dichter wohl frey, wenn er nur für die Zeit und den Ort, die er annimmt, zusammenhängend dichtet.

Aber wie konnten aus dem katholischen Dänemark, das Sha-

1) [Nr. 1 — 7. aus dem Deutschen Museum, 1777 ff.]

kespeare annahm, Prinz und Andere in dem Ketzerneste Wittenberg studiren?

Die Universität Wittenberg war kurz vor der Reformation gestiftet. Die Geschichte der deutschen Universitäten brauchte Shakespeare freylich nicht zu wissen, indessen konnte ihm doch von Wittenberg schlechterdings nichts aus den Zeiten bekannt seyn, in denen er sich seine Geschichte dachte, und so ist nicht zu begreifen, warum er statt Paris oder Bononien diesen Namen genannt, wenn es nicht wegen des Ruhms geschehen ist, den Wittenberg damals hatte. Dieser Ruhm aber konnte keinen katholischen Prinzen dahin ziehen.

Ueber Shakespeare ist so vielerley, und das von so verschiedenem Werthe, gesagt worden, daß ich glaubte, Gegenwärtiges könne auch immer mit gesagt werden.

---

## 2. Ueber eine Vorschrift Horazens.

— — nonumque prematur in annum.

Die Vorschrift ist wirklich für unsre Dichter unmöglich zu beobachten.

Wenn sie sich darnach richten wollten, möchten sie sich an dem Ende der neun Jahre in den Umständen der Siebenschläfer befinden; als die aufwachten, kamen sie unter Leute, dergleichen sie bey ihrem Einschlafen gar nicht gesehen hatten, und redeten eine Sprache, die kein Mensch mehr redete.

Vielleicht wäre es ein Vorschlag zur Mäßigung, Horazens Jahre in Monate zu verwandeln; so käme das Jahr des Numa heraus, wie Ovid es angiebt.

Quod satis est utero matris dum prodeat infans.

Aber auch diese Zeit scheint manchem unsrer Dichter zu lang zu seyn, und sie legen Horazens Räthsel so aus, wie jener Küster einen evangelischen Ausdruck anbrachte, das Gebet der Gemeine für ein Mädchen, das eilf Tage alt war, zu fodern: Es wird auch zu bitten begehret für unsres Schuloberſten krankes eilfjähriges Töchterlein, einen Tag für ein Jahr gerechnet.

Daher kommt es auch, daß die Bewunderung der Nachwelt,

welche diese Dichter erlangen werden, nur sehr hyperbolisch so auszudrücken wäre:

Nonumque legetur in annum.

---

### 3. Ein Blick in die Schäferwelt.

Unweit des Hauses, wo ich wohne, befindet sich ein Hof, aus dem täglich eine Heerde Schaafe auf die Weide getrieben wird. Ich stelle mir also oft vor, ich sehe aus dem Fenster herab in Arkadien.

Der Schäfer hat einen ganz kleinen Hund, der es mit einem Wolfe zuverlässig nicht aufnehmen dürfte; aber die Schaafe beißt er, die nicht in der Ordnung bleiben wollen.

Ebenso dient manchem Fürsten sein Corps Soldaten. Zur Erläuterung dieses Satzes findet man einen Kupferstich in dem Leben und den Meynungen M. Sebald Nothanker's, I. Th.

---

### 4. Ungefähr so brauchte Mäcen manchmal Horazen.

Man fand bey Leipzig einen todten Körper, ob ertrunken, erschlagen — das weiß ich nun seit etwa 40 Jahren nicht mehr.

Er sollte, wie gewöhnlich, secirt werden; ich war auf den anatomischen und den juristischen Theil dieser Verrichtung neugierig, und begab mich deswegen auf den Gottesacker zu recht früher Tageszeit, da noch Niemand beym Leichname war, als die Wächter.

Bald langten auch Diejenigen an, die zur Section verordnet waren; der Vornehmste unter ihnen war Hofrath Maskov.

Sobald derselbe mich erblickte, fing er ein Gespräch mit mir an, führte mich nach und nach vom Leichnam weg, und unterhielt sich mit mir auf und ab spazierend so lange, als die Section dauerte.

In seiner Assemblee würde so etwas für einen jungen Magister, wie ich war, sehr schmeichelhaft gewesen seyn; hier aber fühlte ich sehr wohl, daß er meine Lernbegierde seinem Bedürf-

niß aufopferte, sich von einem ihm unangenehmen Gegenstande zu entfernen.

So machte es mir freylich nun keine ausnehmende Ehre, daß ein Maskov meine Gesellschaft suchte; indessen war sein Bewegungsgrund dazu doch auch nicht unedel, und es entehrte mich wenigstens nicht, daß er mich mit seiner Gesellschaft beehrte, wie solches oft der Fall bey Gesellschaften zwischen Vornehmern und Geringern ist.

## 5. Holberg zu Paris.

Holberg gab in Norwegen mit vielem Beyfall im Französischen Unterricht. Er kam nach Paris, und fand, daß er kein Französisch verstand.

Ich hoffe, so wird es manchem Theologen im Himmel gehen. Warum ich das hoffe? Je, es setzt ja voraus, daß er in den Himmel kommt.

## 6. Höne's Betrugslexikon.

Meine Mutter bekam einmal Doctor Höne's Betrugslexikon in die Hände; sie blätterte ein wenig darin, und sagte zu mir: Wie hat denn ein Doctor so einfältig Zeug schreiben können?

Ich versicherte sie, daß es Doctoren gäbe, welche dieses sehr wohl könnten.

Man wird vielleicht daraus schließen, meine Mutter müsse nicht viel Belesenheit gehabt haben.

Ich muß sie aber doch deswegen rechtfertigen. Von Schriften der Doctoren konnte sie nicht viel gelesen haben, denn damals schrieben die Doctoren immer noch lateinisch.

## 7. Etwas von Frischlin's Julius Redivivus.

Dieses Stück könnte wohl mit eine Quelle des deutschen Schauspiels in Venedig seyn, davon Hr. Meißner (im Julius 1777

des Museums) eine angenehme Nachricht giebt. Es befindet sich in dem Bande, dessen Titel unten angeführt ist [1]).

Julius Cäsar und Cicero haben vom Pluto Erlaubniß erhalten, Deutschland zu besehen; Cäsar ist darauf neugierig geworden, weil bey den Unterirdischen so viel Deutsche anlangen, die den Deutschen, welche er gekannt hat, gar nicht ähnlich sind. Der erste, den sie antreffen, ist ein deutscher Officier, Hermann, mit einem Schießgewehr, auf dessen Wirkung die Römer den Deutschen für Jupiter halten. Der Deutsche führt Cäsarn in's Zeughaus, ihm noch größere Geschütze dieser Art zu zeigen; Cicero aber hat keine Lust mit dahin zu gehen, und bekommt eine Gesellschaft, die sich besser für ihn schickt, am Eobanus Hessus, der ihn in eine Druckerei führt.

Cäsar und Hermann erscheinen wieder, und der erste freut sich anfangs sehr, daß noch jetzt römische Kaiser nach seinem Namen genannt werden, bis er erfährt, daß dieses Deutsche sind, und die Deutschen Rom bezwungen haben. Ein Savoyischer Kaufmann, der Französisch spricht, giebt Hermann Gelegenheit Cäsarn zu berichten, wie sich die Gallier verändert haben. Cicero hat vom Eobanus die Gelehrsamkeit der Deutschen kennen gelernt, und indem er sich darüber mit dem Cäsar bewundernd unterhält, kommt ein Schornsteinfeger. Die Römer wollen vor ihm laufen, weil sie ihn für einen Teufel halten; Eoban belehrt sie aber, es sey ein Italiäner; sein Italiänisch verstehn sie freylich nicht, und rathen auf Vesuv und Aetna; es ist aber ein Mailänder, Cäsar's Landsmann, wie Cicero bemerkt.

Einen Auszug aus dem ganzen Stücke zu geben, ist meine Absicht nicht, sondern nur so viel anzuführen, als den Gedanken bestätigen kann, daß Frischlin's Arbeit wohl des Hrn. v. E—l Einfall könnte veranlaßt haben. Das wird noch wahrscheinlicher werden, wenn man sich erinnert, daß Frischlin ein Würtemberger ist, und voraussetzt, zu Prinz Alexander's Zeiten haben die Kammerherren die lateinischen Arbeiten der Gelehrten ihres

---

1) Operum poet. Nicod. Frischlini, poëtae, oratoris et philosophi. Pars scenica, in qua sunt comoediae septem: Rebecca, Susanna, Hildegardis, Julius redivivus, Priscianus vapulans, Helvetiogermani, Phasma; tragoediae duo: Venus, Dido. Viteberg. 1612. 12mo.

Landes gekannt. Das Venetianische Schauspiel hat freylich das von Frischlin sehr in's Kleine gezogen, wozu ohne Zweifel die Umstände nöthigten.

Frischlin's Absicht scheint auch nicht so boshaft zu seyn, als des Hrn. v. E—l. Er will nur zeigen, Deutschland sey nicht das barbarische Land mehr, das es zu der Römer Zeiten war. Mechanische Künste zogen zu Frischlin's Zeiten der Gelehrten Aufmerksamkeit nicht so sehr auf sich; daher werden freylich dahin gehörige Erfindungen der Deutschen nicht von ihm erwähnt. Daß die Deutschen in der Uhrmacherkunst in ältern Zeiten viel geleistet haben, ist bekannt genug; die Repetiruhren aber möchten wohl den Engländern angehören [1]).

So richtig Hr. Meißner gezweifelt hat, daß diese Uhrenerfindung deutsch sey, so sehr bin ich auch darin seiner Meynung, daß er die Komödie nur als einen witzigen Einfall, nicht als eine Volkssatyre billigt. Es war nicht Unrecht, der Italiäner Spott mit Spott zu erwidern, aber nicht werth wäre, daß man über ihn lachte, wer die Nation nach den Laternamagikamännern und Murmelthiertanzmeistern beurtheilen wollte. Am Ende sind diese Leute, die mit dem Gelde, das sie erwerben, wieder in ihr Vaterland zurückkehren, und sich daselbst ein ruhiges Leben machen, immer klüger, als der vornehme und reiche Deutsche, der das Seinige verreist und in aller Hinsicht elend zurückkommt.

---

## 8. Tafel der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Anfange des Jahres 1760 [2]).

א. Präsident Hr. v. Haller.

ב. Mitglieder:

---

1) Alexander von Uhren, Cap. 8. S. 279. der Uebersetzung.

2) [Mitgetheilt bei Gelegenheit einer Geschichte der Göttinger gelehrten Anzeigen, in „Studien und Kritiken der deutschen Journalistik" (1839). Heft 3. S. 327., mit der Vermuthung, dieses Kästnersche Scriptum sey die Beilage eines verloren gegangenen Briefes an Frau Prof. Baldinger gewesen. Vergl. Heyne, elogium Kaestneri, p. 6. 7.]

A. Ordentliche.
- A. Directoribiles.
  - Hr. Prof. Gesner.
  - Hr. Prof. Hollmann.
- B. Indirectoribiles.
  - a. Mit Pension.
    - a. Mit Pension als Mitglied und Secretair: Hr. Prof. Michaelis.
    - b. Mit Pension als Mitglied schlechtweg: Hr. Prof. Mayer.
  - b. Ohne Pension: Hr. Prof. Kästner.

B. Außerordentliche.
- a. Weder kommende noch arbeitende: Hr. Prof. Franz.
- b. Kommende und nicht arbeitende: Hr. Prof. Achenwall.
- c. Kommende und arbeitende:
  - a. Solche, die Andere zu bereden wissen, sie wollten heraustreten, damit diese Andern heraustreten, uno verbo breitschlagende: Hr. Prof. Röderer.
  - b. Solche, die heraustreten, weil sie sich haben bereden lassen, die Andern wollten heraustreten, kurz breitgeschlagene: Hr. Prof. Lowitz.

ג. Secretair:
- α. Gewesener, mit Beybehaltung seiner Pension, ohne Verrichtung des Amtes: Hr. Prof. Michaelis.
- β. Wirklicher, mit Verrichtung des Amtes und Pension: Hr. Prof. Hamberger.

ד. Ordentliche Gäste.
- כָּ. Gegenwärtige proprie tales.
- כֵּ. Abwesende Correspondenten.

Anm. Die Classen von ד und ihre Unterabtheilungen weit auseinander zu setzen, war der Absicht des Verfassers dieser Tafel nicht gemäß.

## 9. [1])

Nur ein Jahr blieb der 1783 berufene Professor der Rechte, Geißler, in Göttingen; im Jahre darauf ging er als Ordinarius der Juristenfacultät nach Wittenberg. Eine Einladung, die er noch während seines Göttinger Aufenthalts seinem Collegen Kästner zusandte, veranlaßte diesen, früher Juristen malgré lui, zu folgender scherzhaften Erwiderung:

Gemüßigte Vorstellung in Sachen Impetrantens A. G. Kästner's contra Impetraten, Hrn. Hofrath Geißler pto. eine Einladung auf den zweyten Pfingstfeiertag betreffend.

Impetrant acceptirt, daß Impetrat in passibus principalibus litem affirmative contestirt.

Da aber bekannten Rechtens ist, quod litis contestatio fieri debeat ad singula libelli capita, und auf der übersandten Einladung die Demoisellles Töchter ausdrücklich erwähnt sind, von diesen aber in der Antwort gänzlich geschwiegen wird,

gleichwohl Herrn Impetratens Töchter ohne Zweifel ad facta propria gehören, auf die man bekannten Rechten nach sich nicht mit nescit einlassen darf, v. D. D. passim,

so findet Impetrant sich genöthigt, anzusuchen, daß dieser defectus litis contestationis gleichfalls affirmative supplirt werde.

Desuper humanissimum patris officium pro benevolentiae administratione decenter implorando.

---

## 10. [2])

Eben jetzt, 20. August 1786, lese ich in den Zeitungen, daß in St. Petersburg das Collegium medicum der Kaiserinn 25stes Regierungsjahr gefeyert und an einer fünfeckigen Tafel gespeist, welche das Sinnbild der Gesundheit sey.

Die wenigsten Leser werden wohl wissen, wie das Fünfeck und die Gesundheit zusammenkommen. Auch muß es eine griechische Gesundheit seyn, keine deutsche. Das griechische Wort

---

1) [S. Ebert's Ueberlieferungen I, 2. S. 4.]
2) [S. Kind's Harfe, Bd. VIII. S. 287 ff.]

῾Υγιεια hat fünf Buchstaben, oder deutsch Hygieia, den Doppellaut ει für einen, und das H nicht mitgerechnet, welches im Griechischen durch das Häkchen, in der Kunstsprache spiritus asper, angedeutet wird.

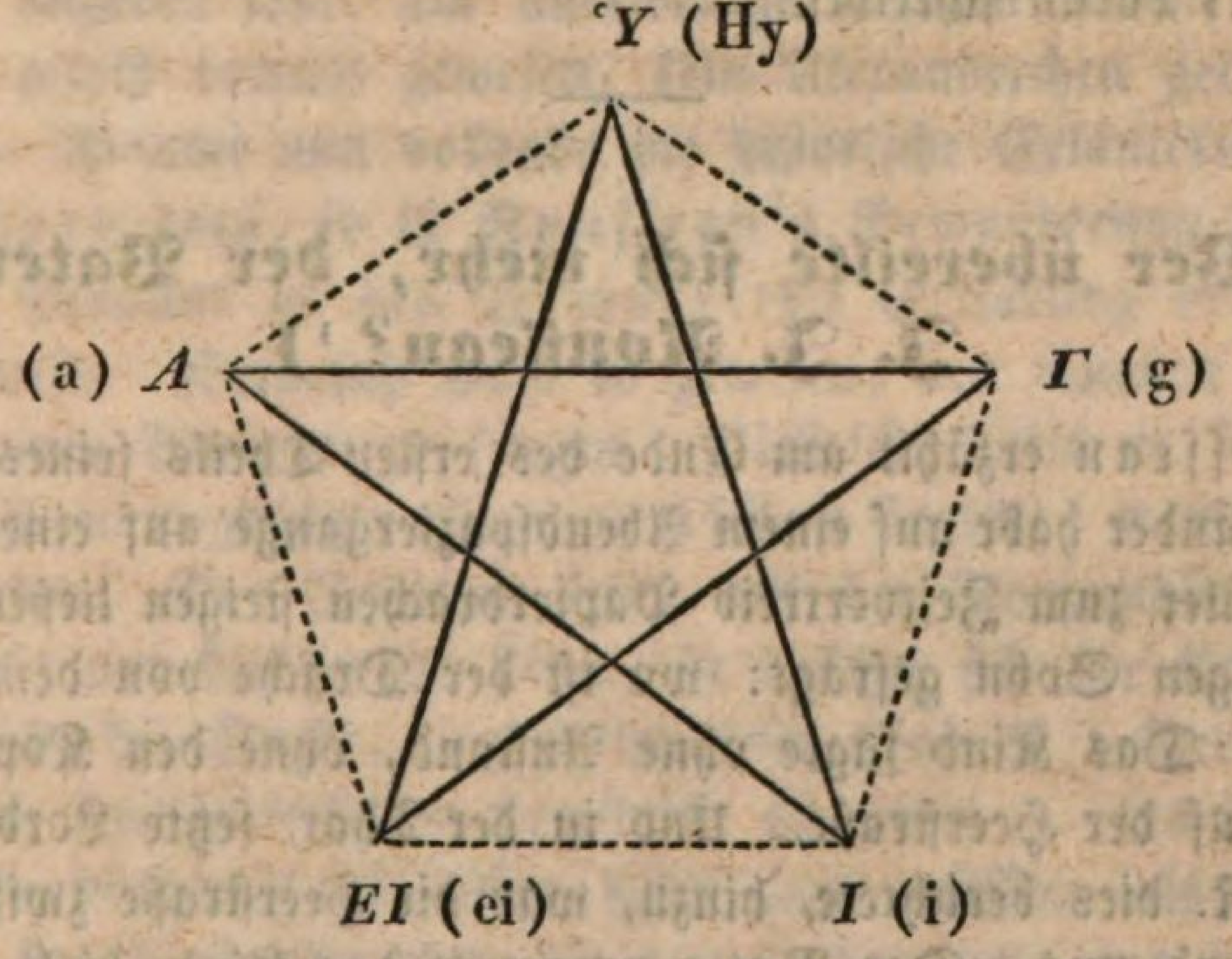
Diese fünf Buchstaben schrieb man in die Winkel eines Fünfecks, aber nicht des gewöhnlichen, sondern der Figur, welche die drey Diagonalen machen, die ich allein ausgezogen, und die Seiten zum Unterschiede nur getüpft habe.

Die Figur heißt auch sonst Druidenfuß, Pentalpha, gleichsam Fünfalpha.

Weil nicht Jeder, dem das ordentliche Fünfeck dabey nicht vorgezeichnet wird, einsieht, wie sie gemacht wird, so haben Viele sie für etwas Hexenmäßiges gehalten.

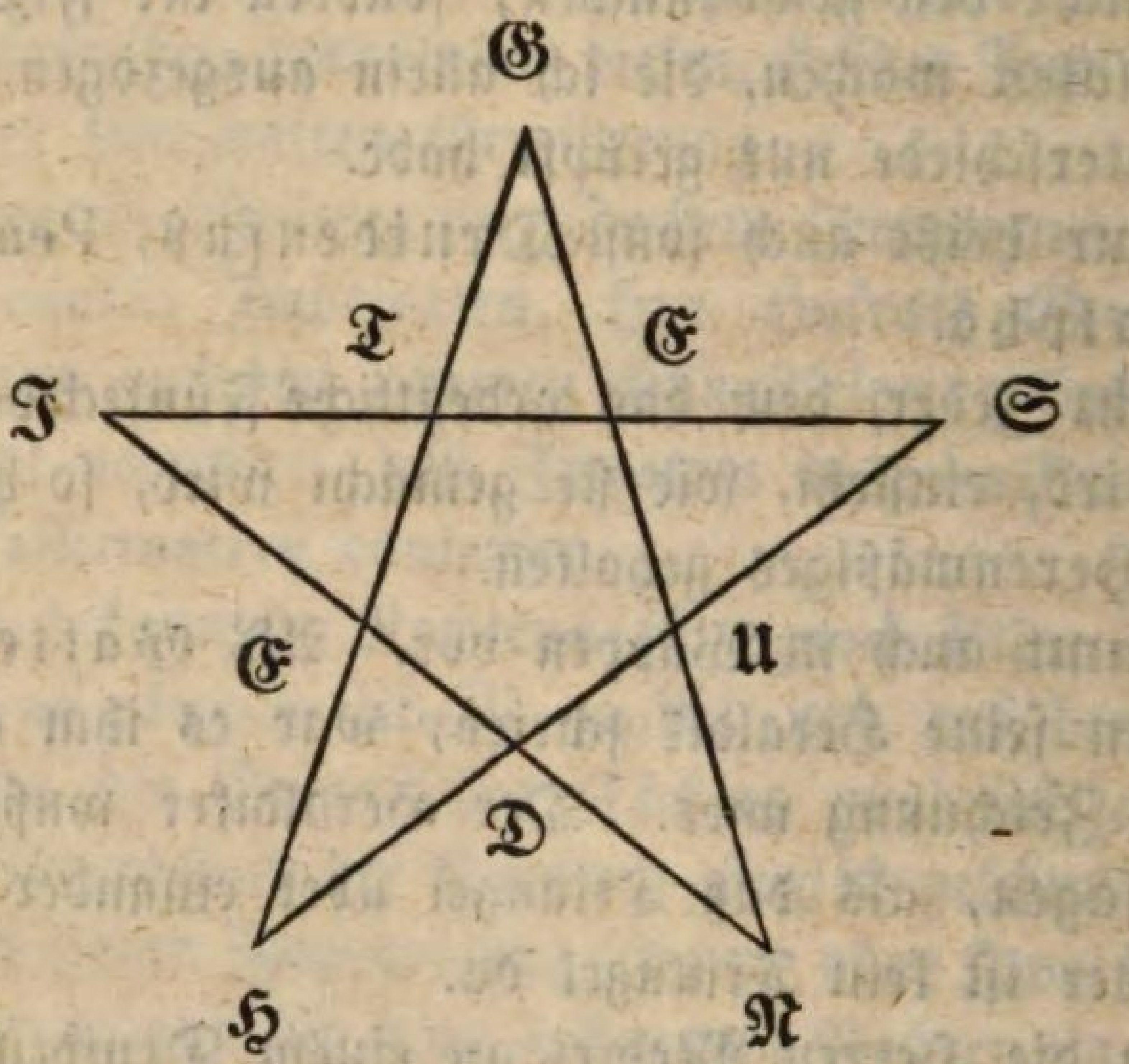
Sie kommt auch in Wappen vor. Als Gatterer vor mehreren Jahren seine Heraldik schrieb, war es ihm angenehm, da ich ihm die Zeichnung wies. Der Heraldiker wußte sonst nichts davon zu sagen, als daß Triangel über einander gelegt wären; eigentlich aber ist kein Triangel da.

Ob nun die Herren Medici an einem Druidenfuße, oder an einem Cinquillirtische gespeist haben, lasse ich unentschieden. Eigentlich hat der Druidenfuß zehn Winkel, nicht fünf.




Als ich diese Figur gezeichnet und das auf vorigem Blatte geschrieben hatte, sann ich nach, in was für Büchern meines Vorraths stehen könnte, was ich mich gewiß erinnerte, über diese

Gesundheitsfüße gelesen zu haben. Ich fand es endlich in Kirchner's Arithmologia, aber die Buchstaben an die einwärts gehenden Winkel des Fünfecks gesetzt, nicht an die auswärts gehenden. Ich habe also die Figur anders gezeichnet und lasse gegenwärtige nur, beyder Correspondenz zu zeigen.




Da die Figur eigentlich zehn Winkel hat, so könnte Jemand, der spielen wollte, die zehn Buchstaben des deutschen Worts Gesundheit daran schreiben.

---

## 11. Wer übereilte sich mehr, der Vater oder J. J. Rousseau? 1)

Rousseau erzählt am Ende des ersten Theils seines Emil, ein Engländer habe auf einem Abendspaziergange auf einer Ebene, wo Schüler zum Zeitvertreib Papierdrachen steigen ließen, seinen zehnjährigen Sohn gefragt: wo ist der Drache von dem Schatten da? Das Kind sagte ohne Anstand, ohne den Kopf aufzuheben: auf der Heerstraße. Und in der That, setzte Lord Hyde, welcher R. dies berichtete, hinzu, war die Heerstraße zwischen der Sonne und uns. Der Vater umarmte das Kind, hielt dies für eine zulängliche Prüfung, wie viel es zugenommen habe, und

1) [S. Braunschw. Journal, 1789. St. 4.]

schickte den andern Tag dem Hofmeister die Verschreibung eines Jahrgeldes auf Lebenslang, außer seinem Gehalt. — Und R. exclamirt: Was für ein Mann war dieser Vater, und was für ein Sohn ward ihm versprochen! So zähmte des Aristoteles Untergebener das berühmte Roß, welches kein Stallmeister hatte bändigen können. — Und nun berichtet Wendeborn (Zustand u. s. w. von Großbritannien), man habe in England über den Vater gelacht, der sich eingebildet, sein Sohn beantworte die Frage aus optischen Gründen; denn der Junge habe gewußt, daß seine Mitschüler, wie er, Drachen über der Heerstraße steigen ließen, weil sie da am bequemsten laufen konnten.

Die väterliche Liebe läßt sich entschuldigen, und dem Hofmeister ist sein Jahrgeld zu gönnen. Möchte doch dergleichen Großmuth den ehrlichen Hans Jacob von dem Erwerbe, Noten abzuschreiben, befreyt haben! Er hätte, wie aus seiner Bewunderung erhellt, wohl geglaubt, das Jahrgeld verdient zu haben. Dem Hofmeister traue ich diese Gewissensruhe nicht zu. Er mußte fühlen, sein zehnjähriger Zögling würde auch ohne seinen Unterricht gewußt haben, daß der Schatten der Sonne gegenüber fällt, und daß sich, ohne Anstand und ohne den Kopf aufzuheben, die Stelle, über welche ein Körper fliegt, aus seinem Schatten nicht angeben läßt, am allerwenigsten gegen Abend. Er ist sich also gewiß bewußt gewesen, kein Alexanderchen gebildet zu haben. — Kommt nun vollends die historische Erläuterung nach Wendeborn dazu, so ist Rousseau's Bewunderung vollkommen der Pendant zu des Demokritus Erklärung der honigsüßen Gurke. Natürlich wäre es gewesen, den Knaben um den Grund seiner Antwort zu fragen. Vielleicht hätte er selbst den historischen angezeigt; einen optischen konnte er wenigstens nicht haben. Der Schatten selbst mit der Sonnenhöhe verglichen, giebt nur die gerade Linie, in welcher sich der Körper befindet, nicht die Stelle, wo er in dieser Linie ist. Der Drache konnte also weit jenseits der Heerstraße schweben. — Es ist wahr, daß er in diesem Falle höher hätte seyn müssen, als wenn er über der Heerstraße schwebte, die unweit des Orts, wo die Frage geschah, vorbeyging. Also ließe sich freylich aus der Höhe, auf welche der Drache zu steigen pflegt, die Stelle genauer bestimmen, über der er sich befand. Das beruhte auf einer kleinen

trigonometrischen Betrachtung, von der ich freylich ohne Anstand, und ohne den Kopf umzuwenden, nicht sogleich das Resultat zu sagen wüßte. Vielleicht ist der Knabe darin geübter gewesen, als ich. Und bey einer Antwort, die ein Kind giebt, zu fragen, woher es weiß, daß diese Antwort richtig ist, das, dächte ich, wäre doch eine pädagogische Regel, die man wissen könnte, wenn man noch lange kein Rousseau ist.

So sehr auch die Deutschen als Bewunderer bey den Ausländern verschrieen sind, so dürfte doch einem Deutschen bey diesem von Engländern und Franzosen bewunderten Knaben einfallen:

Bis pueri, pueri qui stupuere senes.

Göttingen, December 1788.

## 12. Ueber eine Anerbietung zum Eide [1]).

Der Herr Ritter v. Zimmermann hat sich zu dem schauderhaftesten Eide erboten, daß er von der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, nichts eher gewußt habe, als eine Zeit darnach, da sie im Druck erschienen war.

Dieses Anerbieten ist, so viel sich aus den Stellen der Zeitungen ersehen läßt, in denen es sich findet, dadurch veranlaßt worden, daß Herr Oberstlieutenant Mauvillon seine Gründe bekannt gemacht hat, warum er den Herrn Ritter selbst für den Verfasser halte.

Ich habe bis jetzt, da ich dieses schreibe, weder die Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, noch des Hrn. Mauvillon Schrift selbst gesehen. Was ich von beyden weiß, weiß ich aus Zeitungen oder aus mündlicher Erzählung.

Dieser meiner Kenntniß gemäß, schien es mir nicht, als wäre Hrn. Mauvillon's probatio artificialis zulänglich, den Herrn Ritter zum purgatorio zu graviren. Und einer unsrer Rechtslehrer versichert mich auch, daß ich die juristischen Erinnerungen aus meiner Jugend ganz richtig angebracht habe.

Rechtfertigung für den Herrn Ritter wäre gewesen, Herrn Mauvillon's Gründe zu entkräften. Schien ihm das nicht

1) [S. Biester, Berlinische Monatsschrift, 1791. S. 537 ff.]

nöthig, so konnte er sich wohl darauf verlassen, daß die Welt auch die Stärke dieser Gründe zu beurtheilen wisse, und brauchte nicht sich öffentlich zu dem schauderhaftesten Eide zu erbieten, da noch Niemand wenigstens öffentlich, nur überhaupt einen Eid von ihm verlangt hatte. Da er gleichwohl freiwillig dieses Mittel ergriff, sich vor dem Publikum von dem Verdacht zu reinigen, als hätte er an der Schrift Theil gehabt, und da in Zeitungen öffentlich Freude bezeugt ward, daß er von diesem Verdacht gereinigt sey: so muß doch wohl die Schrift so beschaffen seyn, daß ein Mann, dem seine Ehre werth ist, nicht gern auf sich kommen läßt: Er habe daran Theil gehabt.

Bey dem Anerbieten zum schauderhaftesten Eide erklärt der Herr Ritter nur Schrecken und Betrübniß über den Inhalt dieser Schrift, nicht, was er eigentlich von derselben urtheilt [1]).

Man hat wohl in der Geschichte Beyspiele, wenn eine Verrätherey oder ein Meuchelmord mißlang, daß Leute, denen das Gelingen gewiß sehr angenehm gewesen wäre, versichert haben: sie hätten von der Unternehmung nichts gewußt. Was ihnen geglaubt ward, war nicht: daß sie die Unternehmung gemißbilligt hätten, sondern nur, daß sie sich doch noch schämten, ihre Billigung zu gestehen. Mehr Rechtfertigung giebt dem Herrn Ritter auch sein Anerbieten zum schauderhaftesten Eide nicht.

Diese Schrift, die der Regierung, unter welcher der Herr Ritter steht, Indignation erregt hat, sie zu Veranstaltungen bewogen hat, den Verfasser zu entdecken, muß doch gewiß einen sehr warmen Freund des Herrn Ritters zum Verfasser haben.

Hat dieser Verfasser seinem Freunde dadurch eine unerwartete Freude machen wollen?

Das ist Alles, was der Herr Ritter durch einen schauderhaften Eid erhärten kann.

Aber einen solchen Freund zu haben, dessen Freundschaftsbezeigung von Obrigkeit und Publikum verdammt wird, das bleibt doch auf ihm.

Arg muß es wohl des Herrn Ritters Freund gemacht haben,

1) Auch läßt sich aus der Erklärung selbst mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß dem Herrn Ritter sein verlarvter Schildknappe gar nicht unbekannt sey.

weil doch von Leuten, die in dieser Schrift sind beleidigt worden, gerichtliche Ahndung veranlaßt ward.

Wie mir ist berichtet worden, komme ich auch darin vor. Wie? darum habe ich mich nicht bekümmert. Zu viel Ehre würde ich dem Verfasser zu erweisen glauben, wenn ich von seinem Verfahren anders dächte, wie, nach des Herrn Ritters Berichte [1]), Sulzer von dem nächtlichen Schusse, der nicht traf.

Eigentlich sieht man aus dem allgemeinen Urtheile über diese Schrift, daß ihr Verfasser auf Leute, denen der Herr Ritter nicht gut ist, hat Koth werfen wollen, aber so ungeschickt geworfen hat, daß der ganze Klumpen auf seinen lieben Ritter gefallen ist, welcher sich nun auf's schauderhafteste gebehrdet, den Unflath abzuschütteln.

Göttingen, den 26. April 1791.

## 13. [2]) Ueber meine Katze.

Ich lese in den philosophischen Transactionen Dollond's Beschreibung von seinem Objectivmikrometer. Meine Katze liegt auf dem Tische, und sieht auch mit in das Buch. Sehen wir nicht auch manche Dinge in der Welt an wie die Katze das Buch? und sehen nicht vielleicht zu eben der Zeit andere Geister in eben dem Dinge etwas, von dem, was wir so sehen, Unterschiedenes, wie das, was ich in dem Buche sehe, von dem unterschieden ist, was die Katze darin sieht?

## 14.

Einem Menschen das Leben nehmen, heißt für uns weiter nichts, als alle die Verhältnisse aufheben, die er gegen andere

1) S. des Herrn Ritters v. Zimmermann Fragmente, Bd. I. S. 219., und die Anmerkungen einiger brandenburgischen Patrioten über die Fragmente des Hrn. v. Z., erste Abtheilung, S. 219.

2) [Nr. 13—18. aus Spangenberg, Vaterländ. Archiv, Bd. III.]

Bewohner der Erde haben konnte. Besteht sein Leben in weiter nichts, als in diesen Verhältnissen, so ist die Frage: ob er es behalten soll, oder nicht? keine andere, als: ob ein Baum stehen bleiben, oder umgehauen werden soll?

## 15. Kinder sagen die Wahrheit.

Kästner ist so reich, sagte der kleine Fritz. Woher weißt du denn das? — Er hat so viel Spielsachen.

Zeigen nicht in der That die meisten Reichen ihre Reichthümer nur in Spielsachen Erwachsener?

## 16. Gesellschaften.

Ein Ball ist eine Gesellschaft von Füßen; ein Gastmahl eine Gesellschaft von Magen. Es giebt nicht viel Gesellschaften von Köpfen, und noch weniger von Herzen.

## 17. Theologische Nutzanwendung
aus einer Beschreibung der holländischen Wirthshäuser, im Hannoverschen Magazine.

In Amsterdam sind zwey Wirthshäuser, die alte Bibel und die neue Bibel; in der alten aber speist man besser.

## 18. Aus einem dummen Historienbuche.

A. Was heißt Paroxysmus?

B. Wenn ein Paar Ochsen mit einander pflügen.

A. (fängt an zu lachen.)

B. (lacht mit, und sagt:) Wenn wir so fort lachen, bekommen wir einen Paroxysmum.

## 19. Gedanken, im vorigen Kriege aufgesetzt [1]).

1. Columbus ward von Verläumdungen unterdrückt; der staatskluge Ferdinand und die fromme Isabella gaben den Verläumdern einen Fremden Preis, der für Castilien und Leon eine neue Welt erfunden hatte [2]). Nach diesem Beyspiele opfere man sich noch auf, großen Herren zu dienen!

2. Horazens

> Aetas parentum pèior avis tulit
> Nos nequiores, mox daturos
> Progeniem vitiosiorem.

wozu schickte sie sich am besten als eine Ueberschrift? Ueber ein genealogisches Handbuch? oder über eine Sammlung der neuern Münzen im H. R. R.?

3. Ob es in andern Ländern Narren giebt, dergleichen wir in Deutschland nicht haben, kann ich nicht sagen, weil ich nicht gereist bin. Doch weiß ich Namen von Narren, die ich mit einem Worte deutsch zu geben mir nicht getraue, ungeachtet ich ihre Bedeutung vollkommen verstehe: dergleichen sind die englischen fop und coxcomb. Warum haben sich die Ausländer mit mehr Fleiß auf die methodische Eintheilung der Narren gelegt, als die Deutschen? Hatten sie dazu mehrere und mannichfaltigere Gegenstände?

4. Mit dem französischen sot und fat habe ich mich einige Zeit in gleicher Verlegenheit (wie 3.) befunden. Unlängst gelang es mir unversehens, die Uebersetzung davon zu finden. Ich sprach mit einem französischen Officier von unsern jungen Deutschen, die nach Paris reisen, und sagte: Nous vous les envoions sots, et Vous nous les renvoyez fats. Dieses fand bey ihm Beyfall. Also kann ich nunmehr unsern Herren Uebersetzern zum Troste Folgendes angeben: Sot heißt ein junger Deutscher, der nach Frankreich reist, und fat ein junger Deutscher, der aus Frankreich wieder kommt.

---

1) [Nr. 19—37. aus dem Anhange zu Kästner's Vorlesungen in der Göttinger deutschen Gesellschaft. Altenburg 1768.]

2) Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.
Beyschrift, mit welcher die kathol. Könige Columbus Wappen beehrten.

5. Ist aber die deutsche Sprache auch wirklich so arm, als ich sie ausgegeben habe? Ließen sich Sot und Fat nicht durch Bengel und Rekel übersetzen? Mich däucht, von dem letztern kann man keine bessere genetische Definition geben, als: deutsche Plumpheit mit französischer Frechheit aufgestutzt.

6. Man hat zweymal sieben griechische Dichter die Plejaden genannt [1]). Wenn man zehnmal sieben unserer jetzigen Dichter mit diesem Namen belegte, würde wohl einer unter ihnen wissen, ob es Ehre oder Schimpf sey? Vermuthlich nicht, denn sie sind am Himmel so unbekannt, daß sie denken würden, die Plejaden wären piscis aut edulii peregrini nomen [2]).

7. In einem Auctionscataloge fand ich unlängst folgenden Titel eines Buches, die Frage: Wer hat von diesem Kriege den meisten Vortheil gehabt? Frf. 1762. Ich habe das Buch nicht gelesen, ich würde aber zur Antwort geben: Die Proviantcommissarien [3]).

## 20. Grammatische Einfälle.

1. Wenn man im Lateinischen einen Namen aus einer fremden Sprache brauchen will, so muß man ihm eine lateinische Endung geben, ihn decliniren zu können. Z. E. in der Velau in Velavia. Das macht, weil die casus sich nur durch die Endungen unterscheiden. Hat eine Sprache Artikel, so kann man dadurch die casus unterscheiden: dans la Velau. Eine solche Sprache verstattet also, fremde Namen von Oertern, Personen u. dgl. unverstellt zu brauchen, und ist daher zum Vortrag der Historie geschickter als die lateinische, wo bekanntermaßen von den besten

1) S. die von Scheuber unter Nagel vertheidigte Dissertation de Pleiadibus poetarum graecorum. Altd. 1762.

2) Den boshaften Einfall eines hiesigen Geistlichen muß ich nicht weglassen, daß man unsere meisten deutschen Dichter in Plejaden eintheilen könnte, wenn man sich auf die Ableitung des Wortes vom Wässerichten gründen wollte.

3) Diese Gedanken sind vor einigen Jahren in dem Hannoverschen Magazine gedruckt erschienen. Einige Zeit las ich in englischen Zeitungen den letzten Einfall mit der Nachricht, daß er aus dem Deutschen genommen sey.

Schriftstellern, z. E. vom Thuanus, die Namen desto unkenntlicher gemacht werden, je zierlicher sie schreiben.

2. Wenn Aa, und noch jetzt im Schwedischen Å einen Fluß oder Wasser bedeutet, so heißt daher Eyland Land im Wasser, und ist in der Franzosen Isle, und der Engländer Island ganz verstellt worden, als ob es von insula herkäme. Wer sollte denken, daß dieses Wort, und: Aue, eine wasserreiche Gegend, oder, im nördlichen Deutschland, selbst ein sanft schießendes Gewässer: einerley Ursprung hätten?

3. Island ist also wohl nur Eyland und nicht Eysland. Man hat eine allgemeine Benennung (nomen appellativum) zur eigenen der Insel gemacht. Sie ist zu so einem Schicksale versehen, denn aus der allgemeinen Benennung jeden Eysgebirges Jokul, hat man Hekla, den Namen eines einzelnen Berges gemacht. So heißt Elbe ein Fluß, und es giebt in Schweden viele Elben, die ihren Namen gewiß nicht von den eilf Quellen der deutschen Elbe haben (s. Opitz Schäferey von der Nymphe Hercinia), und Rhein heißt eben dergleichen, da es in Italien auch einen Rhein giebt. Leibnitz hat diese Bemerkung schon gemacht, und dabey an den Rhosne (Rhodanus) gedacht, und damit das griechische Wort verglichen, das sich mit einem nicht sehr veränderten Klange im Deutschen durch rinnen ausdrücken läßt. S. Feller's Otium hannoveranum, p. 41.

4. In eben dieser Sammlung, S. 153., sagt Leibnitz: Maintenir ließe sich nicht wohl im Lateinischen ausdrücken; z. E. maintenir la paix de Westphalie; denn conservare wolle nicht so viel sagen. Wenn L. Recht hat, so begreift man, warum Frankreich zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens noch jetzt so unentbehrlich ist. Indessen glaube ich, maintenir läßt sich durch ein sehr gutes lateinisches Wort ausdrücken, das eigentlich ein deponens ist, das ich aber aus einer alten Inscription, die Philander Comm. in Vitruv. praef. LVIII. ganz anführt, im passivo hersetze, weil ich glaube, die anzuführende Stelle zeige besonders, wie das maintenir l. p. d. W. recht römisch zu machen ist:

--- noscant omnes, Senatus et populi Romani imperium, deorum numine et militum fortitudine tueri et regi.

## 21. Ueber Stellen aus alten Schriftstellern.

1. Man hat, glaube ich, einen Hofmann mit dem Camäleon verglichen, das seine Farben alle Augenblicke verändert. Ich weiß nicht, ob man bey der Vergleichung auch daran gedacht hat, daß es vom Winde leben soll.

Id quoque, quod ventis animal nutritur et aura,
Protinus assimilat, tetigit quoscunque colores.

*Ovid. Met. XV.*

2. Ennius sagte: er hätte drey Herzen, weil er sich in drey Sprachen ausdrücken konnte. Der Dichter hat seinen Ausdruck der Natur gemäß gewählt.

Ich kenne Deutsche, die sich im Französischen besser ausdrücken als im Deutschen, und auch französische Herzen, aber keine deutsche haben.

3. Ennius hat vom Weintrinken das Podagra bekommen.

Ennius ipse pater, dum pocula siccat iniqua
Hoc vitio tales fertur meruisse dolores.

Ich erinnere mich nicht, daß einer von unsern weinsingenden Dichtern diese Nachricht angewandt hätte. Auch sind sie meistens so unbelesen, daß sie nichts vom Ennius wissen.

4. *Tacitus de M. G.*

Hiems et ver et aestas intellectum et vocabula habent, autumni perinde nomen et bona ignorantur.

Dieser Mangel der alten deutschen Sprache wird von uns nur dadurch ersetzt, daß wir Herbst in einer Bedeutung brauchen, die es vermuthlich vor Alters nicht gehabt hat. Denn nach dem englischen Harvest zu urtheilen, hieß es ursprünglich die Erntezeit. Serenius (English and swedish dictionary v. Harvest) leitet dieses Wort von den nordischen Wörtern Âr und Vist, Jahr und Lebensmittel, her, daß es die Zeit bedeutete, in welcher man auf das ganze Jahr Lebensmittel einsammelte. In unserm Herbste werden freylich auch Lebensmittel eingesammelt, aber von diesem wußten die alten Deutschen wohl nicht viel. Tacitus erwähnt gleich bey der angeführten Stelle ausdrücklich, daß sie keine Obstgärten angelegt haben: und das edelste Geschenk des Herbstes, der Wein, war ihnen noch unbekannter.

5. Cicero sucht im Anfange des ersten Buches der Tusc. Quaest. zu zeigen, daß die Römer den Griechen in nichts wichen, worin sie ihnen nicht weichen wollten. Ich finde beym Lesen dieser Stelle, daß man meistens Deutsche statt Römer, und Franzosen statt Griechen setzen kann; nur da nicht, wo es heißt, die Römer hätten das, was sie von den Griechen empfangen, verbessert [1]). Denn empfangen, und verbessern, oder doch ausputzen gehört für die Franzosen. Hier sind einige Züge, welche mir die Vergleichung, die ich angegeben habe, zu rechtfertigen scheinen: Nach Cicero's Urtheil übertreffen die tapfern Römer die Griechen in der Kriegszucht [2]), an Ernst, Standhaftigkeit, Großmuth, Redlichkeit, Treue [3]). Soll ich auch dieser Tugenden wegen unsere Vorfahren nennen, wie Cicero die Vorfahren seiner Zeitgenossen? Die Dichtkunst bekamen sie später [4]), und schätzten die Dichter nicht hoch [5]); was Wunder, daß sie es darin nicht so weit brachten? Gleichwohl konnten sie auch hierin ihre großen Geister den Griechen entgegensetzen. Die Griechen hielten die Geometrie in hohen Ehren; also hatten sie die größten Mathematikverständigen. Aber die Römer schränkten diese Kunst auf den Nutzen des Messens und Rechnens ein [6]). Gegentheils nahmen die Römer den Redner eifrigst auf [7]). Hier verstatte man mir bey den Deutschen das zu setzen, was der römische Redner oft war: den Advocaten. Ich wollte, daß ich nicht auch von vielen deutschen Schriftstellern (deutsche mag hier sowohl die Nation, als auch die Sprache bedeuten) sagen

1) accepta ab illis fecisse meliora.

2) quid loquar de re militari, in qua cum virtute nostri multum valuerunt, tum plus etiam disciplina.

3) quae enim tanta gravitas, quae tanta constantia, magnitudo animi, probitas, fides, --- in ullis fuit, ut sit cum maioribus nostris comparanda.

4) serius poeticam nos accepimus.

5) quo minus igitur honoris erat poetis, eo minora studia fuerunt, nec tamen, si qui maioris ingenii in eo genere exstiterunt, non satis graecorum gloriae responderunt.

6) in summo apud illos honore geometria fuit, itaque nihil mathematicis illustrius. At nos metiendi ratiocinandique utilitate huius artis terminavimus modum.

7) oratorem celeriter complexi sumus.

müßte, was Cicero von einigen lateinischen Philosophen sagt: Es kann Jemand richtig denken, und doch nicht im Stande seyn, was er denkt, zierlich auszudrücken [1]).

## 22. Ueber eine Stelle des Bayle.

Ich könnte viele Schriftsteller anführen, sagt Bayle, die Rotterdams Ruhm zu erheben, diese beyden Dinge vereinigen, daß sie des großen Erasmus Vaterland ist, und daß sie ihm eine Statue zugerichtet hat [2]).

Von Leipzig und Leibnitz kann kein Schriftsteller so etwas sagen.

## 23. Ueber einige Stellen aus Milton's verlornem Paradiese, nach Bentley's Ausgabe.

IV. B. 814. u. f. V.

as when a spark
Lights on a heap of nitrous pouder laid
Fit for the tun some magazine to store
Against a rumor'd war . . . .

Bentley zweifelt, ob das Pulver in so großen Fässern als Tuns verwahrt würde, und will lesen: Fit for the gun. Einem deutschen Kunstrichter wären wohl Pulvertonnen nichts fremdes gewesen. Milton redet ja von Pulver, das im Magazin auf einen Krieg, von dem nur noch ein Gerücht geht, soll verwahrt werden; also gewiß von Pulver, das zunächst in Tonnen, nicht in Geschütze kommt.

So sieht es aber aus, wenn die Gelehrten sich um Dinge, die in die größten Begebenheiten der Menschen Einfluß haben, gar nicht bekümmern. Ein gewisser berühmter Gelehrter fragte

1) fieri autem potest, ut recte quis sentiat, et id quod sentit polite eloqui non possit.

2) Je pouvois citer bien des auteurs, qui pour relever la gloire de Roterdam, joignent ensemble ces deux choses, l'une qu'elle est la patrie du grand Erasme, l'autre qu'elle lui a erigé une statue. Bayle Dict. Crit. Art. Roterdam, not. C.

im letzten Kriege an einem Orte, wo Minen angelegt waren, ein Jahr zuvor, ehe man an das Sprengen der Minen gedachte: ob das Pulver schon darin wäre?

VI. B. 40. u. f. V. Adam, der keine Kleider kannte, wußte ohne Zweifel nichts von Waffen, Schlachtordnungen u. dgl. Ist es also nicht die größte Ungereimtheit, daß Milton ihm die Schlacht der Engel erzählen läßt, da die ganze Erzählung dem Adam unverständlicher seyn mußte, als die Beschreibung der Schlacht bey Minden einem fünfjährigen göttingischen Mädchen wäre, denn das hatte doch französische Soldaten gesehen. Der Engel hätte ihm erst von allen diesen Dingen, die in der Erzählung vorkamen, Begriffe geben müssen.

II. 890. u. f. V. Ich weiß nicht, was Milton bey diesem Chaos gedacht hat. Mich däucht, der Alten Chaos ist ein unerschaffenes mit ihren Göttern gleichewiges Ding, und sie haben eigentlich keine Schöpfung aus nichts gelehrt. Ihr Ursprung der Welt kommt nur darauf an, daß das Chaos in Ordnung gebracht worden.

Hanc Deus et melior litem natura diremit,

sagt Ovid, dessen

Frigida pugnabant calidis, humentia siccis

Milton hier fast übersetzt hat. Schickt sich dieser Begriff vom Chaos wohl in ein Gedicht, dessen Stoff aus der Bibel genommen ist? Auch führt Milton das zur Person gemachte Chaos so redend ein, als wäre es von Gott gar unabhängig. Satan konnte von Gott reden, ohne ihn für seinen Herrn zu erklären, aber sonst kein erschaffenes Wesen, das nicht Gottes Feind war. Also hat Milton das heidnische und unerschaffene Chaos sehr unglücklich hieher gebracht. Dieses Chaos beschwert sich, daß die Hölle auf einer Seite, die neuerschaffene Welt auf der andern seine Gränzen verengern. Konnte es sich so beschweren, wenn es Gott für seinen Herrn und Schöpfer erkannte? Auch war dies Chaos, wie schon aus dem angeführten erhellt, und im VII. B. 220. u. f. V. steht, vor der Schöpfung der Welt. Der Sohn Gottes schafft, nach Milton's Beschreibung, nicht die Welt aus Nichts, sondern ordnet sie aus einem Stück des Chaos. Hätte Milton die mosaische Schöpfungsgeschichte ausgelegt, wie Thomas Burnet und Whiston sie auslegen, so ließe sich ein

Chaos annehmen, das aber von dem seinigen ganz unterschieden, und doch von Gott abhängig seyn mußte.

VII. B. Die Schöpfungsgeschichte muß wieder dem Adam größtentheils unverständlich seyn.

490. V.

The female bee that feeds her husband drone
Deliciously ---

Bentley ändert diese Stelle, weil ihm unglaublich vorkommt, was jetzt ausgemacht scheint, daß die Bienenköniginn das einzige Weibchen ist u. s. w. In diesem Stücke tadelte er also dem Milton mit Unrecht. Da aber die Drohnen die vielen Männer der einzigen Königinn sind, so hätte sich Milton wohl in der mehrern Zahl richtiger ausgedrückt. Aber freylich hätte der Seraph alsdann einen deutschen Leser an Hagedorn's Beschreibung eines genügsamen Frauenzimmers erinnert

..... Sie beneidete selbst keine Königinn
Als nur die Königinn der Bienen.

Und eigentlich ist es doch nicht die weibliche Biene, welche ihre Männer füttert, sondern die geschlechtlosen Bienen arbeiten für die Männer ihrer Königinn, und bringen die armen Männer um, wenn sie nichts mehr taugen. Da dieses Alles sich mit Wohlstand dem Seraph nicht gut in den Mund legen läßt, so hätte Milton besser gethan, wenn er, nach Bentley's Vorschlage, nur vom Honigmachen der Bienen, und nicht von ihrem Ehestande geredet hätte.

VIII. 122. V.

What if the sun
Be center to the world and other stars
By his attractive virtue and their own
Incited dance about him various rounds.

Bentley erinnert, daß Milton diese anziehende Kraft der Weltkörper vom Kepler gelernt. Der größte englische Dichter hatte des deutschen Astronomen Entdeckung noch vor dem größten englischen Naturforscher gebraucht, eine Entdeckung, die den meisten deutschen Dichtern selbst noch unbekannt ist.

## 24. Etwas für Bekehrer.

Ein Mensch, der vom Eichsfelde gebürtig war, hatte 1761 bey einem hannövrischen Officier gedient, der ihm nicht hatte erlauben wollen, in die Messe zu gehen; aus Religionseifer hatte er seinen Abschied genommen, und kam nach Göttingen, wo er sich zu einem französischen Officier vermiethete. Dieser verbot dem Bedienten freylich nicht, in die Messe zu gehen, weil er aber selbst niemals hinein ging, so gewöhnte sich der Bediente vollkommen, wie er hätte seyn müssen, um bey dem Hannoveraner zu bleiben.

Und ich machte seinem letztern Herrn die Anmerkung, daß die Bekehrer durch ihr Beyspiel mehr ausrichten können, als durch Lehren.

## 25. Antwort auf eine königliche Frage.

Diese Frage selbst steht in Hieronymus Welsch's Reisebeschreibung (Stuttg. 1664). Welsch hat um 1635 in französischen Kriegsdiensten gestanden. Auf S. 350. seiner Reisebeschreibung findet sich Folgendes:

„Als einstmals etliche von uns deutschen Officieren nach Hof „gekommen, und uns der König ansichtig geworden, hat er uns „angeredet, allerhand Sachen, auch unter andern gefragt, warum „wir Deutschen (denn es ist bey den Franzosen gar nicht bräu„chig) die Weiber mit im Kriege herum führten?" Welsch meldet nicht, was er dem Könige geantwortet hat. Ich würde geantwortet haben: Die Franzosen brauchen keine Weiber mit sich zu führen, weil sie sich überall, wo sie hinkommen, mit den Weibern, die sie da finden, zu behelfen wissen.

## 26. Eine Regel für Dichter.

Horaz hat in seiner Dichtkunst eine wichtige poetische Regel vergessen, die sich in dem Briefe an den Vinius, dem 13ten des ersten Buches, befindet. Er befiehlt, seine Gedichte dem

August zu überreichen, aber nur, wenn August recht aufgereimt wäre, und noch dazu sie foderte.

Si validus, si laetus erit, si denique poscet.

Sonst befürchtet er, würde seines Freundes unbedachtsamer Eyfer, ohne zu dienen, seinen Schriften nachtheilig seyn.

Ne studio nostri pecces, odiumque libellis
Sedulus importes, opera vehemente minister.

Unsere Dichter pflegen das Fodern eben nicht zu erwarten. Sie fühlen doch wohl, daß sie noch lange keine Horaze sind; also müssen sie ihre Helden für mehr, wenigstens für gütiger, als August halten.

## 27. Vertheidigung einer dummen Rede.

Es hatte Jemand ein kleines Frauenzimmer von zehn Jahren gekannt, und sah sie drey oder vier Jahre darauf zuerst wieder; er fing voll tiefsinniger Bewunderung zu seiner Gesellschaft an: Ich dächte, das Mädchen wäre sonst größer gewesen, — und erregte damit ein allgemeines Gelächter.

Und, warum denn? die Dichter sind ja sonst gern nahe bey den Mädchen (freylich nicht eben bey denen, die noch wachsen), und doch muß man von manchem Dichter, wenn man seine neuern Aufsätze liest, sagen: Ich dächte — er wäre sonst größer gewesen.

## 28. Affenbetrachtungen.

1. Man wirft eine Cocosnuß, die durch ein kleines Loch etwas ausgehöhlt ist, in den Wald. Der Affe, der Alles, was ihm vorkommt, sorgfältig untersucht (beynahe wie der Naturforscher unter den Menschen), macht seine Pfote spitzig, und steckt sie in die Nuß hinein; darnach kann er mit der schweren Nuß auf seinen übrigen drey Beinen nicht fortlaufen. Denn so klug ist er nicht, daß er die Pfote wieder spitzig machte, sie heraus zu ziehen.

So fängt man in Indien Affen, und in Europa bekommen manche Mädchen so Männer.

Nur mit dem Unterschiede, daß die Affen, welche ihren Cameraden so haben fangen sehen, sich nicht leicht auf eben die Art fangen lassen.

2. Man lacht über ein Ding, das närrisch ist, und närrisch seyn soll; man lacht aber ein Ding aus, das närrisch ist, und klug seyn soll, oder will. Nach dieser Erläuterung wird es mir leicht seyn, die wahre Bedeutung des animal risibile der Alten zu erklären, und den Affen von dem Menschen selbst besser, als der Ritter von Linné thun kann, zu unterscheiden. Der Affe ist ein Thier, über das man lachen muß; der Mensch ein Thier, das man auslachen muß.

## 29. Zwey Religionen.

An der Religion Homer's haben die schönsten und größten Geister des Alterthums, Dichter und Philosophen, gearbeitet, sie auszuputzen, und vernünftig, geheimnißvoll, lehrreich darzustellen; und doch aus ihr nichts weiter machen können, als eine Sammlung unterhaltender, nicht gar zu gut moralischer Mährchen.

An der Religion der Bibel haben Rabbinen, Scholastiker, Exegeten, Homileten, Bischöfe, Superintendenten, Metropolitanen und Ordinarii gearbeitet, sie zu verstümmeln, durch Zusätze zu verderben, durch die Einkleidung zu verstellen. Und trotz allen diesen Bemühungen ist sie das erhabenste geblieben, was ein menschlicher Verstand denken kann!

## 30. Was Veit Ludwig v. Seckendorf von Komödien gehalten hat.

„So kann auch niemand comödien tadeln, die unärgerlich, „und also angestellet würden, daß sie gute sitten nicht verderbe„ten, noch auch göttliche und geistliche dinge zum gespött mach„ten, sondern auf lächerliche, oder doch artige, unerwartete, und „selzame fälle und inventiones auslieffen, wobey sich der gemeine „mann ergetzete, und doch iezuweilen was nützliches daraus fas„sete, zumal aber die zeit hinbrächte, welche er sonst zum spielen

„und sauffen anwendet. Und zu solchen comödien dörfte man „keine landfahrer, sondern es würden sich wohl landsinwohner, „auch schüler und waisenkinder finden, welche ohne alle kostbare „belohnung sich gebrauchen liessen, und könnte das geld, welches „die zuseher, iedoch gar leidlich, geben müssen, zu erhaltung des „armuths angewandt werden."

Diese Worte stehen in den Zusätzen, die Seckendorf zu seinem deutschen Fürstenstaate gemacht hat. Hrn. V. L. v. Seckendorf Teutscher Fürstenstaat ..... von Dr. Andr. Simson. Biechlingen. Jena 1720. 8. Additiones; S. 235.

Seckendorf ist als Geschichtschreiber des Lutherthums bekannt. Von seinem Christenstaate hat ein deutscher Fürst, der für fromm gehalten wird, gesagt: Es könne Niemand so h...sch... leben, als Seckendorf da haben wolle. Den Beweis wird man finden, wenn man in Reimann's Historia litteraria der Deutschen im Register Seckendorf aufsucht.

Also muß man doch wohl Seckendorf ziemlich für einen frommen Protestanten gelten lassen.

Und also wird die angeführte Stelle ihren Werth haben, wenn einmal ein dramaturgischer Flacius einen Catalogum testium veritatis sammelt.

---

## 31. Dramaturgisch=historisch=politische Beherzigung.

In einer Leipziger Messe ging ich vor einen Schauplatz, wo die Acteurs

nervis alienis mobile lignum

sind, leibliche Geschwister Carl's des Großen, und des Königs Marsilius, die Don Quixote zerhieb, um Don Gaiferos und die schöne Melisandra zu retten.

Es ward eine Wiege mit einem Kinde auf's Theater gebracht. Hanns Wurst sollte auf Befehl der Mutter das Kind warten.

Das Kind schrie gewaltig. Hanns Wurst wiegte und wiegte, es wollte aber nicht schweigen.

Endlich setzte er sich dem Kinde auf's Maul.

Da purzelte die Wiege um, und Hanns Wurst und Kind lagen mit den Nasen auf der Erde.

„Was der Mann für dummes Zeug in seiner Jugend mit „angesehen hat, und nun in seinem Alter drucken läßt!"

Um Verzeihung! meine Herren Kunstrichter, Sie mögen Logen, Parterre oder Gallerie heißen, die Peripetie war so natürlich, so lehrreich, und selbst so rührend, als die letzte Scene mancher französischen Tragödie.

Denn die Geschichte meldet uns, und die Historie bestätigt es — sagt Mascarill beym Lessing; aber das Folgende sagt er nicht: daß in manchem Lande das Klagen des Volks, wenn es zu laut ward, auf eben die Weise gestillt worden, und daß es mit dem Stillen eben so abgelaufen ist.

---

## 32. Merces wäre besser als honorarium [1]).

Den casum habe ich im akademischen Gerichte in terminis gesehen.

Ein Student A. hatte übernommen, einem andern B. die Pandecten für 6 Louisd'or zu repetiren, die Zahlung sich monatweise ausbedungen und etwas davon bekommen.

Nachdem die Repetition sechs Wochen gedauert hatte, mußte B. verreisen, und so wurde diese Anstalt unterbrochen.

Als B. wiederkam, foderte A. das volle Geld, weil die Repetition ohne seine Schuld unterbrochen wäre.

B. glaubte, er habe mit jedem Monate schließen können, wie bey einem Sprachmeister.

Das wollte A. nicht zugestehen, er habe die Zahlung monatweise verlangt, nur um das Geld richtiger zu bekommen.

Von den beyden juristischen Richtern war der eine der Meynung, A. könne das volle Geld fodern nach dem klaren Ausspruche l. 38. Loc. Cond. Qui operas suas locavit, totius temporis mercedem accipere debet, si per eum non steterit, quo minus operas praestet.

Der andere behauptete, es sei kein Miethcontract, kein Lohn, sondern ein contractus innominatus, und honorarium.

---

1) Leser, welche nicht so viel Latein verstehen, finden weiterhin die Uebersetzung mit gesperrter Schrift gedruckt.

Und so ward die Sache nach der Billigkeit entschieden, daß A. die Hälfte der 6 Louisd'or bekommen sollte, eingerechnet, was er schon bekommen hatte.

Dies erinnerte mich an einen Wunsch, den, so viel ich weiß, mancher charakterisirte Mann thut: Ein geringerer Titel und mehr Einnahme!

In dem angeführten Gesetze steht, gleich nach den abgeschriebenen Worten: Advocati quoque, si per eos non steterit, quo minus caussam agant, honoraria reddere non debent. Diese Stelle kam zwischen den Richtern nicht eigentlich zur Untersuchung.

Ich für meine Person würde hierüber so gedacht haben:

1) Etwas nicht wiedergeben, das man besitzt, und etwas bekommen, das man erst haben will, sind zwey sehr unterschiedene Dinge.

Videantur: Instrumentum Pacis Westphalicae, und sonst alle Friedenstractate.

2) Der Advocat hat ohne Zweifel Vorrechte, die sich der Student nicht anmaßen kann, welcher juristische Collegia repetirt, wie ante tempora divi Augusti, de iure respondirten, qui fiduciam studiorum suorum habebant; l. 2. §. 47. de O. I.

---

## 33. Wo sich manche Leute zerstreuen?

Ich hatte einmal in der Societät der Wissenschaften eine Vorlesung gehalten, wo ein Herr von — damals unser gelehrter Mitbürger, gegenwärtig gewesen war, wenigstens dem Leibe nach.

Denselben Nachmittag ward im Concerte Ramler's Tod Jesu aufgeführt.

Der Herr von — glaubte, er sey mir ein Compliment für die tiefsinnige Gelehrsamkeit schuldig, damit ich ihn unterhalten hatte, ging da auf mich zu, und sagte: Sie kommen gewiß hierher, sich nun etwas von Ihrem Nachdenken zu zerstreuen?

Ich komme nicht in den Tod Jesu, mich zu zerstreuen, war meine Antwort.

Gleich darauf schien mir meine Antwort für jeden, der Gedanken hat, so überflüssig, daß ich mich fast schämte, sie gegeben zu haben.

Indessen wird hieraus begreiflich seyn, wie man oft in Collegiis Dinge sagen muß, die Leuten, welche dächten, nicht brauchten gesagt zu werden.

## 34. Etwas aus der philosophischen Historie.

Der sel. Menz war in Leipzig Professor der Poesie; er war von Natur ein Spötter, und das nicht unglücklich, weil er es von Natur war. Wie nun Spötter am leichtesten in den verspottungswerthen Fehler verfallen, daß sie über Dinge spotten, um deren gehörige Kenntniß sie sich nie bemüht haben (man s. Voltaire's Spöttereyen über die Bibel), so spottete Menz sehr gern über die Mathematik.

Aber die Mathematik rächte sich auch an dem Poeten, oder eigentlich an dem lateinischen Versmacher, denn nur so etwas braucht ein Professor Poeseos nach den ältern Verfassungen der Universitäten zu seyn. Und mit Mißvergnügen dichten gewiß sehr oft, wenn sie vi officii dichten müssen, die seltenen Professores Poeseos, die etwas mehr sind. Menz machte Hexameter, bald mit sieben Füßen, bald mit fünfen. Im Ganzen kam doch immer die gehörige Zahl von Füßen heraus, wenn man zwischen allen das arithmetische Mittel nahm.

Man begreift hieraus leicht, daß er nicht sagen konnte wie Ovid

Quidquid tentabam dicere versus erat.

Und diese Schwierigkeit, die er fand, Verse zu machen, verursachte, daß er eine Gewohnheit abbrachte, die bis dahin in Leipzig gewesen war.

Bey der Magisterpromotion, die im Hornung geschieht, war das Amt des Professors der Poesie gewesen, jedes neuen Magisters Lebenslauf carmine heroico zu besingen. Man kann denken, was ein solcher Gegenstand für Anlaß zu heroischen Versen gegeben hat. Nicht als ob die Thaten manches Fürsten mehr Anlaß zu solchen Versen gäben: aber über den Fürsten lachen laut nur die Unterthanen seines Nachbars, und in seinem Lande die Nachkommen; über den jungen Magister seine nächsten Bekannten und Commilitonen.

Einer von Menz's Vorfahren, Ernesti, welcher die jetzt lebenden Leipziger Lehrer mit diesem Namen nichts angeht, hat unterschiedene solche Gelegenheitsgedichte Amtswegen gemacht, aus denen man noch in Leipzig Sentenzen im Gedächtnisse verwahrt, wie aus dem Virgil oder Horaz.

Z. E. Denn man kann sich vorstellen, daß die Lehrer, bey denen der Candidat Collegia gehört hatte, in diesem Heldengedichte auf ihn, wenigstens so etwas waren, wie die Götter in der Ilias und Odyssee; also: ein Magister hatte beym damaligen Professor der Mathematik, Junius, Astronomie gehört; ein Umstand, der in der That nicht ganz unmerkwürdig ist, weil man nicht eben von einer großen Menge Leipziger, oder auch anderer Magister wird sagen können, daß sie besondere Aufmerksamkeit auf die Astronomie gewandt hätten, oder auch nur sonst auf eine der mathematischen freyen Künste, welche unter den sieben, davon die Magister den Titel führen, nicht mehr als vier sind.

Nun fallen die Geschäfte des Astronomen meistens bey Nacht vor; das ist so bekannt, daß es auch von unsern Göttingischen gelehrten Mitbürgern selbst diejenigen wissen, die vor Eifer sich in den höhern Facultäten, und in der Lebensart der großen und galanten Welt vollkommen zu machen, keine Zeit haben, zu lernen, was Horizont und Meridian ist.

Endlich: Das Wort Astronomia schickt sich offenbar nicht gut in einen Hexameter.

Diese Begriffe: Junius hat bey Nacht etwas gelehrt, davon der Name nicht gut in den Vers geht, drängte Ernesti in folgenden Hexameter:

Iunius in tenebris quae non fas dicere tractat.

Und trotz Allen, die darüber gelacht haben, bin ich sicher, daß es manchen lateinischen und deutschen Hexameter giebt, bey dem sich nicht so viel denken läßt.

Aber das hat mir Niemand sagen können, was der Dichter bey einem andern Verse gedacht hat, in dem der Name eines zu seiner Zeit berühmten Leipziger Gottesgelehrten vorkommt:

Erigit e medio Cyprianus corpore ramum.

Wenn Ernesti über solche Verse, die manchmal ernstlichere Em-

weil doch von Leuten, die in dieser Schrift sind beleidigt worden, gerichtliche Ahndung veranlaßt ward.

Wie mir ist berichtet worden, komme ich auch darin vor. Wie? darum habe ich mich nicht bekümmert. Zu viel Ehre würde ich dem Verfasser zu erweisen glauben, wenn ich von seinem Verfahren anders dächte, wie, nach des Herrn Ritters Berichte [1]), Sulzer von dem nächtlichen Schusse, der nicht traf.

Eigentlich sieht man aus dem allgemeinen Urtheile über diese Schrift, daß ihr Verfasser auf Leute, denen der Herr Ritter nicht gut ist, hat Koth werfen wollen, aber so ungeschickt geworfen hat, daß der ganze Klumpen auf seinen lieben Ritter gefallen ist, welcher sich nun auf's schauderhafteste gebehrdet, den Unflath abzuschütteln.

Göttingen, den 26. April 1791.

## 13. [2]) Ueber meine Katze.

Ich lese in den philosophischen Transactionen Dollond's Beschreibung von seinem Objectivmikrometer. Meine Katze liegt auf dem Tische, und sieht auch mit in das Buch. Sehen wir nicht auch manche Dinge in der Welt an wie die Katze das Buch? und sehen nicht vielleicht zu eben der Zeit andere Geister in eben dem Dinge etwas, von dem, was wir so sehen, Unterschiedenes, wie das, was ich in dem Buche sehe, von dem unterschieden ist, was die Katze darin sieht?

## 14.

Einem Menschen das Leben nehmen, heißt für uns weiter nichts, als alle die Verhältnisse aufheben, die er gegen andere

1) S. des Herrn Ritters v. Zimmermann Fragmente, Bd. I. S. 219., und die Anmerkungen einiger brandenburgischen Patrioten über die Fragmente des Hrn. v. Z., erste Abtheilung, S. 219.

2) [Nr. 13—18. aus Spangenberg, Vaterländ. Archiv, Bd. III.]

Bewohner der Erde haben konnte. Besteht sein Leben in weiter nichts, als in diesen Verhältnissen, so ist die Frage: ob er es behalten soll, oder nicht? keine andere, als: ob ein Baum stehen bleiben, oder umgehauen werden soll?

## 15. Kinder sagen die Wahrheit.

Kästner ist so reich, sagte der kleine Fritz. Woher weißt du denn das? — Er hat so viel Spielsachen.

Zeigen nicht in der That die meisten Reichen ihre Reichthümer nur in Spielsachen Erwachsener?

## 16. Gesellschaften.

Ein Ball ist eine Gesellschaft von Füßen; ein Gastmahl eine Gesellschaft von Magen. Es giebt nicht viel Gesellschaften von Köpfen, und noch weniger von Herzen.

## 17. Theologische Nutzanwendung
aus einer Beschreibung der holländischen Wirthshäuser, im Hannoverschen Magazine.

In Amsterdam sind zwey Wirthshäuser, die alte Bibel und die neue Bibel; in der alten aber speist man besser.

## 18. Aus einem dummen Historienbuche.

A. Was heißt Paroxysmus?

B. Wenn ein Paar Ochsen mit einander pflügen.

A. (fängt an zu lachen.)

B. (lacht mit, und sagt:) Wenn wir so fort lachen, bekommen wir einen Paroxysmum.

## 19. Gedanken, im vorigen Kriege aufgesetzt [1]).

1. Columbus ward von Verläumdungen unterdrückt; der staatskluge Ferdinand und die fromme Isabella gaben den Verläumdern einen Fremden Preis, der für Castilien und Leon eine neue Welt erfunden hatte [2]). Nach diesem Beyspiele opfere man sich noch auf, großen Herren zu dienen!

2. Horazens

> Aetas parentum peior avis tulit
> Nos nequiores, mox daturos
> Progeniem vitiosiorem.

wozu schickte sie sich am besten als eine Ueberschrift? Ueber ein genealogisches Handbuch? oder über eine Sammlung der neuern Münzen im H. R. R.?

3. Ob es in andern Ländern Narren giebt, dergleichen wir in Deutschland nicht haben, kann ich nicht sagen, weil ich nicht gereist bin. Doch weiß ich Namen von Narren, die ich mit einem Worte deutsch zu geben mir nicht getraue, ungeachtet ich ihre Bedeutung vollkommen verstehe: dergleichen sind die englischen fop und coxcomb. Warum haben sich die Ausländer mit mehr Fleiß auf die methodische Eintheilung der Narren gelegt, als die Deutschen? Hatten sie dazu mehrere und mannichfaltigere Gegenstände?

4. Mit dem französischen sot und fat habe ich mich einige Zeit in gleicher Verlegenheit (wie 3.) befunden. Unlängst gelang es mir unversehens, die Uebersetzung davon zu finden. Ich sprach mit einem französischen Officier von unsern jungen Deutschen, die nach Paris reisen, und sagte: Nous vous les envoions sots, et Vous nous les renvoyez fats. Dieses fand bey ihm Beyfall. Also kann ich nunmehr unsern Herren Uebersetzern zum Troste Folgendes angeben: Sot heißt ein junger Deutscher, der nach Frankreich reist, und fat ein junger Deutscher, der aus Frankreich wieder kommt.

---

1) [Nr. 19—37. aus dem Anhange zu Kästner's Vorlesungen in der Göttinger deutschen Gesellschaft. Altenburg 1768.]

2) Por Castilla y por Leon
Nuevo mundo hallo Colon.
Beyschrift, mit welcher die kathol. Könige Columbus Wappen beehrten.

5. Ist aber die deutsche Sprache auch wirklich so arm, als ich sie ausgegeben habe? Ließen sich Sot und Fat nicht durch Bengel und Rekel übersetzen? Mich däucht, von dem letztern kann man keine bessere genetische Definition geben, als: deutsche Plumpheit mit französischer Frechheit aufgestutzt.

6. Man hat zweymal sieben griechische Dichter die Plejaden genannt [1]). Wenn man zehnmal sieben unserer jetzigen Dichter mit diesem Namen belegte, würde wohl einer unter ihnen wissen, ob es Ehre oder Schimpf sey? Vermuthlich nicht, denn sie sind am Himmel so unbekannt, daß sie denken würden, die Plejaden wären piscis aut edulii peregrini nomen [2]).

7. In einem Auctionscataloge fand ich unlängst folgenden Titel eines Buches, die Frage: Wer hat von diesem Kriege den meisten Vortheil gehabt? Frf. 1762. Ich habe das Buch nicht gelesen, ich würde aber zur Antwort geben: Die Proviantcommissarien [3]).

## 20. Grammatische Einfälle.

1. Wenn man im Lateinischen einen Namen aus einer fremden Sprache brauchen will, so muß man ihm eine lateinische Endung geben, ihn decliniren zu können. Z. E. in der Velau in Velavia. Das macht, weil die casus sich nur durch die Endungen unterscheiden. Hat eine Sprache Artikel, so kann man dadurch die casus unterscheiden: dans la Velau. Eine solche Sprache verstattet also, fremde Namen von Oertern, Personen u. dgl. unverstellt zu brauchen, und ist daher zum Vortrag der Historie geschickter als die lateinische, wo bekanntermaßen von den besten

1) S. die von Scheuber unter Nagel vertheidigte Dissertation de Pleiadibus poetarum graecorum. Altd. 1762.

2) Den boshaften Einfall eines hiesigen Geistlichen muß ich nicht weglassen, daß man unsere meisten deutschen Dichter in Plejaden eintheilen könnte, wenn man sich auf die Ableitung des Wortes vom Wässerichten gründen wollte.

3) Diese Gedanken sind vor einigen Jahren in dem Hannoverschen Magazine gedruckt erschienen. Einige Zeit las ich in englischen Zeitungen den letzten Einfall mit der Nachricht, daß er aus dem Deutschen genommen sey.

Schriftstellern, z. E. vom Thuanus, die Namen desto unkenntlicher gemacht werden, je zierlicher sie schreiben.

2. Wenn Aa, und noch jetzt im Schwedischen Å einen Fluß oder Wasser bedeutet, so heißt daher Eyland Land im Wasser, und ist in der Franzosen Isle, und der Engländer Island ganz verstellt worden, als ob es von insula herkäme. Wer sollte denken, daß dieses Wort, und: Aue, eine wasserreiche Gegend, oder, im nördlichen Deutschland, selbst ein sanft schießendes Gewässer: einerley Ursprung hätten?

3. Island ist also wohl nur Eyland und nicht Eysland. Man hat eine allgemeine Benennung (nomen appellativum) zur eigenen der Insel gemacht. Sie ist zu so einem Schicksale versehen, denn aus der allgemeinen Benennung jeden Eysgebirges Jokul, hat man Hekla, den Namen eines einzelnen Berges gemacht. So heißt Elbe ein Fluß, und es giebt in Schweden viele Elben, die ihren Namen gewiß nicht von den eilf Quellen der deutschen Elbe haben (s. Opitz Schäferey von der Nymphe Hercinia), und Rhein heißt eben dergleichen, da es in Italien auch einen Rhein giebt. Leibnitz hat diese Bemerkung schon gemacht, und dabey an den Rhosne (Rhodanus) gedacht, und damit das griechische Wort verglichen, das sich mit einem nicht sehr veränderten Klange im Deutschen durch rinnen ausdrücken läßt. S. Feller's Otium hannoveranum, p. 41.

4. In eben dieser Sammlung, S. 153., sagt Leibnitz: Maintenir ließe sich nicht wohl im Lateinischen ausdrücken; z. E. maintenir la paix de Westphalie; denn conservare wolle nicht so viel sagen. Wenn L. Recht hat, so begreift man, warum Frankreich zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens noch jetzt so unentbehrlich ist. Indessen glaube ich, maintenir läßt sich durch ein sehr gutes lateinisches Wort ausdrücken, das eigentlich ein deponens ist, das ich aber aus einer alten Inscription, die Philander Comm. in Vitruv. praef. LVIII. ganz anführt, im passivo hersetze, weil ich glaube, die anzuführende Stelle zeige besonders, wie das maintenir l. p. d. W. recht römisch zu machen ist:

--- noscant omnes, Senatus et populi Romani imperium, deorum numine et militum fortitudine tueri et regi.

## 21. Ueber Stellen aus alten Schriftstellern.

1. Man hat, glaube ich, einen Hofmann mit dem Camäleon verglichen, das seine Farben alle Augenblicke verändert. Ich weiß nicht, ob man bey der Vergleichung auch daran gedacht hat, daß es vom Winde leben soll.

Id quoque, quod ventis animal nutritur et aura,
Protinus assimilat, tetigit quoscunque colores.

*Ovid. Met. XV.*

2. Ennius sagte: er hätte drey Herzen, weil er sich in drey Sprachen ausdrücken konnte. Der Dichter hat seinen Ausdruck der Natur gemäß gewählt.

Ich kenne Deutsche, die sich im Französischen besser ausdrücken als im Deutschen, und auch französische Herzen, aber keine deutsche haben.

3. Ennius hat vom Weintrinken das Podagra bekommen.

Ennius ipse pater, dum pocula siccat iniqua
Hoc vitio tales fertur meruisse dolores.

Ich erinnere mich nicht, daß einer von unsern weinsingenden Dichtern diese Nachricht angewandt hätte. Auch sind sie meistens so unbelesen, daß sie nichts vom Ennius wissen.

4. *Tacitus de M. G.*

Hiems et ver et aestas intellectum et vocabula habent, autumni perinde nomen et bona ignorantur.

Dieser Mangel der alten deutschen Sprache wird von uns nur dadurch ersetzt, daß wir Herbst in einer Bedeutung brauchen, die es vermuthlich vor Alters nicht gehabt hat. Denn nach dem englischen Harvest zu urtheilen, hieß es ursprünglich die Erntezeit. Serenius (English and swedish dictionary v. Harvest) leitet dieses Wort von den nordischen Wörtern År und Vist, Jahr und Lebensmittel, her, daß es die Zeit bedeutete, in welcher man auf das ganze Jahr Lebensmittel einsammelte. In unserm Herbste werden freylich auch Lebensmittel eingesammelt, aber von diesem wußten die alten Deutschen wohl nicht viel. Tacitus erwähnt gleich bey der angeführten Stelle ausdrücklich, daß sie keine Obstgärten angelegt haben: und das edelste Geschenk des Herbstes, der Wein, war ihnen noch unbekannter.

5. Cicero sucht im Anfange des ersten Buches der Tusc. Quaest. zu zeigen, daß die Römer den Griechen in nichts wichen, worin sie ihnen nicht weichen wollten. Ich finde beym Lesen dieser Stelle, daß man meistens Deutsche statt Römer, und Franzosen statt Griechen setzen kann; nur da nicht, wo es heißt, die Römer hätten das, was sie von den Griechen empfangen, verbessert [1]). Denn empfangen, und verbessern, oder doch ausputzen gehört für die Franzosen. Hier sind einige Züge, welche mir die Vergleichung, die ich angegeben habe, zu rechtfertigen scheinen: Nach Cicero's Urtheil übertreffen die tapfern Römer die Griechen in der Kriegszucht [2]), an Ernst, Standhaftigkeit, Großmuth, Redlichkeit, Treue [3]). Soll ich auch dieser Tugenden wegen unsere Vorfahren nennen, wie Cicero die Vorfahren seiner Zeitgenossen? Die Dichtkunst bekamen sie später [4]), und schätzten die Dichter nicht hoch [5]); was Wunder, daß sie es darin nicht so weit brachten? Gleichwohl konnten sie auch hierin ihre großen Geister den Griechen entgegensetzen. Die Griechen hielten die Geometrie in hohen Ehren; also hatten sie die größten Mathematikverständigen. Aber die Römer schränkten diese Kunst auf den Nutzen des Messens und Rechnens ein [6]). Gegentheils nahmen die Römer den Redner eifrigst auf [7]). Hier verstatte man mir bey den Deutschen das zu setzen, was der römische Redner oft war: den Advocaten. Ich wollte, daß ich nicht auch von vielen deutschen Schriftstellern (deutsche mag hier sowohl die Nation, als auch die Sprache bedeuten) sagen

---

1) accepta ab illis fecisse meliora.

2) quid loquar de re militari, in qua cum virtute nostri multum valuerunt, tum plus etiam disciplina.

3) quae enim tanta gravitas, quae tanta constantia, magnitudo animi, probitas, fides, - - - in ullis fuit, ut sit cum maioribus nostris comparanda.

4) serius poeticam nos accepimus.

5) quo minus igitur honoris erat poetis, eo minora studia fuerunt, nec tamen, si qui maioris ingenii in eo genere exstiterunt, non satis graecorum gloriae responderunt.

6) in summo apud illos honore geometria fuit, itaque nihil mathematicis illustrius. At nos metiendi ratiocinandique utilitate huius artis terminavimus modum.

7) oratorem celeriter complexi sumus.

müßte, was Cicero von einigen lateinischen Philosophen sagt: Es kann Jemand richtig denken, und doch nicht im Stande seyn, was er denkt, zierlich auszudrücken [1]).

## 22. Ueber eine Stelle des Bayle.

Ich könnte viele Schriftsteller anführen, sagt Bayle, die Rotterdams Ruhm zu erheben, diese beyden Dinge vereinigen, daß sie des großen Erasmus Vaterland ist, und daß sie ihm eine Statue zugerichtet hat [2]).

Von Leipzig und Leibnitz kann kein Schriftsteller so etwas sagen.

## 23. Ueber einige Stellen aus Milton's verlornem Paradiese, nach Bentley's Ausgabe.

IV. B. 814. u. f. V.

as when a spark
Lights on a heap of nitrous pouder laid
Fit for the tun some magazine to store
Against a rumor'd war . . . .

Bentley zweifelt, ob das Pulver in so großen Fässern als Tuns verwahrt würde, und will lesen: Fit for the gun. Einem deutschen Kunstrichter wären wohl Pulvertonnen nichts fremdes gewesen. Milton redet ja von Pulver, das im Magazin auf einen Krieg, von dem nur noch ein Gerücht geht, soll verwahrt werden; also gewiß von Pulver, das zunächst in Tonnen, nicht in Geschütze kommt.

So sieht es aber aus, wenn die Gelehrten sich um Dinge, die in die größten Begebenheiten der Menschen Einfluß haben, gar nicht bekümmern. Ein gewisser berühmter Gelehrter fragte

1) fieri autem potest, ut recte quis sentiat, et id quod sentit polite eloqui non possit.

2) Je pouvois citer bien des auteurs, qui pour relever la gloire de Roterdam, joignent ensemble ces deux choses, l'une qu'elle est la patrie du grand Erasme, l'autre qu'elle lui a erigé une statue. Bayle Dict. Crit. Art. Roterdam, not. C.

im letzten Kriege an einem Orte, wo Minen angelegt waren, ein Jahr zuvor, ehe man an das Sprengen der Minen gedachte: ob das Pulver schon darin wäre?

VI. B. 40. u. f. V. Adam, der keine Kleider kannte, wußte ohne Zweifel nichts von Waffen, Schlachtordnungen u. dgl. Ist es also nicht die größte Ungereimtheit, daß Milton ihm die Schlacht der Engel erzählen läßt, da die ganze Erzählung dem Adam unverständlicher seyn mußte, als die Beschreibung der Schlacht bey Minden einem fünfjährigen göttingischen Mädchen wäre, denn das hatte doch französische Soldaten gesehen. Der Engel hätte ihm erst von allen diesen Dingen, die in der Erzählung vorkamen, Begriffe geben müssen.

II. 890. u. f. V. Ich weiß nicht, was Milton bey diesem Chaos gedacht hat. Mich däucht, der Alten Chaos ist ein unerschaffenes mit ihren Göttern gleichewiges Ding, und sie haben eigentlich keine Schöpfung aus nichts gelehrt. Ihr Ursprung der Welt kommt nur darauf an, daß das Chaos in Ordnung gebracht worden.

Hanc Deus et melior litem natura diremit,

sagt Ovid, dessen

Frigida pugnabant calidis, humentia siccis

Milton hier fast übersetzt hat. Schickt sich dieser Begriff vom Chaos wohl in ein Gedicht, dessen Stoff aus der Bibel genommen ist? Auch führt Milton das zur Person gemachte Chaos so redend ein, als wäre es von Gott gar unabhängig. Satan konnte von Gott reden, ohne ihn für seinen Herrn zu erklären, aber sonst kein erschaffenes Wesen, das nicht Gottes Feind war. Also hat Milton das heidnische und unerschaffene Chaos sehr unglücklich hieher gebracht. Dieses Chaos beschwert sich, daß die Hölle auf einer Seite, die neuerschaffene Welt auf der andern seine Gränzen verengern. Konnte es sich so beschweren, wenn es Gott für seinen Herrn und Schöpfer erkannte? Auch war dies Chaos, wie schon aus dem angeführten erhellt, und im VII. B. 220. u. f. V. steht, vor der Schöpfung der Welt. Der Sohn Gottes schafft, nach Milton's Beschreibung, nicht die Welt aus Nichts, sondern ordnet sie aus einem Stück des Chaos. Hätte Milton die mosaische Schöpfungsgeschichte ausgelegt, wie Thomas Burnet und Whiston sie auslegen, so ließe sich ein

Chaos annehmen, das aber von dem seinigen ganz unterschieden, und doch von Gott abhängig seyn mußte.

VII. B. Die Schöpfungsgeschichte muß wieder dem Adam größtentheils unverständlich seyn.

490. B.

The female bee that feeds her husband drone
Deliciously - - -

Bentley ändert diese Stelle, weil ihm unglaublich vorkommt, was jetzt ausgemacht scheint, daß die Bienenköniginn das einzige Weibchen ist u. s. w. In diesem Stücke tadelte er also dem Milton mit Unrecht. Da aber die Drohnen die vielen Männer der einzigen Königinn sind, so hätte sich Milton wohl in der mehrern Zahl richtiger ausgedrückt. Aber freylich hätte der Seraph alsdann einen deutschen Leser an Hagedorn's Beschreibung eines genügsamen Frauenzimmers erinnert

..... Sie beneidete selbst keine Königinn
Als nur die Königinn der Bienen.

Und eigentlich ist es doch nicht die weibliche Biene, welche ihre Männer füttert, sondern die geschlechtlosen Bienen arbeiten für die Männer ihrer Königinn, und bringen die armen Männer um, wenn sie nichts mehr taugen. Da dieses Alles sich mit Wohlstand dem Seraph nicht gut in den Mund legen läßt, so hätte Milton besser gethan, wenn er, nach Bentley's Vorschlage, nur vom Honigmachen der Bienen, und nicht von ihrem Ehestande geredet hätte.

VIII. 122. B.

What if the sun
Be center to the world and other stars
By his attractive virtue and their own
Incited dance about him various rounds.

Bentley erinnert, daß Milton diese anziehende Kraft der Weltkörper vom Kepler gelernt. Der größte englische Dichter hatte des deutschen Astronomen Entdeckung noch vor dem größten englischen Naturforscher gebraucht, eine Entdeckung, die den meisten deutschen Dichtern selbst noch unbekannt ist.

## 24. Etwas für Bekehrer.

Ein Mensch, der vom Eichsfelde gebürtig war, hatte 1761 bey einem hannövrischen Officier gedient, der ihm nicht hatte erlauben wollen, in die Messe zu gehen; aus Religionseifer hatte er seinen Abschied genommen, und kam nach Göttingen, wo er sich zu einem französischen Officier vermiethete. Dieser verbot dem Bedienten freylich nicht, in die Messe zu gehen, weil er aber selbst niemals hinein ging, so gewöhnte sich der Bediente vollkommen, wie er hätte seyn müssen, um bey dem Hannoveraner zu bleiben.

Und ich machte seinem letztern Herrn die Anmerkung, daß die Bekehrer durch ihr Beyspiel mehr ausrichten können, als durch Lehren.

## 25. Antwort auf eine königliche Frage.

Diese Frage selbst steht in Hieronymus Welsch's Reisebeschreibung (Stuttg. 1664). Welsch hat um 1635 in französischen Kriegsdiensten gestanden. Auf S. 350. seiner Reisebeschreibung findet sich Folgendes:

„Als einstmals etliche von uns deutschen Officieren nach Hof „gekommen, und uns der König ansichtig geworden, hat er uns „angeredet, allerhand Sachen, auch unter andern gefragt, warum „wir Deutschen (denn es ist bey den Franzosen gar nicht bräu„chig) die Weiber mit im Kriege herum führten?" Welsch meldet nicht, was er dem Könige geantwortet hat. Ich würde geantwortet haben: Die Franzosen brauchen keine Weiber mit sich zu führen, weil sie sich überall, wo sie hinkommen, mit den Weibern, die sie da finden, zu behelfen wissen.

## 26. Eine Regel für Dichter.

Horaz hat in seiner Dichtkunst eine wichtige poetische Regel vergessen, die sich in dem Briefe an den Vinius, dem 13ten des ersten Buches, befindet. Er befiehlt, seine Gedichte dem

August zu überreichen, aber nur, wenn August recht aufgereimt wäre, und noch dazu sie foderte.

Si validus, si laetus erit, si denique poscet.

Sonst befürchtet er, würde seines Freundes unbedachtsamer Eyfer, ohne zu dienen, seinen Schriften nachtheilig seyn.

Ne studio nostri pecces, odiumque libellis
Sedulus importes, opera vehemente minister.

Unsere Dichter pflegen das Fodern eben nicht zu erwarten. Sie fühlen doch wohl, daß sie noch lange keine Horaze sind; also müssen sie ihre Helden für mehr, wenigstens für gütiger, als August halten.

## 27. Vertheidigung einer dummen Rede.

Es hatte Jemand ein kleines Frauenzimmer von zehn Jahren gekannt, und sah sie drey oder vier Jahre darauf zuerst wieder; er fing voll tiefsinniger Bewunderung zu seiner Gesellschaft an: Ich dächte, das Mädchen wäre sonst größer gewesen, — und erregte damit ein allgemeines Gelächter.

Und, warum denn? die Dichter sind ja sonst gern nahe bey den Mädchen (freylich nicht eben bey denen, die noch wachsen), und doch muß man von manchem Dichter, wenn man seine neuern Aufsätze liest, sagen: Ich dächte — er wäre sonst größer gewesen.

## 28. Affenbetrachtungen.

1. Man wirft eine Cocosnuß, die durch ein kleines Loch etwas ausgehöhlt ist, in den Wald. Der Affe, der Alles, was ihm vorkommt, sorgfältig untersucht (beynahe wie der Naturforscher unter den Menschen), macht seine Pfote spitzig, und steckt sie in die Nuß hinein; darnach kann er mit der schweren Nuß auf seinen übrigen drey Beinen nicht fortlaufen. Denn so klug ist er nicht, daß er die Pfote wieder spitzig machte, sie heraus zu ziehen.

So fängt man in Indien Affen, und in Europa bekommen manche Mädchen so Männer.

Nur mit dem Unterschiede, daß die Affen, welche ihren Cameraden so haben fangen sehen, sich nicht leicht auf eben die Art fangen lassen.

2. Man lacht über ein Ding, das närrisch ist, und närrisch seyn soll; man lacht aber ein Ding aus, das närrisch ist, und klug seyn soll, oder will. Nach dieser Erläuterung wird es mir leicht seyn, die wahre Bedeutung des animal risibile der Alten zu erklären, und den Affen von dem Menschen selbst besser, als der Ritter von Linné thun kann, zu unterscheiden. Der Affe ist ein Thier, über das man lachen muß; der Mensch ein Thier, das man auslachen muß.

## 29. Zwey Religionen.

An der Religion Homer's haben die schönsten und größten Geister des Alterthums, Dichter und Philosophen, gearbeitet, sie auszupußen, und vernünftig, geheimnißvoll, lehrreich darzustellen; und doch aus ihr nichts weiter machen können, als eine Sammlung unterhaltender, nicht gar zu gut moralischer Mährchen.

An der Religion der Bibel haben Rabbinen, Scholastiker, Exegeten, Homileten, Bischöfe, Superintendenten, Metropolitanen und Ordinarii gearbeitet, sie zu verstümmeln, durch Zusätze zu verderben, durch die Einkleidung zu verstellen. Und troß allen diesen Bemühungen ist sie das erhabenste geblieben, was ein menschlicher Verstand denken kann!

## 30. Was Veit Ludwig v. Seckendorf von Komödien gehalten hat.

„So kann auch niemand comödien tadeln, die unärgerlich, „und also angestellet würden, daß sie gute sitten nicht verderbe„ten, noch auch göttliche und geistliche dinge zum gespött mach„ten, sondern auf lächerliche, oder doch artige, unerwartete, und „selzame fälle und inventiones auslieffen, wobey sich der gemeine „mann ergeßete, und doch iezuweilen was nüzliches daraus fas„sete, zumal aber die zeit hinbrächte, welche er sonst zum spielen

„und sauffen anwendet. Und zu solchen comödien dörfte man „keine landfahrer, sondern es würden sich wohl landsinwohner, „auch schüler und waisenkinder finden, welche ohne alle kostbare „belohnung sich gebrauchen liessen, und könnte das geld, welches „die zuseher, iedoch gar leidlich, geben müssen, zu erhaltung des „armuths angewandt werden.“

Diese Worte stehen in den Zusätzen, die Seckendorf zu seinem deutschen Fürstenstaate gemacht hat. Hrn. V. L. v. Seckendorf Teutscher Fürstenstaat ..... von Dr. Andr. Sims. Biechlingen. Jena 1720. 8. Additiones; S. 235.

Seckendorf ist als Geschichtschreiber des Lutherthums bekannt. Von seinem Christenstaate hat ein deutscher Fürst, der für fromm gehalten wird, gesagt: Es könne Niemand so h...sch... leben, als Seckendorf da haben wolle. Den Beweis wird man finden, wenn man in Reimann's Historia litteraria der Deutschen im Register Seckendorf aufsucht.

Also muß man doch wohl Seckendorf ziemlich für einen frommen Protestanten gelten lassen.

Und also wird die angeführte Stelle ihren Werth haben, wenn einmal ein dramaturgischer Flacius einen Catalogum testium veritatis sammelt.

---

## 31. Dramaturgisch-historisch-politische Beherzigung.

In einer Leipziger Messe ging ich vor einen Schauplatz, wo die Acteurs

nervis alienis mobile lignum

sind, leibliche Geschwister Carl's des Großen, und des Königs Marsilius, die Don Quixote zerhieb, um Don Gaiferos und die schöne Melisandra zu retten.

Es ward eine Wiege mit einem Kinde auf's Theater gebracht. Hanns Wurst sollte auf Befehl der Mutter das Kind warten.

Das Kind schrie gewaltig. Hanns Wurst wiegte und wiegte, es wollte aber nicht schweigen.

Endlich setzte er sich dem Kinde auf's Maul.

Da purzelte die Wiege um, und Hanns Wurst und Kind lagen mit den Nasen auf der Erde.

„Was der Mann für dummes Zeug in seiner Jugend mit „angesehen hat, und nun in seinem Alter drucken läßt!“

Um Verzeihung! meine Herren Kunstrichter, Sie mögen Logen, Parterre oder Gallerie heißen, die Peripetie war so natürlich, so lehrreich, und selbst so rührend, als die letzte Scene mancher französischen Tragödie.

Denn die Geschichte meldet uns, und die Historie bestätigt es — sagt Mascarill beym Lessing; aber das Folgende sagt er nicht: daß in manchem Lande das Klagen des Volks, wenn es zu laut ward, auf eben die Weise gestillt worden, und daß es mit dem Stillen eben so abgelaufen ist.

## 32. Merces wäre besser als honorarium [1]).

Den casum habe ich im akademischen Gerichte in terminis gesehen.

Ein Student A. hatte übernommen, einem andern B. die Pandecten für 6 Louisd'or zu repetiren, die Zahlung sich monatweise ausbedungen und etwas davon bekommen.

Nachdem die Repetition sechs Wochen gedauert hatte, mußte B. verreisen, und so wurde diese Anstalt unterbrochen.

Als B. wiederkam, foderte A. das volle Geld, weil die Repetition ohne seine Schuld unterbrochen wäre.

B. glaubte, er habe mit jedem Monate schließen können, wie bey einem Sprachmeister.

Das wollte A. nicht zugestehen, er habe die Zahlung monatweise verlangt, nur um das Geld richtiger zu bekommen.

Von den beyden juristischen Richtern war der eine der Meynung, A. könne das volle Geld fodern nach dem klaren Ausspruche l. 38. Loc. Cond. Qui operas suas locavit, totius temporis mercedem accipere debet, si per eum non steterit, quo minus operas praestet.

Der andere behauptete, es sei kein Miethcontract, kein Lohn, sondern ein contractus innominatus, und honorarium.

1) Leser, welche nicht so viel Latein verstehen, finden weiterhin die Uebersetzung mit gesperrter Schrift gedruckt.

Und so ward die Sache nach der Billigkeit entschieden, daß A. die Hälfte der 6 Louisd'or bekommen sollte, eingerechnet, was er schon bekommen hatte.

Dies erinnerte mich an einen Wunsch, den, so viel ich weiß, mancher charakterisirte Mann thut: Ein geringerer Titel und mehr Einnahme!

In dem angeführten Gesetze steht, gleich nach den abgeschriebenen Worten: Advocati quoque, si per eos non steterit, quo minus caussam agant, honoraria reddere non debent. Diese Stelle kam zwischen den Richtern nicht eigentlich zur Untersuchung.

Ich für meine Person würde hierüber so gedacht haben:

1) Etwas nicht wiedergeben, das man besitzt, und etwas bekommen, das man erst haben will, sind zwey sehr unterschiedene Dinge.

Videantur: Instrumentum Pacis Westphalicae, und sonst alle Friedenstractate.

2) Der Advocat hat ohne Zweifel Vorrechte, die sich der Student nicht anmaßen kann, welcher juristische Collegia repetirt, wie ante tempora divi Augusti, de iure respondirten, qui fiduciam studiorum suorum habebant; l. 2. §. 47. de O. I.

---

## 33. Wo sich manche Leute zerstreuen?

Ich hatte einmal in der Societät der Wissenschaften eine Vorlesung gehalten, wo ein Herr von — damals unser gelehrter Mitbürger, gegenwärtig gewesen war, wenigstens dem Leibe nach.

Denselben Nachmittag ward im Concerte Ramler's Tod Jesu aufgeführt.

Der Herr von — glaubte, er sey mir ein Compliment für die tiefsinnige Gelehrsamkeit schuldig, damit ich ihn unterhalten hatte, ging da auf mich zu, und sagte: Sie kommen gewiß hierher, sich nun etwas von Ihrem Nachdenken zu zerstreuen?

Ich komme nicht in den Tod Jesu, mich zu zerstreuen, war meine Antwort.

Gleich darauf schien mir meine Antwort für jeden, der Gedanken hat, so überflüssig, daß ich mich fast schämte, sie gegeben zu haben.

Indessen wird hieraus begreiflich seyn, wie man oft in Collegiis Dinge sagen muß, die Leuten, welche dächten, nicht brauchten gesagt zu werden.

---

## 34. Etwas aus der philosophischen Historie.

Der sel. Menz war in Leipzig Professor der Poesie; er war von Natur ein Spötter, und das nicht unglücklich, weil er es von Natur war. Wie nun Spötter am leichtesten in den verspottungswerthen Fehler verfallen, daß sie über Dinge spotten, um deren gehörige Kenntniß sie sich nie bemüht haben (man s. Voltaire's Spöttereyen über die Bibel), so spottete Menz sehr gern über die Mathematik.

Aber die Mathematik rächte sich auch an dem Poeten, oder eigentlich an dem lateinischen Versmacher, denn nur so etwas braucht ein Professor Poeseos nach den ältern Verfassungen der Universitäten zu seyn. Und mit Mißvergnügen dichten gewiß sehr oft, wenn sie vi officii dichten müssen, die seltenen Professores Poeseos, die etwas mehr sind. Menz machte Hexameter, bald mit sieben Füßen, bald mit fünfen. Im Ganzen kam doch immer die gehörige Zahl von Füßen heraus, wenn man zwischen allen das arithmetische Mittel nahm.

Man begreift hieraus leicht, daß er nicht sagen konnte wie Ovid

Quidquid tentabam dicere versus erat.

Und diese Schwierigkeit, die er fand, Verse zu machen, verursachte, daß er eine Gewohnheit abbrachte, die bis dahin in Leipzig gewesen war.

Bey der Magisterpromotion, die im Hornung geschieht, war das Amt des Professors der Poesie gewesen, jedes neuen Magisters Lebenslauf carmine heroico zu besingen. Man kann denken, was ein solcher Gegenstand für Anlaß zu heroischen Versen gegeben hat. Nicht als ob die Thaten manches Fürsten mehr Anlaß zu solchen Versen gäben: aber über den Fürsten lachen laut nur die Unterthanen seines Nachbars, und in seinem Lande die Nachkommen; über den jungen Magister seine nächsten Bekannten und Commilitonen.

Einer von Menz's Vorfahren, Ernesti, welcher die jetzt lebenden Leipziger Lehrer mit diesem Namen nichts angeht, hat unterschiedene solche Gelegenheitsgedichte Amtswegen gemacht, aus denen man noch in Leipzig Sentenzen im Gedächtnisse verwahrt, wie aus dem Virgil oder Horaz.

Z. E. Denn man kann sich vorstellen, daß die Lehrer, bey denen der Candidat Collegia gehört hatte, in diesem Heldengedichte auf ihn, wenigstens so etwas waren, wie die Götter in der Ilias und Odyssee; also: ein Magister hatte beym damaligen Professor der Mathematik, Junius, Astronomie gehört; ein Umstand, der in der That nicht ganz unmerkwürdig ist, weil man nicht eben von einer großen Menge Leipziger, oder auch anderer Magister wird sagen können, daß sie besondere Aufmerksamkeit auf die Astronomie gewandt hätten, oder auch nur sonst auf eine der mathematischen freyen Künste, welche unter den sieben, davon die Magister den Titel führen, nicht mehr als vier sind.

Nun fallen die Geschäfte des Astronomen meistens bey Nacht vor; das ist so bekannt, daß es auch von unsern Göttingischen gelehrten Mitbürgern selbst diejenigen wissen, die vor Eifer sich in den höhern Facultäten, und in der Lebensart der großen und galanten Welt vollkommen zu machen, keine Zeit haben, zu lernen, was Horizont und Meridian ist.

Endlich: Das Wort Astronomia schickt sich offenbar nicht gut in einen Hexameter.

Diese Begriffe: Junius hat bey Nacht etwas gelehrt, davon der Name nicht gut in den Vers geht, drängte Ernesti in folgenden Hexameter:

Iunius in tenebris quae non fas dicere tractat.

Und trotz Allen, die darüber gelacht haben, bin ich sicher, daß es manchen lateinischen und deutschen Hexameter giebt, bey dem sich nicht so viel denken läßt.

Aber das hat mir Niemand sagen können, was der Dichter bey einem andern Verse gedacht hat, in dem der Name eines zu seiner Zeit berühmten Leipziger Gottesgelehrten vorkommt:

Erigit e medio Cyprianus corpore ramum.

Wenn Ernesti über solche Verse, die manchmal ernstlichere Em-

pfindlichkeit verursachten, zur Rede gesetzt ward, so behauptete er: Er könne für nichts Rechenschaft geben, was er im furore poetico geschrieben habe.

Bey ihm ließ man diese Entschuldigung gelten, weil man seine Gesinnungen kannte. Aber sonst möchte die poetische Raserey wohl nicht allemal rechtfertigen, wenigstens nicht vor Gerichten. Und vor diesen ehrwürdigen Oertern sich in Sicherheit zu stellen, so viel Weltklugheit muß doch ein Satyrenschreiber haben, wenn er gleich sonst nicht viel haben und dabey ein Satyrenschreiber bleiben kann.

Menz kannte die Nachricht, die der Jurisconsult Trebatius dem Dichter giebt

Si mala condiderit in quem quis carmina ius est
Iudiciumque.

Und getraute sich nicht mit Horazens Exception fortzukommen:

— — Esto, si quis mala, sed bona si quis
Iudice condiderit laudatus Caesare, si quis
Opprobriis dignum latraverit, integer ipse?
Solventur risu tabulae, tu missus abibis.

*Serm. L. II.* 1.

Also erwählte er, sehr vernünftig, seine Spöttereyen in behutsamer Prosa zu sagen. Seitdem werden die Leben der Magister nicht mehr gesungen, wenigstens nicht von dem Professor der Poesie, der nur bey dieser Gelegenheit über einen Gegenstand, den er sich wählt, Verse macht.

## 35. Ueber Abbt.

Abbt wäre in meinen Augen ein größerer Philosoph, wenn er von der Unsterblichkeit der Seele Mosen, den Sohn Amram, eher gefragt hätte, als Mosen Mendelsohn.

## 36. Dort eben so wie hier.

The poetical dunces of the last age wrote correctly enough,

but were destitute of inspiration; the dunces of our age are destitute of grammar, sense, harmony and poetry. The former gave us at least musical nonsense, the latter can not even repeat their nonsense smoothly.

Wenn ein Deutscher die Geschichte unserer schönen Litteratur englisch aufsetzen wollte, könnte er anders schreiben? Und doch steht die Stelle von Wort zu Wort im London Magazine, August 1772, S. 388. Deutsch möchte sie so heißen:

Die Reimer der nächstvergangenen Zeit schrieben richtig genug, aber ihnen mangelte gänzlich die Begeisterung. Den Sängern unserer Zeiten fehlen Sprachkunst, Verstand, Harmonie und Poesie. Jene gaben uns wenigstens musikalischen Unsinn, diese können nicht einmal ihren Unsinn sanft hersagen.

## 37. Thürmers Muthe.

Der Bewohner des Thurms an der St. Nicolai-Kirche zu Leipzig hatte eine Verwandtinn bey sich, die mit dem Vornamen Erdmuthe hieß; an ihrem damaligen oder nachmaligen Zunamen ist hier nichts gelegen. Diese kam manchmal aus Nachbarschaft in ein Haus am Nicolaikirchhofe, wo ich bekannt war, und da hatte sie einmal versichert, daß ich ein so sehr gelehrter Mann wäre. Wenn mir nun die Spötterinnen in dem Hause meiner Gelehrsamkeit wegen ein Compliment machen wollten, so beriefen sie sich auf diese Autorität: Thürmers Muthe hat's ja gesagt!

Und noch jetzt, bey dem Lobe, das mir oder Andern in manchen gelehrten Zeitungen und Journalen gegeben wird, denke ich oft an Thürmers Muthe.

## Einige von den in der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen [1]).

### 1. Ueber die Zeit, in welche Don Quijote gehört.

Don Quijote ist ein ehrlicher Landjunker, dem das Lesen der Ritterbücher den Kopf eingenommen hat. Er hält die Erzählungen derselben für wahr, und nimmt sich vor, selbst als ein irrender Ritter auf Abentheuer auszugehen. Bey dieser Unternehmung begegnen ihm lauter solche Begebenheiten, wie sie sich etwa im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Spanien können zugetragen haben, da aber seine verwirrte Einbildungskraft Alles rittermäßig ansieht, Wirthshäuser zu Schlössern, Windmühlen zu Riesen, Heerden Schaafe zu Kriegsheeren, ihn selbst bald zum Balduin, bald zum Mohren Abindarraes macht. Diese Erfindung, eine der berühmtesten des neuen Witzes, rührt von einem Michael de Cervantes Saavedra her; Landsleute des Verfassers und Ausländer haben dieses Buch mit Bewunderung gelesen, König Philipp der Dritte hat geglaubt, es sey kein Buch, das so sehr ergötzen könnte [2]), und hat den Verfasser, 1616, in Armuth und Elend sterben lassen.

---

1) [Zwei Sammlungen derselben gab Kästner bei Richter in Altenburg heraus; 1768 und 1773.]

2) König Philipp III. sah aus seinem Pallaste einen Studenten am Ufer des Manzanares, der in einem Buche las, zuweilen das Lesen unterbrach, sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlug, und Zeichen eines außerordentlichen Vergnügens und Lustigkeit von sich gab. Der König sagte: „Dieser Student ist entweder außer sich, oder er liest

Armer Cervantes! Du hast mich in meiner ersten Jugend und in der alten deutschen Kleidung, unter der ich dich zuerst kennen lernte, so oft zu lachen gemacht, daß ich dir zur Dankbarkeit gern gönnen wollte, du wärest ein Deutscher gewesen, und hättest zu unsern aufgeklärten Zeiten gelebt, wo die Großen unsers Vaterlandes deutsche Sprache, Witz und Redlichkeit mit einem patriotischen Eifer vorzüglich vor allem Auswärtigen achten, angenehme Wissenschaften aus zärtlicher Empfindung, tiefsinnige aus eigener gründlicher Einsicht, und gelehrte aus weitläuftiger und durch vieles Studiren erworbener Kenntniß hochschätzen, wo jeder Fürst ein August und jeder Minister ein Mäcen ist. Das begreife ich aber freylich wohl, daß die Erdichtung des Cervantes für unsere Zeiten in Deutschland völlig unwahrscheinlich wäre. Denn obgleich sein Held nicht vollkommen bey Verstande seyn soll, so überstiege es doch gänzlich allen Glauben, einen jetzigen vornehmen und großen Deutschen für so wahnwitzig anzunehmen, daß er seine Bequemlichkeit verließe, Wälder durchirrte, Nächte unter freyem Himmel zubrächte, und sich Gefahren aussetzte, um Nothleidenden beyzustehen, Beraubten zu dem Ihren zu verhelfen, Unterdrückte wieder zu erheben. Nur Einen Held zeigt uns das jetzige Jahrhundert, der als ein Rächer des Unrechts auf Abentheuer auszog, Könige einsetzte und gedrückte Staaten befreyte. Er war des Ritterschwurs fähig: bis er seinen edlen Vorsatz ausgeführt hätte, kein Brod auf dem Tischtuche zu essen, und nicht mit der Königinn zu scherzen. Aber dieser Held war kein Deutscher, sondern aus eben den Gothen, von denen die Spanier herstammen [1]). Und doch hätten ihm die Polen und Schlesier leicht danken können, wie der befreyte Andreas Don Quijoten dankte [2]), wenn Joseph und August reiche Haldudos gewesen wären.

---

die Geschichte des Don Quijote." Die Hofleute fragten nach, und brachten dem Könige den Bericht, daß der Student im Don Quijote gelesen hätte. Vida de Miguel de Cervantes Saavedra, su autor Don Gregorio Mayans i Siscar. Vida y hechos del ingenioso Hidalgo D. Quixote de la Mancha. Haag 1744. T. I. p. 47.

1) S. Don Diego Saavedra y Faxardo Corona Gothica.

2) Don Quijote, I. Th. 1. B. 4. C.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, deren sich der Eifer eines Deutschen bey einer solchen Veranlassung nicht enthalten konnte. Ich komme wieder zu meinem Hauptgegenstande. Es ist ausgemacht, daß Cervantes durch dieses Buch seine Landsleute von der zeitverderblichen Lesung der Ritterbücher abbringen wollen, und diese Absicht glücklich erreicht hat. Wer nur so viel vom Don Quijote weiß — und den bedaure ich — der wird wohl gleich vermuthen, daß Cervantes sich seinen Helden als einen Spanier seiner Zeiten vorgestellt hat. Wollte man ohne Noth Gründe häufen, die dieses bestätigen, so könnte man sich auf den algierischen Sklaven berufen, der historische Begebenheiten aus den damaligen Zeiten erzählt, und man würde in jedem Capitel überzeugende Beweisthümer antreffen.

Gregor Mayans, — wenn ich spanisch von ihm redete, müßte ich Don vor seinen Namen setzen; im Deutschen wird dieser Zierrath vor einem Namen wohl nicht nöthig seyn, der unter den Namen unzähliger Dons gelehrten Ausländern fast allein bekannt ist, Gregor Mayans also hat des Cervantes Leben beschrieben. Sein Aufsatz befindet sich vor der spanischen Ausgabe des Don Quijote zu Haag 1754. In dieser Lebensbeschreibung untersucht er auch (103. Abh. 102. S. dieser Ausgabe), in welche Zeiten Cervantes seine Erdichtung gesetzt habe. Folgendes sind die Gründe, aus denen er dieses bestimmt: Cervantes erwähnt Grabschriften auf Don Quijote, die man auf alten Pergamenten mit fast unlesbaren gothischen Buchstaben gefunden hätte. Die gothischen Buchstaben aber sind zu Alfons VI. Zeiten zu gebrauchen verboten worden; also nimmt Cervantes an, Don Quijote sey älter, als diese Zeiten. Noch mehr: Cervantes läßt den Don Quijote (I. Th. 13. C.) in einer von seinen schlimmen Stunden, da er der irrenden Ritterschaft eine Lobrede hält, sagen: „Wir haben fast zu unsern Tagen den unüberwindlichen und tapfern Ritter Don Belianis aus Griechenland gesehen, gehört und gesprochen." Also, schließt Mayans, lebte Don Quijote nach Cervantes Voraussetzung den Zeiten nahe, in welche Don Belianis gedichtet ward. Und nun bemerkt Mayans unzählige Anachronismen im ganzen Buche. Es werden darin Kutschen, das tridentinische Concilium, Amerika und tausend Dinge erwähnt, für

die Don Belianis Zeiten um viele Jahrhunderte zu früh sind. Was für eine Unbedachtsamkeit vom Cervantes!

Freylich hatte Cervantes daran nicht gedacht, daß anderthalbhundert Jahre nach seinem Tode ein Kriticus ein Wort bemerken würde, das dem Helden im Unsinne entfährt, darauf die Bestimmung der Zeit gründen, und eine Bestimmung übersehen würde, die der Plan des ganzen Buches und alle einzelnen Begebenheiten anzeigen. Wenn dieses der sprüchwörterreiche Sancho Pansa hörte, würde er nicht sagen: Nun das gestehe ich! große Leute fehlen auch; ein Quentchen Mutterwitz gilt mehr als ein Centner Schulwitz; man muß nicht alle Worte zu Bolzen drehen; das heißt wohl Mücken seigen und Kamele verschlucken, das Reuterchen sehen und den vollen Mond nicht [1]). Nein, Don Mayans, Sie machen einen ärgern Antichristen als alle Antichristen sind, die Sie am Cervantes tadeln; umgewandt wird ein Schuh draus.

## 2. Lobschrift auf den Caciquen Heinrich.

Mexiko und Peru machten ihre Eroberung weder durch Muth noch durch Kriegskunst schwer; auf einer Seite nackte Fußgänger

1) Das Reuterchen ist ein Sternchen über dem mittelsten im Schwanze des großen Bären, das nur einem sehr scharfen Auge sichtbar ist. Die Araber brauchen dieses Sprüchwort, und ein arabisches Sprüchwort kann in Spanien wohl als bekannt angenommen werden, und daß Sancho Pansa so viel Kenntniß des Himmels gehabt hat, als dieses Sprüchwort zu verstehen nöthig ist, steht deutlich in dem Capitel von den Walkmühlen. Ueberhaupt ist ausgemacht, daß ein Landmann, der seine Sinne und seinen Verstand nur einigermaßen braucht, Erde und Himmel besser kennt, als die meisten hexametrischen und anakreontischen Köpfe, in denen vor lauter Witz keine Vernunft Raum hat; und selbst als ein berühmter Iurium doctor et practicus zu — der mich einmal fragte, wie man aus dem Kalender sehen könnte, wenn Mondschein wäre, damit er sich nämlich darnach richten könnte, wenn er auf's Land auf Termine reisen sollte. Den juristischen Nutzen der Astronomie hat Polak in seiner Mathesi forensi nicht bedacht, sonst hätte er sein Buch wohl nicht mit dem Spaße geschlossen, über den gewiß zwanzig Bänke voll Zuhörer lachen sollen: die übrige Kalendermacherey gehört nicht für die Juristen.

mit Waffen, an denen, um Alles kurz zu sagen, kein Eisen ist, auf der andern geharnischte und donnernde Reuter! Doch die Spanier zerstörten durch Unbesonnenheit und Laster selbst das Vorurtheil, das ihnen so leichte Siege gebracht hatte, und Amerika zeigte Helden, sobald es lernte, daß seine Tyrannen Sterbliche waren. Ich brauche nur zu erinnern, wie schön dieses unlängst ein Dichter erzählt hat [1]). Wenn er aber Alles so nach Natur und Wahrheit schildern will, so wird Cortes ihm weniger verbunden seyn als Raufbold, denn der Renommist wird sich nur lächerlich, der Eroberer abscheulich zeigen. Der Indianer, der sich von zwey spanischen Reutern mit Lanzen, Degen und Dolchen durchstoßen ließ, um ihnen diese Gewehre aus seinen Wunden zu entreißen [2]), der sterbend seine Feinde, die ihn ungereizt aus blo- ßem Muthwillen angegriffen hatten, nun entwaffnet fliehen sah, wo hat der seines gleichen? seinen Namen sagt uns die Geschichte nicht, als Beyspiele zaghafter Grausamkeit verewigt sie den Valdenebro und Pontevedra.

Ich bitte mir jetzt eine kurze Aufmerksamkeit für einen amerikanischen Helden aus, auf den Griechenland und Cheruscien stolz seyn könnten. Ich habe ihn zuerst aus des Charleroix Geschichte von St. Domingo kennen gelernt [3]), und die Quellen dieser Nachrichten im Herrera aufgesucht, einem Schriftsteller, der den Titel Decaden sehr unvorsichtig gewählt hat, weil es ihm gar keinen Vortheil bringt, seinen Leser an den Livius zu erinnern.

In den Gebirgen von Baoruco auf dem Eylande St. Domingo hatten die Vorfahren des Caciquen Heinrich geherrscht. Er selbst ward in seiner ersten Jugend von Barfüßermönchen erzogen, und kam darauf in die Dienstbarkeit eines der Unmenschen, welche die Ueberbleibsel ihrer Grausamkeit als Knechte unter sich theilen. Begegnungen seines Herrn, die ich durch kein Beywort zu schildern weiß, gegen die er bey einer ohnmächtigen und partheyischen Obrigkeit vergebens Recht suchte, veranlaßten

---

1) Cortes. 1. Gesang.

2) S. die Beyspiele zur Bildung eines Soldaten, Stück I. S. 2. aus der Histoire de St. Domingue.

3) Charleroix, histoire de l'Isle Espagnole. Prem. Part. L. VI.

ihn, zu einer Zeit, da er zu wirklichen Diensten nicht verbunden war, in die Gebirge zu entweichen, wohin ihm unterschiedene seiner Landsleute willig folgten. Das Recht des Stärkern, das einzige Recht, welches die Spanier über die Amerikaner hatten, erstreckte sich schwerlich auf Denjenigen, der sich dem Stärkern entziehen konnte. Doch Heinrich's gewesener Herr glaubte, es erstrecke sich so weit, ging seinen Sklaven zurück zu fodern, und verlor dabey zwey seiner Begleiter. Er selbst ward wie die meisten seiner Gefährten verwundet. Heinrich, der ihn umbringen konnte, ließ ihn entfliehen, und ermahnte ihn, dergleichen nicht wieder vorzunehmen. Das hieß wohl, wie das spanische Sprüchwort sagt: Nach Wolle gehen und geschoren wieder kommen [1]).

Von achtzig Spaniern, die man sogleich aussendete, den Caciquen zu überwältigen, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen könnte, kam nur ein Theil, und dieser meistens verwundet zurück; die Indianer eilten häufig zu einem Oberhaupte, das gezeigt hatte, die Spanier könnten besiegt werden. Bald sah der Cacique einige hundert Mann unter sich, die er Waffen von ihren Feinden erobern und alsdann gebrauchen lehrte, und dem Bezwinger der neuen Welt ein Volk furchtbar machte, gegen das sie bisher ihre Hunde gehetzt hatten. Wenn der Cacique, dem die Spanier den Titel Don geben lernten, eine Zeit lang ruhig war, so ward es als eine glückliche Nachricht nach Europa gemeldet, und man gab sich alle Mühe, diese Ruhe zu erhalten [2]). Dreyzehn Jahre lang war Don Heinrich das Schrecken der Spanier, der damalige Beherrscher Spaniens und Westindiens hielt es selbst seiner Aufmerksamkeit werth, einen Krieg zu endigen, der den spanischen Colonien auf St. Domingo den Untergang drohte. Dieser Beherrscher war Carl, ein größerer Kaiser und König, als einer seiner Nachfolger in beyden Reichen. Franz von Barrionuevo [3]) ward von ihm als Statthalter nach Castilla del oro gesandt, und erhielt den Auftrag, zuvor die Unruhen auf St. Domingo mit Gewalt oder in Gutem zu endigen. In der ersten Absicht wurden ihm zweyhundert Soldaten mitgegeben, mit denen

1) Andar por uana, y boloer trasquilado.
2) Herrera Decad. IV, L. VII. c. 5. beym Jahre 1530.
3) Herrera Decad. V. L. 2. 6. u. f. C. im Jahre 1532.

„Was der Mann für dummes Zeug in seiner Jugend mit „angesehen hat, und nun in seinem Alter drucken läßt!"

Um Verzeihung! meine Herren Kunstrichter, Sie mögen Logen, Parterre oder Gallerie heißen, die Peripetie war so natürlich, so lehrreich, und selbst so rührend, als die letzte Scene mancher französischen Tragödie.

Denn die Geschichte meldet uns, und die Historie bestätigt es — sagt Mascarill beym Lessing; aber das Folgende sagt er nicht: daß in manchem Lande das Klagen des Volks, wenn es zu laut ward, auf eben die Weise gestillt worden, und daß es mit dem Stillen eben so abgelaufen ist.

---

## 32. Merces wäre besser als honorarium [1]).

Den casum habe ich im akademischen Gerichte in terminis gesehen.

Ein Student A. hatte übernommen, einem andern B. die Pandecten für 6 Louisd'or zu repetiren, die Zahlung sich monatweise ausbedungen und etwas davon bekommen.

Nachdem die Repetition sechs Wochen gedauert hatte, mußte B. verreisen, und so wurde diese Anstalt unterbrochen.

Als B. wiederkam, foderte A. das volle Geld, weil die Repetition ohne seine Schuld unterbrochen wäre.

B. glaubte, er habe mit jedem Monate schließen können, wie bey einem Sprachmeister.

Das wollte A. nicht zugestehen, er habe die Zahlung monatweise verlangt, nur um das Geld richtiger zu bekommen.

Von den beyden juristischen Richtern war der eine der Meynung, A. könne das volle Geld fodern nach dem klaren Ausspruche l. 38. Loc. Cond. Qui operas suas locavit, totius temporis mercedem accipere debet, si per eum non steterit, quo minus operas praestet.

Der andere behauptete, es sei kein Miethcontract, kein Lohn, sondern ein contractus innominatus, und honorarium.

---

1) Leser, welche nicht so viel Latein verstehen, finden weiterhin die Uebersetzung mit gesperrter Schrift gedruckt.

Und so ward die Sache nach der Billigkeit entschieden, daß A. die Hälfte der 6 Louisd'or bekommen sollte, eingerechnet, was er schon bekommen hatte.

Dies erinnerte mich an einen Wunsch, den, so viel ich weiß, mancher charakterisirte Mann thut: Ein geringerer Titel und mehr Einnahme!

In dem angeführten Gesetze steht, gleich nach den abgeschriebenen Worten: Advocati quoque, si per eos non steterit, quo minus caussam agant, honoraria reddere non debent. Diese Stelle kam zwischen den Richtern nicht eigentlich zur Untersuchung.

Ich für meine Person würde hierüber so gedacht haben:

1) Etwas nicht wiedergeben, das man besitzt, und etwas bekommen, das man erst haben will, sind zwey sehr unterschiedene Dinge.

Videantur: Instrumentum Pacis Westphalicae, und sonst alle Friedenstractate.

2) Der Advocat hat ohne Zweifel Vorrechte, die sich der Student nicht anmaßen kann, welcher juristische Collegia repetirt, wie ante tempora divi Augusti, de iure respondirten, qui fiduciam studiorum suorum habebant; l. 2. §. 47. de O. I.

---

## 33. Wo sich manche Leute zerstreuen?

Ich hatte einmal in der Societät der Wissenschaften eine Vorlesung gehalten, wo ein Herr von — damals unser gelehrter Mitbürger, gegenwärtig gewesen war, wenigstens dem Leibe nach.

Denselben Nachmittag ward im Concerte Ramler's Tod Jesu aufgeführt.

Der Herr von — glaubte, er sey mir ein Compliment für die tiefsinnige Gelehrsamkeit schuldig, damit ich ihn unterhalten hatte, ging da auf mich zu, und sagte: Sie kommen gewiß hierher, sich nun etwas von Ihrem Nachdenken zu zerstreuen?

Ich komme nicht in den Tod Jesu, mich zu zerstreuen, war meine Antwort.

Gleich darauf schien mir meine Antwort für jeden, der Gedanken hat, so überflüssig, daß ich mich fast schämte, sie gegeben zu haben.

Indessen wird hieraus begreiflich seyn, wie man oft in Collegiis Dinge sagen muß, die Leuten, welche dächten, nicht brauchten gesagt zu werden.

## 34. Etwas aus der philosophischen Historie.

Der sel. Menz war in Leipzig Professor der Poesie; er war von Natur ein Spötter, und das nicht unglücklich, weil er es von Natur war. Wie nun Spötter am leichtesten in den verspottungswerthen Fehler verfallen, daß sie über Dinge spotten, um deren gehörige Kenntniß sie sich nie bemüht haben (man s. Voltaire's Spöttereyen über die Bibel), so spottete Menz sehr gern über die Mathematik.

Aber die Mathematik rächte sich auch an dem Poeten, oder eigentlich an dem lateinischen Versmacher, denn nur so etwas braucht ein Professor Poeseos nach den ältern Verfassungen der Universitäten zu seyn. Und mit Mißvergnügen dichten gewiß sehr oft, wenn sie vi officii dichten müssen, die seltenen Professores Poeseos, die etwas mehr sind. Menz machte Hexameter, bald mit sieben Füßen, bald mit fünfen. Im Ganzen kam doch immer die gehörige Zahl von Füßen heraus, wenn man zwischen allen das arithmetische Mittel nahm.

Man begreift hieraus leicht, daß er nicht sagen konnte wie Ovid

Quidquid tentabam dicere versus erat.

Und diese Schwierigkeit, die er fand, Verse zu machen, verursachte, daß er eine Gewohnheit abbrachte, die bis dahin in Leipzig gewesen war.

Bey der Magisterpromotion, die im Hornung geschieht, war das Amt des Professors der Poesie gewesen, jedes neuen Magisters Lebenslauf carmine heroico zu besingen. Man kann denken, was ein solcher Gegenstand für Anlaß zu heroischen Versen gegeben hat. Nicht als ob die Thaten manches Fürsten mehr Anlaß zu solchen Versen gäben: aber über den Fürsten lachen laut nur die Unterthanen seines Nachbars, und in seinem Lande die Nachkommen; über den jungen Magister seine nächsten Bekannten und Commilitonen.

Einer von Menz's Vorfahren, Ernesti, welcher die jetzt lebenden Leipziger Lehrer mit diesem Namen nichts angeht, hat unterschiedene solche Gelegenheitsgedichte Amtswegen gemacht, aus denen man noch in Leipzig Sentenzen im Gedächtnisse verwahrt, wie aus dem Virgil oder Horaz.

Z. E. Denn man kann sich vorstellen, daß die Lehrer, bey denen der Candidat Collegia gehört hatte, in diesem Heldengedichte auf ihn, wenigstens so etwas waren, wie die Götter in der Ilias und Odyssee; also: ein Magister hatte beym damaligen Professor der Mathematik, Junius, Astronomie gehört; ein Umstand, der in der That nicht ganz unmerkwürdig ist, weil man nicht eben von einer großen Menge Leipziger, oder auch anderer Magister wird sagen können, daß sie besondere Aufmerksamkeit auf die Astronomie gewandt hätten, oder auch nur sonst auf eine der mathematischen freyen Künste, welche unter den sieben, davon die Magister den Titel führen, nicht mehr als vier sind.

Nun fallen die Geschäfte des Astronomen meistens bey Nacht vor; das ist so bekannt, daß es auch von unsern Göttingischen gelehrten Mitbürgern selbst diejenigen wissen, die vor Eifer sich in den höhern Facultäten, und in der Lebensart der großen und galanten Welt vollkommen zu machen, keine Zeit haben, zu lernen, was Horizont und Meridian ist.

Endlich: Das Wort Astronomia schickt sich offenbar nicht gut in einen Hexameter.

Diese Begriffe: Junius hat bey Nacht etwas gelehrt, davon der Name nicht gut in den Vers geht, drängte Ernesti in folgenden Hexameter:

Iunius in tenebris quae non fas dicere tractat.

Und trotz Allen, die darüber gelacht haben, bin ich sicher, daß es manchen lateinischen und deutschen Hexameter giebt, bey dem sich nicht so viel denken läßt.

Aber das hat mir Niemand sagen können, was der Dichter bey einem andern Verse gedacht hat, in dem der Name eines zu seiner Zeit berühmten Leipziger Gottesgelehrten vorkommt:

Erigit e medio Cyprianus corpore ramum.

Wenn Ernesti über solche Verse, die manchmal ernstlichere Em-

pfindlichkeit verursachten, zur Rede gesetzt ward, so behauptete er: Er könne für nichts Rechenschaft geben, was er im furore poetico geschrieben habe.

Bey ihm ließ man diese Entschuldigung gelten, weil man seine Gesinnungen kannte. Aber sonst möchte die poetische Raserey wohl nicht allemal rechtfertigen, wenigstens nicht vor Gerichten. Und vor diesen ehrwürdigen Oertern sich in Sicherheit zu stellen, so viel Weltklugheit muß doch ein Satyrenschreiber haben, wenn er gleich sonst nicht viel haben und dabey ein Satyrenschreiber bleiben kann.

Menz kannte die Nachricht, die der Jurisconsult Trebatius dem Dichter giebt

> Si mala condiderit in quem quis carmina ius est
> Iudiciumque.

Und getraute sich nicht mit Horazens Exception fortzukommen:

> — — Esto, si quis mala, sed bona si quis
> Iudice condiderit laudatus Caesare, si quis
> Opprobriis dignum latraverit, integer ipse?
> Solventur risu tabulae, tu missus abibis.
>
> *Serm. L. II.* 1.

Also erwählte er, sehr vernünftig, seine Spöttereyen in behutsamer Prosa zu sagen. Seitdem werden die Leben der Magister nicht mehr gesungen, wenigstens nicht von dem Professor der Poesie, der nur bey dieser Gelegenheit über einen Gegenstand, den er sich wählt, Verse macht.

---

## 35. Ueber Abbt.

Abbt wäre in meinen Augen ein größerer Philosoph, wenn er von der Unsterblichkeit der Seele Mosen, den Sohn Amram, eher gefragt hätte, als Mosen Mendelsohn.

---

## 36. Dort eben so wie hier.

The poetical dunces of the last age wrote correctly enough,

but were destitute of inspiration; the dunces of our age are destitute of grammar, sense, harmony and poetry. The former gave us at least musical nonsense, the latter can not even repeat their nonsense smoothly.

Wenn ein Deutscher die Geschichte unserer schönen Litteratur englisch auffsetzen wollte, könnte er anders schreiben? Und doch steht die Stelle von Wort zu Wort im London Magazine, August 1772, S. 388. Deutsch möchte sie so heißen:

Die Reimer der nächstvergangenen Zeit schrieben richtig genug, aber ihnen mangelte gänzlich die Begeisterung. Den Sängern unserer Zeiten fehlen Sprachkunst, Verstand, Harmonie und Poesie. Jene gaben uns wenigstens musikalischen Unsinn, diese können nicht einmal ihren Unsinn sanft hersagen.

## 37. Thürmers Muthe.

Der Bewohner des Thurms an der St. Nicolai-Kirche zu Leipzig hatte eine Verwandtinn bey sich, die mit dem Vornamen Erdmuthe hieß; an ihrem damaligen oder nachmaligen Zunamen ist hier nichts gelegen. Diese kam manchmal aus Nachbarschaft in ein Haus am Nicolaikirchhofe, wo ich bekannt war, und da hatte sie einmal versichert, daß ich ein so sehr gelehrter Mann wäre. Wenn mir nun die Spötterinnen in dem Hause meiner Gelehrsamkeit wegen ein Compliment machen wollten, so beriefen sie sich auf diese Autorität: Thürmers Muthe hat's ja gesagt!

Und noch jetzt, bey dem Lobe, das mir oder Andern in manchen gelehrten Zeitungen und Journalen gegeben wird, denke ich oft an Thürmers Muthe.

# Einige von den in der Königlichen deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen [1]).

## 1. Ueber die Zeit, in welche Don Quijote gehört.

Don Quijote ist ein ehrlicher Landjunker, dem das Lesen der Ritterbücher den Kopf eingenommen hat. Er hält die Erzählungen derselben für wahr, und nimmt sich vor, selbst als ein irrender Ritter auf Abentheuer auszugehen. Bey dieser Unternehmung begegnen ihm lauter solche Begebenheiten, wie sie sich etwa im Anfange des vorigen Jahrhunderts in Spanien können zugetragen haben, da aber seine verwirrte Einbildungskraft Alles rittermäßig ansieht, Wirthshäuser zu Schlössern, Windmühlen zu Riesen, Heerden Schaafe zu Kriegsheeren, ihn selbst bald zum Balduin, bald zum Mohren Abindarraes macht. Diese Erfindung, eine der berühmtesten des neuen Witzes, rührt von einem Michael de Cervantes Saavedra her; Landsleute des Verfassers und Ausländer haben dieses Buch mit Bewunderung gelesen, König Philipp der Dritte hat geglaubt, es sey kein Buch, das so sehr ergötzen könnte [2]), und hat den Verfasser, 1616, in Armuth und Elend sterben lassen.

---

1) [Zwei Sammlungen derselben gab Kästner bei Richter in Altenburg heraus; 1768 und 1773.]

2) König Philipp III. sah aus seinem Pallaste einen Studenten am Ufer des Manzanares, der in einem Buche las, zuweilen das Lesen unterbrach, sich mit der flachen Hand vor die Stirn schlug, und Zeichen eines außerordentlichen Vergnügens und Lustigkeit von sich gab. Der König sagte: „Dieser Student ist entweder außer sich, oder er liest

Armer Cervantes! Du hast mich in meiner ersten Jugend und in der alten deutschen Kleidung, unter der ich dich zuerst kennen lernte, so oft zu lachen gemacht, daß ich dir zur Dankbarkeit gern gönnen wollte, du wärest ein Deutscher gewesen, und hättest zu unsern aufgeklärten Zeiten gelebt, wo die Großen unsers Vaterlandes deutsche Sprache, Witz und Redlichkeit mit einem patriotischen Eifer vorzüglich vor allem Auswärtigen achten, angenehme Wissenschaften aus zärtlicher Empfindung, tiefsinnige aus eigener gründlicher Einsicht, und gelehrte aus weitläuftiger und durch vieles Studiren erworbener Kenntniß hochschätzen, wo jeder Fürst ein August und jeder Minister ein Mäcen ist. Das begreife ich aber freylich wohl, daß die Erdichtung des Cervantes für unsere Zeiten in Deutschland völlig unwahrscheinlich wäre. Denn obgleich sein Held nicht vollkommen bey Verstande seyn soll, so überstiege es doch gänzlich allen Glauben, einen jetzigen vornehmen und großen Deutschen für so wahnwitzig anzunehmen, daß er seine Bequemlichkeit verließe, Wälder durchirrte, Nächte unter freyem Himmel zubrächte, und sich Gefahren aussetzte, um Nothleidenden beyzustehen, Beraubten zu dem Ihren zu verhelfen, Unterdrückte wieder zu erheben. Nur Einen Held zeigt uns das jetzige Jahrhundert, der als ein Rächer des Unrechts auf Abentheuer auszog, Könige einsetzte und gedrückte Staaten befreyte. Er war des Ritterschwurs fähig: bis er seinen edlen Vorsatz ausgeführt hätte, kein Brod auf dem Tischtuche zu essen, und nicht mit der Königinn zu scherzen. Aber dieser Held war kein Deutscher, sondern aus eben den Gothen, von denen die Spanier herstammen [1]). Und doch hätten ihm die Polen und Schlesier leicht danken können, wie der befreyte Andreas Don Quijoten dankte [2]), wenn Joseph und August reiche Haldudos gewesen wären.

---

die Geschichte des Don Quijote." Die Hofleute fragten nach, und brachten dem Könige den Bericht, daß der Student im Don Quijote gelesen hätte. Vida de Miguel de Cervantes Saavedra, su autor Don Gregorio Mayans i Siscar. Vida y hechos del ingenioso Hidalgo D. Quixote de la Mancha. Haag 1744. T. I. p. 47.

1) S. Don Diego Saavedra y Faxardo Corona Gothica.

2) Don Quijote, I. Th. 1. B. 4. C.

Man verzeihe mir diese Abschweifung, deren sich der Eifer eines Deutschen bey einer solchen Veranlassung nicht enthalten konnte. Ich komme wieder zu meinem Hauptgegenstande. Es ist ausgemacht, daß Cervantes durch dieses Buch seine Landsleute von der zeitverderblichen Lesung der Ritterbücher abbringen wollen, und diese Absicht glücklich erreicht hat. Wer nur so viel vom Don Quijote weiß — und den bedaure ich — der wird wohl gleich vermuthen, daß Cervantes sich seinen Helden als einen Spanier seiner Zeiten vorgestellt hat. Wollte man ohne Noth Gründe häufen, die dieses bestätigen, so könnte man sich auf den algierischen Sklaven berufen, der historische Begebenheiten aus den damaligen Zeiten erzählt, und man würde in jedem Capitel überzeugende Beweisthümer antreffen.

Gregor Mayans, — wenn ich spanisch von ihm redete, müßte ich Don vor seinen Namen setzen; im Deutschen wird dieser Zierrath vor einem Namen wohl nicht nöthig seyn, der unter den Namen unzähliger Dons gelehrten Ausländern fast allein bekannt ist, Gregor Mayans also hat des Cervantes Leben beschrieben. Sein Aufsatz befindet sich vor der spanischen Ausgabe des Don Quijote zu Haag 1754. In dieser Lebensbeschreibung untersucht er auch (103. Abh. 102. S. dieser Ausgabe), in welche Zeiten Cervantes seine Erdichtung gesetzt habe. Folgendes sind die Gründe, aus denen er dieses bestimmt: Cervantes erwähnt Grabschriften auf Don Quijote, die man auf alten Pergamenten mit fast unlesbaren gothischen Buchstaben gefunden hätte. Die gothischen Buchstaben aber sind zu Alfons VI. Zeiten zu gebrauchen verboten worden; also nimmt Cervantes an, Don Quijote sey älter, als diese Zeiten. Noch mehr: Cervantes läßt den Don Quijote (I. Th. 13. C.) in einer von seinen schlimmen Stunden, da er der irrenden Ritterschaft eine Lobrede hält, sagen: „Wir haben fast zu unsern Tagen den unüberwindlichen und tapfern Ritter Don „Belianis aus Griechenland gesehen, gehört und gesprochen." Also, schließt Mayans, lebte Don Quijote nach Cervantes Voraussetzung den Zeiten nahe, in welche Don Belianis gedichtet ward. Und nun bemerkt Mayans unzählige Anachronismen im ganzen Buche. Es werden darin Kutschen, das tridentinische Concilium, Amerika und tausend Dinge erwähnt, für

die Don Belianis Zeiten um viele Jahrhunderte zu früh sind. Was für eine Unbedachtsamkeit vom Cervantes!

Freylich hatte Cervantes daran nicht gedacht, daß anderthalbhundert Jahre nach seinem Tode ein Kriticus ein Wort bemerken würde, das dem Helden im Unsinne entfährt, darauf die Bestimmung der Zeit gründen, und eine Bestimmung übersehen würde, die der Plan des ganzen Buches und alle einzelnen Begebenheiten anzeigen. Wenn dieses der sprüchwörterreiche Sancho Pansa hörte, würde er nicht sagen: Nun das gestehe ich! große Leute fehlen auch; ein Quentchen Mutterwitz gilt mehr als ein Centner Schulwitz; man muß nicht alle Worte zu Bolzen drehen; das heißt wohl Mücken seigen und Kamele verschlucken, das Reuterchen sehen und den vollen Mond nicht [1]). Nein, Don Mayans, Sie machen einen ärgern Antichristen als alle Antichristen sind, die Sie am Cervantes tadeln; umgewandt wird ein Schuh draus.

## 2. Lobschrift auf den Caciquen Heinrich.

Mexiko und Peru machten ihre Eroberung weder durch Muth noch durch Kriegskunst schwer; auf einer Seite nackte Fußgänger

1) Das Reuterchen ist ein Sternchen über dem mittelsten im Schwanze des großen Bären, das nur einem sehr scharfen Auge sichtbar ist. Die Araber brauchen dieses Sprüchwort, und ein arabisches Sprüchwort kann in Spanien wohl als bekannt angenommen werden, und daß Sancho Pansa so viel Kenntniß des Himmels gehabt hat, als dieses Sprüchwort zu verstehen nöthig ist, steht deutlich in dem Capitel von den Walkmühlen. Ueberhaupt ist ausgemacht, daß ein Landmann, der seine Sinne und seinen Verstand nur einigermaßen braucht, Erde und Himmel besser kennt, als die meisten hexametrischen und anakreontischen Köpfe, in denen vor lauter Witz keine Vernunft Raum hat; und selbst als ein berühmter Iurium doctor et practicus zu — der mich einmal fragte, wie man aus dem Kalender sehen könnte, wenn Mondschein wäre, damit er sich nämlich darnach richten könnte, wenn er auf's Land auf Termine reisen sollte. Den juristischen Nutzen der Astronomie hat Polak in seiner Mathesi forensi nicht bedacht, sonst hätte er sein Buch wohl nicht mit dem Spaße geschlossen, über den gewiß zwanzig Bänke voll Zuhörer lachen sollen: die übrige Kalendermacherey gehört nicht für die Juristen.

mit Waffen, an denen, um Alles kurz zu sagen, kein Eisen ist, auf der andern geharnischte und donnernde Reuter! Doch die Spanier zerstörten durch Unbesonnenheit und Laster selbst das Vorurtheil, das ihnen so leichte Siege gebracht hatte, und Amerika zeigte Helden, sobald es lernte, daß seine Tyrannen Sterbliche waren. Ich brauche nur zu erinnern, wie schön dieses unlängst ein Dichter erzählt hat [1]). Wenn er aber Alles so nach Natur und Wahrheit schildern will, so wird Cortes ihm weniger verbunden seyn als Raufbold, denn der Renommist wird sich nur lächerlich, der Eroberer abscheulich zeigen. Der Indianer, der sich von zwey spanischen Reutern mit Lanzen, Degen und Dolchen durchstoßen ließ, um ihnen diese Gewehre aus seinen Wunden zu entreißen [2]), der sterbend seine Feinde, die ihn ungereizt aus bloßem Muthwillen angegriffen hatten, nun entwaffnet fliehen sah, wo hat der seines gleichen? seinen Namen sagt uns die Geschichte nicht, als Beyspiele zaghafter Grausamkeit verewigt sie den Valdenebro und Pontevedra.

Ich bitte mir jetzt eine kurze Aufmerksamkeit für einen amerikanischen Helden aus, auf den Griechenland und Cheruscien stolz seyn könnten. Ich habe ihn zuerst aus des Charleroix Geschichte von St. Domingo kennen gelernt [3]), und die Quellen dieser Nachrichten im Herrera aufgesucht, einem Schriftsteller, der den Titel Decaden sehr unvorsichtig gewählt hat, weil es ihm gar keinen Vortheil bringt, seinen Leser an den Livius zu erinnern.

In den Gebirgen von Baoruco auf dem Eylande St. Domingo hatten die Vorfahren des Caciquen Heinrich geherrscht. Er selbst ward in seiner ersten Jugend von Barfüßermönchen erzogen, und kam darauf in die Dienstbarkeit eines der Unmenschen, welche die Ueberbleibsel ihrer Grausamkeit als Knechte unter sich theilen. Begegnungen seines Herrn, die ich durch kein Beywort zu schildern weiß, gegen die er bey einer ohnmächtigen und partheyischen Obrigkeit vergebens Recht suchte, veranlaßten

---

1) Cortes. 1. Gesang.
2) S. die Beyspiele zur Bildung eines Soldaten, Stück I. S. 2. aus der Histoire de St. Domingue.
3) Charleroix, histoire de l'Isle Espagnole. Prem. Part. L. VI.

ihn, zu einer Zeit, da er zu wirklichen Diensten nicht verbunden war, in die Gebirge zu entweichen, wohin ihm unterschiedene seiner Landsleute willig folgten. Das Recht des Stärkern, das einzige Recht, welches die Spanier über die Amerikaner hatten, erstreckte sich schwerlich auf Denjenigen, der sich dem Stärkern entziehen konnte. Doch Heinrich's gewesener Herr glaubte, es erstrecke sich so weit, ging seinen Sklaven zurück zu fodern, und verlor dabey zwey seiner Begleiter. Er selbst ward wie die meisten seiner Gefährten verwundet. Heinrich, der ihn umbringen konnte, ließ ihn entfliehen, und ermahnte ihn, dergleichen nicht wieder vorzunehmen. Das hieß wohl, wie das spanische Sprüchwort sagt: Nach Wolle gehen und geschoren wieder kommen [1]).

Von achtzig Spaniern, die man sogleich aussendete, den Caciquen zu überwältigen, ehe er sich in Vertheidigungsstand setzen könnte, kam nur ein Theil, und dieser meistens verwundet zurück; die Indianer eilten häufig zu einem Oberhaupte, das gezeigt hatte, die Spanier könnten besiegt werden. Bald sah der Cacique einige hundert Mann unter sich, die er Waffen von ihren Feinden erobern und alsdann gebrauchen lehrte, und dem Bezwinger der neuen Welt ein Volk furchtbar machte, gegen das sie bisher ihre Hunde gehetzt hatten. Wenn der Cacique, dem die Spanier den Titel Don geben lernten, eine Zeit lang ruhig war, so ward es als eine glückliche Nachricht nach Europa gemeldet, und man gab sich alle Mühe, diese Ruhe zu erhalten [2]). Dreyzehn Jahre lang war Don Heinrich das Schrecken der Spanier, der damalige Beherrscher Spaniens und Westindiens hielt es selbst seiner Aufmerksamkeit werth, einen Krieg zu endigen, der den spanischen Colonien auf St. Domingo den Untergang drohte. Dieser Beherrscher war Carl, ein größerer Kaiser und König, als einer seiner Nachfolger in beyden Reichen. Franz von Barrionuevo [3]) ward von ihm als Statthalter nach Castilla del oro gesandt, und erhielt den Auftrag, zuvor die Unruhen auf St. Domingo mit Gewalt oder in Gutem zu endigen. In der ersten Absicht wurden ihm zweyhundert Soldaten mitgegeben, mit denen

---

1) Andar por uana, y boloer trasquilado.
2) Herrera Decad. IV. L. VII. c. 5. beym Jahre 1530.
3) Herrera Decad. V. L. 2. 6. u. f. C. im Jahre 1532.

sich alle Spanier auf der Insel vereinigen sollten. In der andern Absicht schrieb der Kaiser selbst an den Caciquen, gab ihm den Titel Don, ersuchte ihn, sich zu beruhigen, und versprach ihm Verzeihung und Sicherheit. Bey der Ankunft auf der Insel fand man nicht wohl möglich, mit aller spanischen Macht etwa fünfhundert Indianer in ihren Gebirgen zu überwältigen; Barrionuevo entschloß sich also, den Caciquen selbst aufzusuchen, und ihm Friedensvorschläge zu thun. Der Statthalter vom goldenen Castilien kletterte über Felsen und durch unwegsame Wälder zum Heinrich, und brachte einen Frieden zu Stande, der ganz St. Domingo mit Freuden erfüllte. Der Friede war ohne Zweifel für denjenigen Theil am wichtigsten, der ihn mit so viel Herablassung gesucht hatte. Dem Indianer machte ihn die christliche Religion vornämlich erwünscht. Ihn verlangte darnach, die Kinder seiner Unterthanen dazu eingeweyht zu sehen, denn ihm war unbekannt, daß solches im Nothfall auch von Layen hätte geschehen können. Ein Geistlicher, der allen Menschenfreunden ehrwürdig ist, de las Casas, der sich der unterdrückten Indianer so eifrig und so vergebens angenommen hat, eilte den Caciquen zu besuchen, und erfreute ihn mit Haltung des Gottesdienstes. Die Herren Auditores der Audienz zu St. Domingo aber nahmen es übel, daß de las Casas so etwas ohne ihre Erlaubniß gethan hatte, bis ihnen bewiesen ward, daß ihre Erlaubniß nach dem Frieden überflüssig sey, für den sie so viel Ursachen hatten, Gott zu danken.

Ich habe eine Menge Umstände verschwiegen, deren jeder dem Caciquen Ehre bringt, seine Mäßigung bey einem gerechten und glücklichen Kriege, seine Klugheit in Beherrschung seines kleinen Staats zeigt. Ich wollte mich aber nicht in eine ausführliche Erzählung einlassen, die meines Erachtens im Vorlesen allezeit matt wird. Vielleicht wird durch das, was ich beygebracht habe, den Caciquen Heinrich genauer kennen zu lernen, mancher veranlaßt, der sich sonst kein besonderes Geschäft aus der Geschichte Westindiens gemacht hat. Die Empfindungen, die diese Geschichte Jedem, der menschlich fühlt, erregen muß, sind meistens: Jammer über unschuldig gequälte und ausgerottete Völker, und Entsetzen über teuflische Thaten, zu denen der Name Gottes gemißbraucht ward. Unter diesen Empfindungen dienen Heinrich's

Begebenheiten zur Erholung. Man sieht mit Vergnügen einen Vertheidiger der Menschheit einmal glücklich, den spanischen Stolz gedemüthigt, und den Monarchen, aus dessen Staaten die Sonne nie gänzlich entwich, veranlaßt, an ein Oberhaupt von fünfhundert Indianern um Friede zu schreiben. Aber wie viel Fürsten erreichen auch den Geist dieses Indianers, der ein wehrloses und furchtsames Volk in siegreiche Helden verwandelte? Wie viel Fürsten haben es in ihrer Gewalt, und wenn sie es in ihrer Gewalt hätten, wie viel haben Menschenliebe genug, einen Frieden so zu geben, wie Heinrich ihn der Insel gab? Und wie richtig mußte sein Urtheil, wie erhaben seine Empfindung von dem Werthe einer Religion seyn, deren meiste Bekenner er so verächtlich und hassenswerth sah!

---

## 3. Agathon und Tom Jones, ein Romanenheldengespräch.

Agathon. Und Sie! mein wilder Herr Tom Jones! unterstehen sich, Ihre Sitten mit den meinigen in Vergleichung zu stellen?

Tom Jones. Und was sind Sie denn besser als ich, mein platonischer Herr Agathon?

A. Freylich muß Ihnen, Herr Jones, die platonische Liebe lächerlich seyn, denn Ihre Liebe gegen jede Weibsperson, die Ihnen vorkam, war allerdings viel körperlicher.

J. Körperlich oder unkörperlich! so wurden Sie doch Ihrer Psyche eben so gut untreu, als ich meiner Geliebten.

A. Ja, aber nicht mit einem Mädchen, das eine schmutzige Feldarbeit verrichtete, nicht mit einer Frau, die man für meine Mutter halten konnte, oder mit einer Dame, die im Herbste ihrer Jahre sich Liebhaber erkaufen mußte.

J. Sachte Herr Agathon; mit mir zanken Sie wie Sie wollen, aber schonen Sie meine guten Freundinnen, sonst werde ich Sie fragen, ob die Ihrige, die beym Alcibiades und beym Cyrus so viel verdient hatte, noch im Frühling ihrer Jahre seyn konnte? und ob Sie ihr vom Hippias sind geschenkt oder verkauft worden. Aber Ihren Vorwurf, in so fern er mich be-

trifft, zu beantworten, so durften, mich zu verführen, freylich keine Aufzüge von Nymphen und Tritonen veranstaltet werden. Die einfache Natur hatte Reizungen genug für mich ohne solche Künsteleyen: das beweist aber nicht, daß Sie tugendhafter, sondern nur, daß Sie von einem kältern Temperament als ich gewesen sind.

A. Es beweist vielmehr bey mir einen feinen Geschmack an geistigen Ergötzungen, da Sie sich allezeit als einen Sklaven der Sinne bezeigt haben.

J. Und Ihre geistigen Ergötzungen, endigten sie sich nicht eben so sinnlich, als die meinigen?

A. Es ist ein großer Unterschied, ob sich der Grieche in cyprischem Weine betrinkt, oder der Nordländer in gährendem Gerstensaft.

J. Wenn sie beyde trunken werden, so sehe ich den Unterschied eben nicht. Ihre Bacchantinnen zerrissen was ihnen unter die Hände kam, Könige und Dichter; unsere besoffenen Studenten werfen auf's höchste einem Professor die Fenster ein.

A. Ich sehe wohl, daß Sie von der Philosophie gar nichts verstehn, von der Wissenschaft, die unsere Leidenschaften reinigt, unsere Neigungen veredelt, und unsere Augen für die Reizungen der Tugend öffnet.

J. Ja, mit philosophischen Dissertationen die Leute gähnen zu machen, das habe ich nicht gelernt, das weiß ich aber doch, daß die Philosophie meistens, wie Cassandra, wahrsagt, ohne Glauben zu finden.

A. Und brachte mich meine Philosophie nicht wieder von meinen Vergehungen zurück?

J. Daß das die Philosophie gewesen ist, das bereden Sie immer Andere: es war Sättigung nach dem Genusse; meine Philosophie, die nichts weiter als ein gutes Herz war, lehrte mich nach jeder Untreue, die ich begangen hatte, daß ich diese Untreue nicht hätte begehen sollen. Wo war denn die Philosophie, als Sie in der Trunkenheit der Ehrenstellen zu Athen Ihre Psyche Jahre lang vergaßen?

A. Haben Sie denn nicht gehört, daß ich nur deswegen so berühmt zu werden suchte, damit Psyche, wo sie auch in der Welt wäre, von mir Nachricht erführe. Freylich habe ich gestanden, daß dieser Einfall ein wenig schwärmerisch war.

J. Und ich, so gern ich Ihnen auch die Ehre lasse, ein wenig schwärmerisch gewesen zu seyn, werde Ihnen doch nie glauben, daß Sie diesen Einfall gehabt, und einen natürlichen Einfall nicht gehabt haben: in Delphi nach der Psyche fragen zu lassen. Wir wollen es einander nur gestehen, Herr Agathon, wir sind einer wie der andere unsern Leidenschaften gefolgt, die Ihrigen sieht man immer noch unter dem philosophischen Mantel spielen. Allein weil wir nun nach Endigung unserer Geschichte wie die Bewohner der elysäischen Felder von Leidenschaften frey sind, so räume ich Ihnen auch aufrichtig einen Vorzug willig ein. Ich, nachdem ich alle meine Mädchen versorgt hatte, eine mit dem Pfarrer, die andere mit dem Schulmeister, war noch gut genug für ein Frauenzimmer von unverletzter Tugend. Ungefähr eben so machten es, den Gemahl der Pamela nicht zu erwähnen, Peregrine Pickle, Sir Harry Willdair, und alle meine Verwandten von epischer und komischer Seite. Sie, Herr Agathon, führte eine Danae auf den Weg der Tugend zurück, die Ihnen keine solche Vorwürfe machen konnte. Ihre Moral ist ohne Zweifel im Ernste besser als die unsrige, ob wir gleich die Lachenden mehr auf unsrer Seite haben dürften.

---

## 4. Ueber den Antheil des Zufalls an den Erfindungen.

Es ist eine sehr bekannte Bemerkung, daß man viele und wichtige Erfindungen dem Zufalle zu danken habe. Sie wird zuweilen angewandt, den Stolz der Erfinder zu mäßigen, die nur ein Glück genossen haben, das einem andern eben sowohl hätte widerfahren können; auf der andern Seite dient sie auch, uns durch die Hoffnung zu ermuntern, daß sich uns eben sowohl etwas Neues darbieten könne, als unsern Vorfahren.

Einige Betrachtungen über diesen Antheil des Zufalls an den Erfindungen werden hoffentlich etwas beytragen, den Werth neuer Entdeckungen richtiger zu beurtheilen, und werden vielleicht selbst in der Erfindungskunst nicht ganz unnütz seyn. Wenn ich diese Betrachtungen nicht in einer trockenen Allgemeinheit vortrage, so habe ich dazu eben die Ursache, die der Sittenlehrer hat, seine

Gedanken mit wahren oder erdichteten Beyspielen zu erläutern. Mir wird man verstatten, Beyspiele zu erwählen, die mir am besten bekannt sind, die aber ihres allgemeinen Nutzens wegen Niemandem meiner Zuhörer leicht gänzlich fremd seyn werden.

Die Fernröhre [1]) sind kurz vor oder nach dem Anfange des vorigen Jahrhunderts durch einen Zufall entdeckt worden. Zuvor half man durch erhabene Gläser der Blödigkeit alter Augen, durch hohle der Kurzsichtigkeit der Gelehrten, und der jungen Herren, wenn es anders in den Ritterzeiten junge Herren gegeben hat. So spät, als ich eben angezeigt habe, fiel erst Jemandem ein, und man weiß nicht recht wem es eingefallen ist, zweyerley solche Gläser hintereinander zu halten, und nun war ein Werkzeug entdeckt, das entlegene Sachen nicht nur deutlich, sondern auch vergrößert vorstellte.

Das ist eine von den häufigen Proben, die man anführt, daß wir für nützliche Künste dem Verstande großer Geister nicht so viel zu danken haben, als dem Glücke geschäftiger Hände.

Indessen hatte sich der bloße Handarbeiter Jahrhunderte lang begnügt, Gläser zu einem bekannten Gebrauche zu verfertigen. Nie war er auf den Einfall gekommen, etwas Neues mit ihnen zu versuchen. Diesen Versuch machte also nicht der Zufall, sondern ein Neugieriger, der hierbey völlig nach einer Vorschrift der Erfindungskunst verfuhr, bekannte Sachen in neue Verbindungen zu setzen, und die Folgen davon wahrzunehmen, wenn man sie nicht voraussehen kann. Und des Erfinders Glück besteht darin, daß Niemand vor ihm einen so natürlichen Gedanken gehabt hatte. Das war für ihn ein Zufall, aber den Gedanken selbst haben, hieß nur: fragen, was ein Paar Dinge, die man einzeln kannte, mit einander verbunden gäben? Ich dächte, eine solche Frage wäre ein Gebrauch der Vernunft, nicht ein Zufall.

Bey mehr Erfindungen ist nur das Zufall, daß Jemand zuerst Sachen, die unzählige Andere vor ihm gesehen hatten, mit mehr Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachtet hat. Wer diesen Vorzug besitzt, den hat oft die gemeinste Begebenheit zu den wichtigsten Entdeckungen geleitet.

In Vorfällen, die Europa keiner Aufmerksamkeit würdigte,

---

1) Lamotte von der Erfindung und dem Alterthum der Ferngläser; übersetzt im Hamburg. Magazin, Bd. I. S. 182.

sah Columbus eine Welt jenseit des Meeres. Diejenigen, die ihn nöthigten, das Ey auf die Spitze zu stellen, schimpften nur sich selbst. Hatte er nicht sehr viel Verstand gezeigt, so hatten sie unendlich wenig gewiesen. Denn unendlich mehr Verstand als sie hatte er allemal gehabt.

Scharfsichtigkeit, Umstände wahrzunehmen, die der gemeine Zuschauer übersieht, Witz, Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen zu bemerken, Vernunft, aus Empfindungen Schlüsse herzuleiten, Kenntnisse, die theils unsern Geist geübt haben, theils auf unsern jetzigen Gegenstand sich anwenden lassen, das Alles ist nöthig, wenn man die Entdeckungen machen soll, die uns ein Zufall darbietet, wenn man nicht selbst eine solche Güte des Zufalls so nutzen soll, wie der Portugiese, der brasilische Demante beym Kartenspiel statt der Zahlpfennige brauchte [1]). Unzählige Naturforscher hatten mit dem Prisma gespielt, Newton sah darin eine neue Optik.

Und selbst mit dieser Gabe des Geistes wird man umsonst einen glücklichen Zufall erwarten, wenn man solchen nicht durch Fleiß veranlaßt. Der Zufall, dem wir die Erfindung des Pulvers, soll ich sagen, zu danken? haben, konnte nur einem Laboranten begegnen, nur einem Manne, dessen Name gleich anzeigt, daß er sich anhaltende und oft vergebliche Arbeiten nicht verdrießen läßt. Swift glaubt eine Spötterey damit zu sagen, daß die vortrefflichsten Erfindungen: die Magnetnadel, das Pulver, die Druckerey, in den dunkelsten Zeiten und durch die dummste Nation sind gemacht worden. Freylich, wäre Barthold Schwarz aus einer der weisen Nationen in den damaligen Zeiten gewesen, so hätte er, anstatt die Natur zu untersuchen, einen tiefsinnigen Quartanten de Universali a parte rei geschrieben, und dabey wäre ihm keine Kohle in einen Schmelztiegel gefallen. Die dummen Deutschen wußten gleichwohl alle die Erfindungen, die bey ihnen gemacht wurden, bald zu nutzen, und mit der Offenherzigkeit, die zu ihrem Nationalcharakter gehört, Ausländern mitzutheilen. Die klugen Engländer hielten ihren Roger Baco für einen Hexenmeister, und haben seine optischen Erfindungen erst seit wenig Jahren aus seinen Schriften beurtheilen gelernt [2]).

---

1) Anson's Reise um die Welt, Bd. I. Cap. 5.
2) Smith's Lehrbegriff der Optik, 72. u. f. Anm. über das 1. B. S. 378.

Das Fernrohr, von dem ich den Anfang meines Vortrags gemacht habe, ist zweymal erfunden worden. Galiläus hörte die Anfangs unglaubliche Nachricht: in den Niederlanden habe man ein Werkzeug entdeckt, damit man entlegene Sachen größer sehe. Die Erzählung ward ihm bestätigt, er dachte nach, wie dergleichen wohl zu machen wäre, und fand seine Verfertigung [1]). Für ihn brauchte also dieses Werkzeug nicht erfunden zu seyn. Gesetzt, es wäre Jemand nur auf die Frage gefallen, ob sich entfernte Sachen nicht größer sehen ließen? Galiläus hätte alsdann diese Frage vermöge seiner Kenntnisse beantwortet, und das Fernrohr, von dem er jetzt der zweyte Erfinder ist, zuerst durch Schlüsse erfunden. So entbehrlich war bey dieser Erfindung der Zufall.

Des Galiläus Einsichten hierin waren noch sehr unvollkommen, gleichwohl weit über anderer Künstler ihre, die nach ihm an diesem Werkzeuge arbeiteten. Sie machten, nur nach Versuchen, allerley andere Verbindungen von Gläsern, selbst andere Arten von Fernröhren, aber eben, weil bey ihren Versuchen zu viel auf den Zufall ankam, so war es dem Hugen vorbehalten, durch Schlüsse und Arbeiten, die nicht auf's Gerathewohl angestellt waren, den dioptrischen Fernröhren die größte Vollkommenheit zu geben, der sie fähig sind, wenn man nicht ihr Vorderglas aus mehr als einerley Materie zusammensetzen will, ein Gedanke, auf dessen Ausführung Dollond, wieder nicht durch einen Zufall, sondern durch Euler's Untersuchungen ist geführt worden.

Der Zufall kann höchstens eine rohe Entdeckung geben, ohne Fleiß, den der Verstand leitet, wird sie nie gebraucht, verbessert, vollkommen gemacht. So hätte (ich gebe ein Gleichniß, dazu darf ich auch wohl ein Mährchen brauchen) des Jäger Ramms Pferd den Erzgang bey Goslar umsonst entblößt, wenn nicht Bergverständige darauf gebaut hätten.

Wer an einer Entdeckung ganz und gar kein Recht hat, als das ihm der Zufall giebt, der verdient den Ruhm jenes Thieres, das sich in einer Salzquelle gewälzt hatte, und, wie man erzählt, auf seinen trocknenden Borsten den Lüneburgern zeigte, was diese

1) Galilaei Nuncius sidereus, im Anfange.

Quelle enthielt. Von der Stadt Dankaltären wanden sich dicke Wolken verewigenden Rauches hoch hinauf nach den Reliquien des Erfinders!

Auch bey Untersuchungen, die nur auf den Verstand anzukommen scheinen, bietet der Zufall oft Umstände dar, die sie befördern, und ist dadurch zu ihrem glücklichen Ausgang behülflich.

Daß die Wege der Planeten um die Sonne eigentliche Kreise seyn müßten, schien im Anfange des vorigen Jahrhunderts unwidersprechlich, und Kepler würde von dieser Meynung abzugehen nicht gewagt haben, wenn nicht zu eben der Zeit Tycho genauere Beobachtungen über den Mars angestellt hätte, über einen Planeten, dessen Bahn sich so weit vom Kreise entfernt, daß Kepler in ihr die Ellipse nicht verkennen konnte [1]).

Zufall, von dem wichtige Entdeckungen herrühren, ist eigentlich eine Begebenheit, in die Reihe der übrigen dergestalt eingeflochten, daß sie einen aufmerksamen Geist erregt, wichtige Veränderungen in der Welt zu veranlassen. Die Erweiterungen unserer Kenntnisse stehen, wie alles unser Schicksal, unter den Befehlen eines weisen und gütigen Schöpfers. Er ordnet die Begebenheit und ihren Beobachter zusammen, er lehrt die Menschen, was sie wissen. In dem besten Zusammenhange der Dinge läßt er Weltbezwinger zu, und sendet Erfinder.

---

## 5. Ueber den Cicero bey dem Grabe des Archimedes [2]).

Die Betrachtungen über den Cicero bey dem Grabe des Archimedes, welche ich gegenwärtig vorlesen werde, will ich einmal drucken lassen. Und daher wird es für manche meiner künftigen Leser nicht überflüssig seyn, was einigen meiner jetzigen Zuhörer entbehrlich wäre, die Geschichte zu erzählen, durch welche diese Betrachtungen veranlaßt worden sind. Denn daß sie allgemein bekannt ist, darf ich eben nicht voraussetzen. Sie steht zwar in Cicero's Schriften, aber nicht in denen, die man auf

1) de la Lande Astron. §. 870.
2) 27. Februar 1773.

Schulen exponirt; und daß die übrigen Schriften Cicero's jetzt nicht sehr mehr gelesen werden, ist ganz natürlich; denn der Mann mochte zu seiner Zeit in Rom ganz brauchbar seyn: aber auf einer deutschen Universität könnte er doch wirklich weiter nichts werden, als höchstens Professor Eloquentiä. Denn er hatte gar keine Kenntniß von der Gelehrsamkeit der drey obern Facultäten, am allerwenigsten vom usu practico iuris Romani in Foris Germaniae oder dem Kammergerichtsprocesse.

Cicero's eigene Erzählung ist ungefähr folgende: 1)

„Als ich Quästor in Sicilien war, habe ich das Grab des Archimedes unter Dornen und Büschen, die es überzogen hatten, entdeckt. Den Syracusanern war es nicht nur völlig unbekannt, sie läugneten sogar, daß es sich bey ihnen befände. Ich wußte einige kleine Verschen, die auf dem Monumente stehen sollten. Ihr Inhalt betraf eine Kugel und einen Cylinder zu oberst auf dem Grabmahle. Als ich mich unter der großen Menge Gräber, die sich bey dem Agrarischen Thore befinden, sorgfältig umsah, bemerkte ich eine kleine Säule, nicht weit aus den Gebüschen hervorragend; an ihr zeigten sich eine Kugel und ein Cylinder; sogleich sagte ich den vornehmsten Syracusanern, die bey mir waren: das würde es vermuthlich seyn, was ich suchte. Man schickte eine Menge Leute mit Sicheln hin, Zugänge zu öffnen, und die Stelle frey zu machen; nun gingen wir an die andere Seite des Postaments; da fand sich das Epigramm, doch die letzten Theile der Verse, fast bis zur Hälfte, waren unleserlich geworden. Und so wußte eine der edelsten Städte Griechenlands, auch vordem eine der gelehrtesten, nichts von dem Grabe ihres scharfsinnigsten Mitbürgers, wenn es ihr nicht ein Arpiner entdeckte."

Die Verse, die Cicero erwähnt, haben sich nicht erhalten, vielleicht war auch ihr poetischer Werth nicht groß. Kleine Verschen, nicht vom Weine und Mädchen, sondern von Sphäre und Cylinder zu machen, welcher unserer Dichter würde das mit glücklichem Erfolge wagen, außer etwa Lessing? Und gar zu viele Lessinge gab es doch auch wohl nicht unter den griechischen Dichtern, die kleine Verschen machten, ob sie gleich übrigens nicht gar so unwissend waren, als ihre neuen Herren Collegen.

1) Tusc. Quaest. Lib. V.

Indessen diese Verse wie sie waren, gut oder mittelmäßig, hielt Cicero seiner Aufmerksamkeit werth, weil er sie zu seiner Absicht brauchen konnte. Der römische Consul, ein fleißiger Leser des Ennius und Pacuv, hatte keinen so feinen Geschmack, als mancher unserer deutschen Großen, der nur französische pièces du tems lesen kann, und eine alte deutsche Reimchronik unlesbar finden würde.

Aber freylich, vor das Monument eines großen Geistes konnte Cicero mit Bewußtseyn seiner eigenen Größe treten, und nicht allemal so dürfte sich der deutsche Fürst vor das alte Denkmal seines tapfern, redlichen, gütigen, frommen Vorfahren stellen.

Wenn Cicero den Archimed nur als einen großen Mann kannte, dessen eigentliche Größe er nicht zu beurtheilen wußte, so war es edel gedacht, dem Vaterlande dieses Mannes sein Andenken zu erneuern, wäre auch Cicero dabey von der Ruhmbegierde regiert worden, die man oft an ihm tadelt, und ihm doch desto leichter verzeihen sollte, da sie ihn antrieb, wirklich Ruhm zu verdienen.

Aber für den Cicero war Archimed etwas mehr, als nur ein berühmter Name.

Der römische Philosoph konnte den griechischen Geometer so schätzen, wie der Virtuose auf der Violine den Virtuosen auf der tiefsinnigern, nur das feinste aufmerksamste Ohr entzückenden Laute.

Ohne zu erwähnen, bey wie viel Gelegenheiten Cicero zeigt, daß er die Wissenschaft des Archimedes gekannt und hochgehalten habe, ist die Veranlassung genug, bey welcher er seine Entdeckung vom Grabe des Archimedes erzählt:

Zu erläutern, daß Reichthum, Macht und aller Glanz des Ueberflusses für sich ohne ein ruhiges Gemüth nicht Glück sind, daß jeder vernünftige Mann lieber der syracusische Geometer seyn würde, als der Beherrscher Syracusens, Dionysius, daß Wahrheiten aufzusuchen, seinen Fleiß durch große Entdeckungen belohnt zu sehen, das lebhafteste Vergnügen für den edelsten Theil der Seele sind.

Ich muß gestehen, daß es mir manchmal vorgekommen ist, als hätte Cicero die, welche er vergleicht, nicht allzuwohl zusammen geordnet. Von dem Glücke des Archimedes giebt es mir einen sehr schwachen Begriff, nur dem Glücke des Diony-

sius vorgezogen zu werden. Ich kenne auch einigermaßen die Wollust, die Archimed genossen hat; das weiß ich aber, wenn ich auch nie etwas von ihr hätte genießen sollen, wenn ich auch Zeitlebens das hätte bleiben sollen, was ich war, als ich anfing Mathematik zu studiren, Kaiserlicher geschworner Notarius: so hätte ich doch dieses Amt, bey dem man ein ehrlicher Mann bleiben kann, wenn man nichts weiter erwerben will, als sein tägliches Brodt, gewiß nicht mit der angstvollen Größe des Tyrannen vertauscht.

Einen Mächtigen und Reichen, im ruhigen Besitze seiner Güter, hätte Cicero dem Archimed entgegenstellen müssen; etwa den, der, um nur ein Mißvergnügen zu haben, seinen Ring in's Meer warf, und ihn wiederbekam.

Wenn dieser Große die Vergnügungen des Denkens und des Wohlthuns nicht kennt, wenn er kein Mittel hat, sich Ergötzungen zu verschaffen, als Geld, den ganzen Puppenkram der sinnlichen Lüste gekauft hat, und bald aller überdrüssig wird: dann vertauscht mit dieser kostbaren Langenweile kein Schüler der Algebra die Freude über eine für sich selbst gelöste Aufgabe.

Ich glaube indessen, Cicero läßt sich einigermaßen rechtfertigen, daß er gegen den Archimedes nicht blos einen unthätigen, wollüstigen Reichen genannt hat. Dieser Charakter war ihm vielleicht noch niedriger, als der Charakter eines Tyrannen.

Der Römer, der seine Nation als die Herrscherinn der Welt ansah, und sein größtes Glück darein setzte, in dieser Nation selbst etwas zu befehlen zu haben, der fand vielleicht immer etwas Erhabenes an einem Regenten, auch an einem unrechtmäßigen. Auch der römische Patriot, das ist der Mann, der alle Völker der Welt zu Sclaven Roms, Rom aber frey haben wollte, der haßte und ehrte den Cäsar, aber den Apicius verachtete er.

Wie sehr sich Archimed dem Vergnügen des Denkens überlassen hat, wie er darüber die Nahrung und Wartung seines Körpers vergessen hat, davon finden sich Nachrichten beym Vitruv [1]), und besonders beym Plutarch [2]). Sie können Jemanden, der, wie ich, sie später liest als Lemuel Gulliver's

1) L. IX. c. 3.
2) Im Leben Marcell's.

Reisen, an die mathematischen Einwohner der fliegenden Insel erinnern. Hätte Plutarch, wie Swift, nichts weiter als muthwilligen, einer Fiction dienenden, im Verdruß menschenfeindlichen Witz gehabt, so hätte er auch nur über den Archimed gespottet. Weil aber der Grieche tiefen Verstand und edles Herz zu schätzen wußte, so sieht er Archimed's Zerstreuungen nicht so an, wie sie vielleicht manche syracusische schöne Geister, schöne Herren und schöne oder doch schönseynwollende Damen angesehen haben. Weil für den Archimed seine Beschäftigungen so ergötzend waren, eben deswegen, bemerkt Plutarch, giebt sein Fleiß, durch Genie geleitet, und durch Vergnügen an dem Geschäfte unterhalten, den schwersten Untersuchungen so viel Leichtigkeit. Für sich selbst würde man das nie finden, was er entdeckt; hat man ihn aber gelesen, so denkt man: das hätte ich ja wohl auch herausgebracht.

Mir, der ich gern bey jeder Wahrnehmung stehen bleibe, die mich, in einem meiner Lieblingsgedanken, in der Aehnlichkeit der Geschäfte des Verstandes und des Witzes bestätigt, mir fallen hier bey Archimed's Schriften unsers Gellert's Werke ein. Wie mancher hat schon, für sich und öffentlich, gesagt: Ich könnte wohl auch schreiben wie Gellert! Und wie Wenige haben noch so geschrieben! Am allerschlimmsten ist es den beyden muntern jungen Leuten gegangen, die auf Deutschland schelten, daß es Gellerten verehrt; und was sie selbst schreiben, wird ausgezischt. Die armen Knaben!

Wenn Archimed, wie Plutarch ebenfalls berichtet, seinen Freunden und Verwandten aufgetragen hat, sein Grab mit seiner Erfindung zu bezeichnen, so hat er, wie es einem Weisen anständig war, an seinen Tod noch in der Entfernung gedacht; denn daß er unter dem Schwerte des Soldaten diese Verordnung gemacht habe, wird nicht gemeldet. Wäre der syracusische Ingenieur ein Römer gewesen, so hätte er freylich ein militairisches Testament, nach dem Ausdrucke der Rechte, litteris sanguine suo rutilantibus [1]) schreiben können.

Archimed ergreift in seinen Schriften gern jede Gelegenheit, von verstorbenen Geometern, vom Konon und Eudoxus, mit Hochachtung zu reden; so konnte er auch wünschen, daß sein An-

1) l. 15. C. de testam. mil.

denken erhalten würde, daß vielleicht Sphäre und Cylinder einen edlen Landsmann anreizten, sich auch eine Zierde dieser Art für sein Grab zu erwerben.

Dieser Wunsch ward nicht erfüllt. Seine Vaterstadt verlor die Vorzüge der Gelehrsamkeit. Daß die Syracusaner dem Cicero Archimedes Grab gar läugnen wollten, setzt bey ihnen die tiefste Unwissenheit voraus, nicht in der Geschichte des Geometers, diese Unwissenheit wäre ihnen leicht zu verzeihen, denn die syracuser Rathsherren, an welche sich vermuthlich Cicero wandte, waren natürlicher Weise Kaufleute oder Doctores Juris; da aber Archimed unter den Vertheidigern seines Vaterlandes beynahe der berühmteste ist, so mußte ja von den wohlweisen Herren Doctoren keiner auf der Universität Reichshistorie gehört haben.

Die Wohlthat, die Cicero eigentlich nicht dem Archimed, sondern den Syracusanern erwies, ward also schwerlich von ihnen gehörig geschätzt, und das Säulchen überwuchs ohne Zweifel gar bald wieder mit Dornen.

Verdiensten um den Verstand und das Glück der Menschen geben papierne Monumente ein ausgebreiteter und dauerhafter Andenken, als Säulchen und Mausoleen. Schon seit etlichen tausend Jahren hat Niemand mehr gewußt, welcher Pharaonen Mumien unter den Pyramiden liegen, oder gelegen haben; aber noch nennt uns die älteste Geschichte der Astronomie den Petosiris und Nekepsos.

Archimed's Denkmal hat einen eigenen Vorzug erhalten. Die Figur, die es kenntlich machte, zeigt sich auf einem 1767 geprägten Goldstücke mit der Umschrift: Fructus litterarum mens sana.

Von Denen, welche die Macht besitzen, goldene Münzen prägen zu lassen, kann so wenigen einfallen, dieses Bild und diese Schrift darauf zu setzen, daß man an dem Gedanken leicht den regierenden Herrn Grafen von Schaumburg erkennen wird.

Daß Archimed von den damaligen Beherrschern Syracussens ist gekannt und geehrt worden, das ist unter den Nachrichten, die man noch von ihm weiß, immer mit eine der rühmlichsten.

Der deutsche Regent schätzt Archimed's Geist mit ausge-

breitetern und tiefern Einsichten, als Hieron und Gelon, und ein Archimed, der unter ihm eine Stadt vertheidigt hätte, wäre nicht bey derselben Eroberung umgekommen.

Von der Begebenheit, die meine bisherigen Betrachtungen veranlaßt hat, ist mir noch eine Nachricht vorgekommen; wo ich mich recht erinnere, las sie Petrarcha in einem nun verlornen Manuscripte [1]).

Kurz zuvor, ehe Cicero aus Sicilien abreiste, besuchte er noch einmal ganz allein Archimed's Grab. Da erschien ihm der Geist des Geometers. Tullius, sagte er, deine Aufmerksamkeit auf mein Grab ist mir werther, als mir Opfer meiner Mitbürger seyn könnten, die nichts mehr verstehen, als für Rom Korn zu bauen. Zum Danke, dir Aussichten in die Zukunft zu eröffnen, verstattet mir der Beherrscher der Welt, der keine fromme Handlung unbelohnt läßt. Du weißt, daß mit dir kein römischer Unterthan spricht; eures Kriegers wohlthätiger Grimm rettete mich, ehe meine Vaterstadt Roms Sclavinn ward, und nur meine Ueberkleidung kam in Marcell's Gewalt. Auch du wirst frey bleiben. Cäsar wird Rom beherrschen, aber dich nicht. Von ihm wirst du dein Vaterland befreyt sehen; und ehe es sich das Joch auf ewig auflegen läßt, sendet ein Triumvir, dessen Schwert vor deiner Zunge zittert, dich zu den Scipionen und Catonen.

Aber dankbar wird dich die späteste Nachwelt ehren. Das glaubst du durch deine Verdienste um den Staat zu erhalten? Sie werden groß seyn; doch dein Mitbürger, dein Zeitgenosse, wird sie schon verkennen, davon wirst du eine Erfahrung haben, sobald du den Fuß in Italien setzest. Und in Zeiten, die gar nicht entfernt sind, wird selbst Bewohnern Roms (freylich nicht Quiriten) Cicero, der Consul, der Retter seines Vaterlandes, kaum so viel seyn, als dir ein guter König der Meder oder Perser ist.

Die römische Welt wird Barbaren zum Raube; aus Ruinen von ihr und Theilen der Erde, die noch kein römischer Mund genannt hat, entsteht eine größere, mehr erleuchtete und gesittete Welt; sie übertrifft in Wissenschaften uns Griechen weiter, als

---

1) Meinen Lesern muß ich gestehen, daß ich nicht im Stande bin anzuzeigen, wo Petrarcha das erzählt. Einer meiner Zuhörer verlangte das im Ernste von mir.

wir unsere Lehrer im Oriente übertroffen haben. Diese Welt ehrt dich, Cicero, allgemeiner und eifriger, als dein Rom dich verehrt hat. Für sie bist du der Lehrer der Beredsamkeit, das Vorbild, scharfsinnige und gründliche Philosophie begreiflich und einnehmend vorzutragen. Also Thaten für Rom, durch die du groß zu werden glaubst, die verlören sich unter Thaten vieler gleich großen Römer; die Kunst, in der du dich nur übst, um Senat und Volk zu gefallen, die macht dich zur Bewunderung aller Nationen und aller Zeiten; Schriften, wodurch du dir den Verdruß, von öffentlichen Geschäften entfernt zu seyn, vertriebst, die unterhalten Weise, von denen Plato und Aristoteles lernen würden.

So wenig versteht ihr Seelen, die ihr noch im Körper eingeschlossen seyd, was ihr wünschet, warum ihr euch bemühet. Eine höhere Macht lenkt eure Handlungen zu Absichten, von denen ihr das Wenigste begreift. Daß diese Macht unendliche Weisheit und Güte ist, das wißt ihr. Dieser Kenntniß gemäß bemüht euch, ihre Werkzeuge zu seyn. Das allein versichert euch wahren Nachruhm unter den Sterblichen, und, wenn auch der euch fehlte, etwas Glücklicheres und Erhabneres im Reiche der Geister.

Hier schwieg Archimed. Ob Cicero geantwortet hat, weiß ich nicht. Und wenn ich es auch wüßte, so könnte ich ihn nicht redend darstellen; das müßte Ernesti oder Heyne thun.

---

## 6. Haben die Astronomen klug daran gethan, daß sie ehrlich gewesen sind?

Ein großer Astronom [1]) war manchmal unzufrieden, daß seine Hauptwissenschaft nicht so befördert wird, wie sie mit Recht fodern kann. Wenn er sich nun um diese Zeit zugleich hypochondrischer benahm als sonst, so schalt er auf seine Vorgänger, daß sie so dumm gewesen wären, und es den Leuten entdeckt hätten,

1) Der sel. Prof. Mayer allhier. Er äußerte diese Meynung auch gegen andere seiner Freunde. Er hat angefangen, eine Geschichte der Astronomie aufzusetzen, die er zum Druck bestimmt hatte, aber sehr wenig davon verfertigt hat. Darin bedauert er auch, daß die Astronomen sich das Wahrsagen haben entgehen lassen.

daß sich von künftigem Glücke und Unglücke aus dem Gestirne nichts vorher sagen lasse; denn so lange dieses wäre geglaubt worden, hätten die Vornehmen und Reichen das Ihrige willig zur Unterhaltung und zur Aufnahme der Astronomie beygetragen.

Sah ich ihm nun bey dieser Anklage der Astronomen nicht ernsthaft genug aus, so setzte er, um mich zu versichern, daß es ihm damit etwas mehr als Scherz sey, hinzu: Die Medici wären gescheuter gewesen, sie wüßten ganz wohl, daß es mit dem Praktischen ihrer Kunst nicht viel mehr zu bedeuten habe, als mit der Astrologie, aber das machten sie den Leuten nicht weiß.

Wegen dieser Erläuterung habe ich nichts zu sagen. Die Aerzte, wie das Frauenzimmer und die großen Herren, lassen Jeden von ihnen reden was er will, weil sie sicher sind, daß der witzige und unwitzige Spötter ihnen doch gehorchen muß.

Den Nutzen aber, den die Sterndeuterey der wahren Sternkunde gebracht hat, finde ich, der Geschichte gemäß, bey weitem nicht so beträchtlich, als mein Freund ihn ausgab. Was die Astronomie zu des Ptolemäus Zeiten war, das ist sie vierzehnhundert Jahre darnach, bis zum Kopernik und Tycho, geblieben, und diese ganze Zeit über hat man aus den Gestirnen gewahrsagt. Noch jetzt giebt es in den Morgenländern häufige Sterndeuter, aber keine Astronomen. Herr Niebuhr erkundigte sich auf seiner Reise auch mit nach den jetzigen Benennungen vorzüglich merkwürdiger Sterne in der arabischen Sprache. Er fand zu Kahira Juden, die sich von der Astrologie nährten; Sternbilder kannten sie weder am Himmel noch in Büchern [1]).

In Paris befindet sich eine sogenannte astronomische Säule, die dem Aberglauben der mediceischen Catharina zugeschrieben wird. Sie hat in ihrer Höhlung eine Treppe und zuoberst durcheinandergesetzte Kreisbogen, in denen aber Herr Pingré, der diese Säule zu einer Sonnenuhr machen sollte, nichts Astronomisches hat wahrnehmen können [2]). Ist ein Sterndeuter wirklich diese Säule hinaufgekrochen, so hat er gewiß oben nichts ge-

1) Niebuhr, Beschreibung von Arabien, S. 114. Description de l'Arabie, p. 100.

2) Mémoire sur la colonne de la Halle aux bleds, et sur le cadran cylindrique que l'on construit au haut de cette colonne. Paris 1764.

than, als was Numa that, wenn er sich mit der Nymphe Egeria einschloß.

Butler, dessen Knittelverse mehr wichtige Wahrheiten enthalten, als die Paragraphen manches berühmten Gelehrten, schildert seinen Sidrophel [1]) als einen studirten Dummkopf, der viel mathematische Wörter zu sagen wußte; die Wahrheiten waren nie in seinen Verstand gekommen, wie Gänse im Wasser nicht durchnetzt werden, sondern nur platschern.

Wer Schriften der Astrologen gelesen hat, wird finden, daß diese Schilderung der Natur gemäß ist. Auch die Abkunft von des Wahrsagers Hanswurst ist von Butlern nicht übel ausgedacht. Whachum ist ein verdorbener Jurist [2]).

Denn zu Erläuterung eines Satzes, der in der wichtigen Lehre von der Iustitia distributiva manchem Rechtslehrer Schweiß auspreßt, kann die richtige geometrische Proportion dienen: wie Urania zur Themis, so verhält sich die Astrologie zur Rabulisterey.

Vielleicht hat man es der Astrologie zum Theil zu danken, daß einige Kalifen, daß König Alfons der Weise etwas zum Vortheile der Astronomie gethan haben.

So weise Fürsten, als diese beschrieben werden (und es ist merkwürdig, die Geschichtschreiber schildern die Fürsten, die der Astronomie geneigt gewesen sind, immer als weise und gute Regenten, die auch in diesem, wichtigern Theile ihres Charakters, dürfen mit unserm George genannt werden), solche Fürsten mußten gewiß auch einsehen, wie wichtig die wahre Kenntniß des Himmels ist.

Julius Cäsar ist als ein Freund der Astronomie bekannt, ich erinnere mich aber nicht, daß er die Schicksale der Menschen am Himmel hätte lesen wollen. Vielmehr weiß man von ihm, daß er allen den Aberglauben verachtete, der damals mit zur Religion gerechnet ward, und, wenn es wahr ist, daß er sich nicht bereden ließ, die idus Martias für gefährlich zu halten, so ward er selbst ein Märtyrer seiner richtigern Einsichten.

Was für ein Unterschied zwischen diesem Kayser und Nu-

---

1) Hudibras; Canto 3. Part. 2. v. 205. u. f.

2) Hight Whachum, bred to dash and draw,
Not wine, but more unwholesome law.

dolph II.! Auch der liebte die Sternkunde, aber hierin eben so schwach als in andern Dingen, nur weil sie ihm wahrsagen sollte.

Cäsar verfaßte nach des Sosigenes Entwurfe ein astronomisches Gesetz, das noch jetzt, nur mit einer kleinen Veränderung, von der ganzen gesitteten Welt beobachtet wird.

Rudolph wollte von Kepler wissen, was ein neuer Stern, der im Schützen erschien, den Venetianern bedeutete. Cäsar hatte dergleichen Fragen wohl nie gethan, sondern hätte statt derselben darauf gedacht, wie er die Venetianer bezwingen wollte. Diese Kayserliche Frage also beantwortete Kepler nach den astrologischen Regeln [1]) mit feyerlicher Versicherung, daß er von diesen Regeln nichts glaube. Dagegen widmete er dem Kayser seine Entdeckung der wahren Gesetze der himmlischen Bewegungen, eine der größten Entdeckungen, die der menschliche Verstand gemacht hat.

Bey seinen Erfindungen, bey der Gnade Rudolph's und seiner Nachfolger, schrieb Kepler Kalender mit Prognosticis, um, wie er selbst sagt, sich des Hungers ein wenig anständiger zu erwehren, als mit Betteln, und dabey der Ehre des Kaysers zu schonen, dessen oft wiederholte Befehle, Keplern seine rückständige Besoldung auszuzahlen, von der Kayserlichen Kammer so wenig respectirt wurden, als Achtserklärungen von jenem Fürsten, der acht und aber acht für sechszehn rechnete [2]).

Kepler hatte noch eine Art, Geld zu verdienen, er schrieb nicht nur Prognostica, sondern auch Recepte. Und wären auch, wie mein Anfangs allegirter Autor behauptet, die letztern nicht zuverlässiger als die erstern gewesen, so hätte doch Kepler von beyden zusammen gewiß seinen nothdürftigen Unterhalt gehabt; aber er trieb, wie es scheint, beyde Geldbringende, das ist in der Sprache unserer Studirenden und mancher Professoren, nützliche Wissenschaften, mit Widerwillen, und wandte seine meiste Zeit auf ganz brodtlose Künste; er fand astronomische Wahrheiten, und noch über das machte er sogar Verse. Er brachte seine

---

1) Epistolae ad Keplerum cet. ab Hanschio editae. ep. 221.

2) Calendarium cum prognostico scripsi, quod paulo admodum honestius est quam mendicare, nisi quod sic honori Caesaris parcitur, qui me in solidum deserit, ut per ipsius mandata Cameralis, quantumvis crebra et recentia, mihi fame perire liceat. Kepl. ad Wackherium; 1617. Epistolarum ab Hansch. ed. 347.

letzte Lebenszeit beym Wallensteiner zu. Bey diesem Feldherrn war vermuthlich der Körper gesunder als die Seele, daher brauchte er Keplern nicht zum Leibarzte, sondern zum Leibastrologen [1]).

Dieses Beyspiel wird wohl keinem Astronomen ein solches Nahrungsmittel erwünscht machen, wenn er davon wie Kepler denkt.

In der That sind einige Sternkundige von der Richtigkeit ihrer Wahrsagungen überzeugt gewesen. Diese genossen die Einkünfte davon mit einem irrenden guten Gewissen.

So glaubten wohl manche Götzenpriester den Wahn selbst, den sie lehrten, erhielten vielleicht dadurch bürgerliche Tugenden und Vortheile für den Staat; gegen diese wenigen ehrlich irrenden brauchten unzählige Betrüger den Wahn des Volkes nur zu ihrem Eigennutze.

Die Astrologie gründet sich auf Regeln, deren Urheber so alt seyn sollen, daß man höchstens ihre Nation, nicht ihre eigenen Namen zu nennen weiß. Der gewissenhafte Gebrauch dieser Regeln erfodert nur einige der leichtern astronomischen Rechnungen. Zu allem diesem sind nur Bücher nöthig, nicht die Betrachtung des Himmels selbst.

Und deswegen verehrte man diese Kunst so viele Jahrhunderte hindurch, in denen die Menschen glaubten, Alles was sich sehen und denken lasse, sey längst vor ihnen gesehen und gedacht worden; deswegen blieb sie auch bey den Wiederherstellern der Gelehrsamkeit in Ansehen, weil diese großen Männer ihre ganze Aufmerksamkeit darauf wenden mußten, wieder aufzusuchen, was seit tausend Jahren in Vergessenheit gerathen war; deswegen prophezeyte Melanchthon einem neugebornen Kinde den theologischen Doctorhut, und erfuhr darauf, daß es ein Mädchen war.

Sobald man aufing, Bücher mit der Natur zu vergleichen, den Vorfahren für die Lehren dankte, deren Richtigkeit fortgesetzte Erfahrungen versicherten, ihre Irrthümer sich zur Warnung dienen ließ, die Ordnung der Planeten kennen lernte, und sich überzeugte, die Welt sey ein wenig größer, als daß des Icarus Flügel deswegen hätten abschmelzen können, weil er der Sonne

1) Kepleri et Bartschii Tabb. man. Logarithmicae curante Eisenschmid. Argent. 1700. praef. pag. 5.

zu nahe kam [1]), so bald mußte bey dem, der dieses einsah, die Astrologie alles Zutrauen verlieren. Denn aus den sieben Planeten und ihren Häusern, den zwölf himmlischen Zeichen, prophezeyen, und dabey die Kopernikanische Weltordnung und Fixsterne in unermeßliche Räume zerstreut annehmen, das heißt: Aus der Geschichte des hörnernen Siegfrieds lernen, wie der Ritter den Riesen **Kuperon** erlegt, und die Prinzessinn **Grimhild** vom Drachensteine befreyt hat [2]), und nach diesen Heldenthaten die Manövres eines preußischen Kriegsheeres einrichten.

Wenn die vergrößerte Kenntniß des Himmels solche Folgen hatte, so that mein Freund wohl den Astronomen darin Unrecht, daß er von ihnen verlangte, sie hätten einen Wahn erhalten **sollen**, den sie bey dem Wachsthume der Wahrheit nicht mehr erhalten **konnten**?

Das will ich eben nicht sagen. Die Astronomen, wenn sie fortfahren wollten Sterndeuter zu seyn, konnten sich immer verhalten wie ihre Herren Collegen im alten Rom, die so oft das Schicksal des Staates entschieden, ob sie gleich das Lachen verbeißen mußten, wenn einer den andern grüßte.

Die astronomischen Wahrheiten sind noch gar nicht allgemein bekannt, am allerwenigsten unter Denen, die den Wahrsager am besten bezahlen können. Selbst solche Schriften, welche die Astronomie für Jedermanns Begriff vortragen wollen, werden deswegen nicht von Jedermann gelesen, und wer sie liest, lernt aus ihnen natürlicher Weise nur Meynungen ihrer Verfasser, die er ohne Ueberzeugung glaubt, und eben so leicht andern Meynungen aufopfern würde. Auch hat der größte Haufe der Menschen in solchen Dingen, aus dem, was er wußte, nie geschlossen, was er daraus hätte schließen können. Daß sich Finsternisse und Aspecten der Planeten im voraus berechnen ließen, wußte aus den Kalendern Jedermann, der auch keinen Begriff von der Rechnung

---

1) Altius egit iter, rapidi vicinia solis
Mollit odoratas, pennarum vincula, ceras.
*Metam. VIII.* 225.

2) Wer von dieser Geschichte keine neuere Ausgabe besitzt, lese: Tragedia, mit 17 Personen, der Hörnen Sewfriedt, ein Son König Sigmundt im Niederlandt, vnd hatt VII Actus. Hans Sachs. Drittes Buch der andre Theil, fol. CCXXXIII.

hatte. Also: diese Begebenheiten erfolgen nach einer bekannten ziemlich einfachen Ordnung, und haben daher mit den so verwickelten, so mannichfaltigen Schicksalen der Menschen und der Staaten nichts zu thun. So hätte der gemeine Menschenverstand auch vor Kopernikus Zeiten schließen können. Aber der damalige Menschenverstand schloß so: Wer die Begebenheiten am Himmel vorher weiß, kann auch die auf der Erde vorher wissen. Und warum hätte man ihn nicht noch immer leiten können, einige Tausend Jahre länger eben so fort zu schließen?

Zu zeigen, wie die Planeten nach ihren Stellungen gegen einander auch in der Kopernikanischen Weltordnung die alten astrologischen Wirkungen ausüben könnten, haben Kepler und Morin viel Scharfsinnigkeit angewandt, selbst Geometrie gemißbraucht. Diesen Einfall, so tiefsinnig eingekleidet, hätten gewiß die Menschen immerfort geglaubt, ohne ihn prüfen zu können, wenn man nur ferner verlangt hätte, daß sie ihn glauben sollten.

Daß unsere Zeiten nicht so leichtgläubig sind, als die vorigen, ist nur in einer sehr eingeschränkten Bedeutung wahr. Wenn die Astrologie mit der Orthodoxie zusammenhinge, da wollte ich ihr freylich jetzt wenig Glück versprechen, weder an Höfen, noch bey jungen Theologen. Aber die Patriarchen der Astrologen sind Heyden und Mohammedaner, also ihre Lehren von allem christlichen Aberglauben frey, selbst einigen Vorschriften der Bibel offenbar entgegengesetzt, und das, dächte ich, gäbe ihnen wohl noch eine Empfehlung bey unsern aufgeklärten Zeiten. Solche alte ehrwürdige Lehren der Vergessenheit, die ihnen droht, zu entreißen, das wäre doch dem Verfahren der Philosophen nicht unähnlich, die Moses Nachrichten sehr unglaublich finden, aber von den Sinesen sich Jahrmyriaden vorzählen lassen.

Die Astrologie hat gewiß nie so viel Geld eingebracht, als die Zahlenlotterien; denn man findet nie, daß Wahrsagercomtoire wären von großen Herren angelegt und verpachtet worden. Und gleichwohl, wer eine von beyden Thorheiten begehen will, beginge immer die kleinste, wenn er sein Geld dem Astrologen zuwendete. Es wäre sehr schlimm, wenn von 117480 Wahrsagungen nicht mehr als zehn eintreffen sollten: aber die fünf Zahlen eines Auszuges im Lotto können nicht mehr als zehn Ternen enthalten von den 117480, die überhaupt möglich sind. Und so läßt sich

immer die Erfüllung einer Wahrsagung eher hoffen, als eine Terne. Man setze hinzu, daß eine Wahrsagung zu meinem Vortheile erfüllt werden kann, ohne Myriaden Unglückliche zu machen, und daß das mit einer Terne nicht angeht, so dürfte man wohl behaupten, bey Denen, die Wahrsager fragten, sey nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz besser gewesen, als bey Denen, die auf Ternen, oder gar auf Quaternen hoffen

Wollte ich das Gleichniß von den Lotterien noch erweitern, so könnte ich beyfügen, daß die erhabensten unter den Deutschen Gerechtigkeit und Schutz ihres Eigenthums von einem hohen Gerichte erwarten, wo die Frage: ob ihre Sache die nächsten zehn Jahre nur zum Vortrage kommen wird? nichts weiter ist, als die Frage: ob ein Lotterieloos unter etlichen Tausenden gewinnen wird? Ich sage hier nur das, was ein einsichtsvoller und Wahrheit liebender Schriftsteller von der Sollicitatur gesagt hat.

Was läßt sich nicht der Deutsche, welcher nur seine Muttersprache lesen kann, Alles von Journalisten weiß machen? Und was beschwatzen nicht die Franzosen Alles den Deutschen, der kein deutsch lesen kann? Sollte beyde Theile unserer Nation der Astrologe nicht von seinen viel geringern Ungereimtheiten überreden?

Außer Deutschland dürfte die Astrologie eben so wenig an ihrem Glücke verzweifeln.

Der Engländer, der noch vor nicht gar zu viel Jahren einen Mann in eine Quartbouteille wollte kriechen sehen, der sich an der Themse versammelte, patagonische Riesen aussteigen zu sehen, der vor Kurzem auf das Poltern des Geistes in Cocklane horchte, und noch auf Wilks und Junius patriotisches Lästern horcht, der würde gewiß auch seinen Landsmann Merlin hören; vor allen Dingen, wenn Merlin wider den Hof weissagte.

Ob der Franzose an die Astrologie glauben würde, das kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß er, ohne an sie zu glauben, doch Astrologen fragen würde, sobald es Mode wäre; denn unter den Gehorsam der Mode nimmt ja selbst der Franzose seine Vernunft gefangen, der Vernunft gefangen zu nehmen hat.

Nun aber diese Mode aufzubringen, wäre nur ein junger wohlgebildeter munterer Astrologe nöthig. Den guten Ton dazu würde bald das Geschlecht angeben, das in Frankreich Staat,

Krieg, Wissenschaften und Religion troß dem salischen Gesetze regiert.

Diese Hoffnung versichert dem ersten Astrologen, der sie nöthig hätte, eine ganz neue Begebenheit. Hr. de la Lande hatte von den Wirkungen, die Kometen haben können, ungefähr so etwas gesagt, wie etwa vor siebenzig Jahren Whiston in England und vor dreyßig Jahren Heyn in Deutschland gesagt haben. Was Whiston's Schrift in England für Folgen gehabt hat, weiß ich nicht so genau, es steht etwas davon in Swift's Werken; aber wer wird den Spötter als Gewährsmann einer Begebenheit anführen? Heyn's Geschichte fällt in meine Lebenszeit. Ich weiß, daß er Niemanden beunruhigt hat, als ein Paar Pfarrer und Schulrectoren, die wider ihn geschrieben, und bey der Gelegenheit gezeigt haben, daß sie noch viel weniger Physik und Mathematik verstanden, als Heyn, der selbst so wenig verstand. Der deutsche Laie ließ die Gelehrten streiten, und erwartete ruhig bey einem Glase Wein den Kometen, der das Vorspiel des jüngsten Tages bringen sollte.

Die Franzosen mögen Ursachen haben, sich vor dem jüngsten Tage mehr zu fürchten, als die Deutschen; denn in Paris entstanden über Hrn. de la Lande's Aeußerung so allgemeine und unbändige Unruhen, daß die Polizey ihre Aufmerksamkeit darauf richten mußte, und daß der Astronom genöthigt war, sich zu erklären, er habe es so böse nicht gemeynt, und es können noch viele Kometen kommen, ehe die Welt untergeht.

Dieses Verhalten einer Stadt, aus welcher alle Deutschen, die das Geld dazu haben, ihre Weisheit holen, vom Fürsten bis herunter zum Candidato juris, der als Hofmeister den Kaufmannssohn führt, fällt in das Jahr tausend siebenhundert und drey und siebenzig, in welchem Jahre aus der guten Stadt und berühmten Universität Göttingen Ungelehrte und Gelehrte nach Osterode wallfahren, daselbst, mit der Hand eines siebenten Sohnes vom Speichel seiner Mutter benetzt, ihren Kranken über das Maul streichen zu lassen. Wer an den siebenten Sohn glaubt, der würde gewiß auch an die sieben Planeten glauben.

In der That braucht der Satz, daß sich die Sterndeuterey wohl hätte erhalten können, gar nicht durch das unterstützt zu werden, was die Juristen probationem artificialem nennen. Bey

ein wenig Umgange, und mit Personen nicht vom geringsten Range, wird man immer Leute finden, die sich wohl wahrsagen ließen, wenn es Jemand thun wollte. Ich wüßte hier von mir vorgekommene Erfahrungen anzuführen, ich will aber nur eine öffentlich bekannte erwähnen; es sind noch nicht dreyßig Jahr, daß der Königl. poln. Churf. sächs. Hofastronomus Kindermann unter dem Schutze eines der höchsten damaligen Minister weissagte; in eben dem Lande, dessen Kalender etwa dreyßig Jahre vorher durch den Leipziger Lehrer der Mathematik, Junius, zuerst unter den deutschen Kalendern, von den astrologischen Thorheiten waren gereinigt worden.

Ich darf also für sicher annehmen, daß die Astronomen die Astrologie untergehen ließen, nicht weil sie mußten, sondern weil sie wollten. Und nun bleibt also noch die Frage, ob sie daran klug gethan haben?

Gewiß nicht, wenn die Astronomie für sie nichts war, als ein Brodtstudium. Hofften sie wohl das Ansehen, den Unterhalt, die ihnen Wahrsagerkünste gegeben hatten, auch noch bey der wahren Astronomie? Etwa deswegen, weil diese den menschlichen Verstand auf seinen höchsten Gipfel erhebt, und den Schöpfer völlig so groß zeigt, als die Vernunft ihn fassen kann? Wenn sie sich solche Hoffnungen machten, so hatten sie gewiß vor Beschäftigungen mit der obern Welt die niedere gar nicht kennen gelernt!

Allein die ersten, und daher eifrigsten Bestreiter der Astrologie hatten sie selbst gelernt und getrieben. Und Niemand hat mehr Gelegenheit, der Menschen, hauptsächlich der Thoren, Gesinnungen und Neigungen kennen zu lernen, als ein Wahrsager; er kann selbst seine Kunst ohne diese Kenntniß nicht wohl ausüben. Also erwarteten Diejenigen, welche die Sterndeuterey aufgaben, gewiß nicht, daß ihre Mitbürger der Vernunft die Opfer bringen sollten, die sie bisher dem Wahne gebracht hatten.

Es war Gewissenhaftigkeit, sich nicht ferner von Betrügereyen zu nähren; und bey derselben nicht zu verhungern, das setzte voraus, daß der Astronom noch sonst etwas Brauchbares gelernt hatte, sonst hätte er doch bey seiner bisherigen Lebensart sein Gewissen beruhigen müssen, wie es mancher Advocat beruhigt.

Wenn dem Astronomen die Wissenschaft, die er aus Neigung trieb, als Wissenschaft nichts einbrachte, so war es ihm gleich-

gültig, die Zeit, die er ihr einmal entziehen mußte, auf ganz fremde Beschäftigungen, oder auf solche zu wenden, die von ihr nur Namen hatten. Konnte ihm noch etwas die letzten erträglicher machen, so war es der Gedanke, daß sie der Astronomie ein Ansehen größerer Wichtigkeit gäben.

Ich habe aber schon gezeigt, daß allgemeine und große Achtung gegen die Sterndeutung doch der Astronomie sehr wenig Vortheile gebracht hat.

Gegentheils, seit dem Falle der Sterndeuterey ist der Gebrauch der Astronomie in der Zeitrechnung, der Geographie, der Schifffahrt, erst vollkommen und allgemein geworden; ein Gebrauch, der sie auch Denen empfiehlt, für welche sie, nur als die edelste Beschäftigung des menschlichen Verstandes, keine Reizungen hätte.

Es wäre auch sehr undankbar, wenn man klagen wollte, der wahre Werth der Astronomie für den Verstand und für die äußerlichen Bedürfnisse werde ganz verkannt. Die größten Monarchen haben ihr seit mehr als hundert Jahren freygebige Achtung bezeigt. Und in Göttingen hat sie allemal von dem gnädigen Schutze, den nützliche Wissenschaften hier genießen, einen beträchtlichen Antheil erhalten.

Was der Eifer ihres Freundes noch wünschen dürfte, wäre: gründliche Kenntnisse von ihr, die einen so wichtigen Theil der Vernunft ausmachen, mehr ausgebreitet, ihre Ausübung, die in so viel Vorfällen nützlich ist, allgemeiner gemacht zu sehen.

Das heißt: er wünscht, eine große Menge seiner Mitbürger würden klüger.

Aber wenn so viele seiner Mitbürger, die sich sehr klug dünken, und denen es an Zeit und Gelegenheit sich zu unterrichten nicht gemangelt hat, von Himmel und Erde die ungereimtesten Vorstellungen haben; wenn diejenigen unter ihnen, die mit einem mäßigen Aufwande das edelste Vergnügen an den größten Werken der Schöpfung genießen könnten, nur für langweilige, thörichte, schändliche Ergötzungen reich sind, da wünscht er gewiß nicht, daß ihm diese Leute Geld für Wahrsagungen bringen sollten. Denn das dürfte er ja nicht öffentlich sagen, daß sie dumm sind.

## 7. Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst [1]).

Nach des Herausgebers Versicherung ist dieses Tagebuch verfertigt worden, ohne daß sein Verfasser die Bekanntmachung desselben vorgehabt; er würde selbst erschrecken, wenn ihm ja noch ein gedrucktes Exemplar zu Gesicht kommen könnte (was soll der Leser hierbey von dem Verfasser muthmaßen? daß solcher todt, oder daß er etwa in den unbekannten Südländern ist?). Eingeschoben, sagt der Herausgeber, sey nichts in dieses Tagebuch, Manches weggelassen, was des Verfassers Person kenntlich machen, oder Mißdeutungen veranlassen könnte.

Es enthält den Jänner 1769. Den Anfang machen Grundsätze, die der Verfasser jeden Morgen und Abend lesen und erwägen will. Als: nie ohne Dank und Gebet und den Gedanken aufzustehn, daß es zum letztenmale seyn könne. Nie Morgens oder Nachmittags an Geschäfte zu gehn, ohne vorher wenigstens einige Augenblicke einsam Gott um Segen angefleht zu haben. Täglich einige Capitel in der Bibel, besonders im Neuen Testamente, zu lesen, und einen Spruch zur öftern Wiederholung auszuzeichnen. Jeden Tag wenigstens ein Liebeswerk auszuüben, seinen Hausgenossen nützlich zu seyn, durch Essen und Trinken sich nicht in Geschäften untüchtig zu machen, nie ohne Gebet schlafen zu gehen; gesund, des Nachts nie länger als acht Stunden zu schlafen u. dgl. Die meisten dieser Grundsätze sind richtig und offenbar, und man darf dem Verfasser zutrauen, er habe sie schon längst gewußt und zum Theil beobachtet. Bey einigen findet die Unbequemlichkeit statt, die entsteht, sobald gewisse Formen der Tugend und Frömmigkeit wesentlich gemacht werden. Nicht zu lange zu schlafen, das ist eine Regel, zu der weder tiefe Philosophie, noch weniger Christenthum gehört. Nur den 3. Januar hat der Beobachter diese Regel verschlafen. Das will ich ein andermal zu verhüten suchen, würde er ermuntert gedacht haben, wenn er sie nur als eine Vorschrift, wie im Jesus Sirach stehen, betrachtet, und die verschlafene Zeit so gut als möglich

---

1) Leipzig, bey Weidmann's Erben und Reich, 1771. gr. 8. 264 S. mit vielen eingedruckten kleinen Kupfern.

einzubringen gesucht hätte. Statt dessen wird er mürrisch, schilt die Magd, daß sie ihn nicht geweckt hat, ob er es gleich nicht befohlen hatte; aber einen Schriftsteller, welcher kommt, ihm mit einer Vorlesung die Zeit zu verderben, den abzuweisen, den ohne Schmeicheleyen anzuhören, dazu hat er das Herz nicht. Nämlich das Alles deswegen, weil er es sich zu einer Sünde machte, bis 9 Uhr geschlafen zu haben, und sich vorstellte, was er den Engeln für einen Anblick dargeboten habe. Vielleicht hätte ein anderer diesen zweyten Fehler vermieden, der bey dem ersten an keinen Engel gedacht hätte.

Einer von den vorerwähnten Grundsätzen des Verfassers ist: Ich will nichts thun, das ich unterlassen würde, wann Jesus Christus sichtbar vor mir stünde, nichts, was mich nur vielleicht in der ungewissen Stunde meines gewissen Todes gereuen könnte; Alles ohne Ausnahme im Namen Jesu Christi, und als sein Jünger thun, alle Stunden zu Gott um den heiligen Geist seufzen, und in einer beständigen Verfassung zum Gebete seyn.

Der erste Theil dieses Grundsatzes scheint die Frömmigkeit gar zu sinnlich zu machen. Der Gedanke, daß wir Alles vor einem allwissenden Gotte thun, soll freylich beständig in uns wirksam seyn, und wenn der nicht mächtig genug ist, so wird die Einbildung des sichtbaren Erlösers ungefähr für uns das seyn, was ein wiederkommender Todter für die wäre, die Mosen und die Propheten nicht hörten. Der Verfasser hat nicht bedacht, daß es gewisse uns unvermeidliche Handlungen giebt, bey denen, nach allen Begriffen vom Wohlstande, es höchst anstößig wäre, an das sichtbare Dastehen zu denken.

Freylich, wenn man dieses gegen den Herrn Verfasser erinnert, schicanirt man ihn gewissermaßen, blos über den Ausdruck eines an sich wahren Satzes. Indessen dient dies eben zur Beurtheilung, ob es wohl gethan sey, wichtige Vorschriften der Religion so sinnlich auszudrücken.

Der nächste Theil des Grundsatzes könnte auch oft einen Mißbrauch des Namens veranlassen, in welchem der Herr Verfasser Alles ohne Ausnahme thun will; und dieses muß er sich doch recht ernstlich vorgenommen haben, weil er Alles ohne Zweifel in seinem Manuscripte unterstrichen gehabt, und noch die Definition davon hinzusetzt. In diesem Namen haben die Jünger des

Heilandes wohl Wunder gethan; aber schwerlich Alles ohne Ausnahme.

In einer beständigen Verfassung zum Gebete zu seyn, kann so viel heißen: nie die Vorstellung eines Gottes, in dem wir leben und sind, aus den Gedanken lassen, und so können wir bey allen unsern Geschäften beten. Sollte aber Gebet hier das heißen, was man gewöhnlich so nennt, so steht es nicht allemal in unserer Willkühr, unsere Gedanken von dem, worauf sie jetzt gerichtet sind, vielleicht unserer Pflicht nach gerichtet seyn müssen, abzuziehen, und ein förmliches Gebet mit Andacht zu thun. Was der Herr Verfasser hier meyne, hat er nicht erklärt. Da er für sich schrieb, war dies kein Fehler. Nun aber sein Aufsatz zu Erbauung bekannt gemacht wird, wäre es nicht überflüssig gewesen, Mißdeutungen vorzubeugen, die frommen Seelen sonst Schwierigkeiten machen, und Uebelgesinnten Gelegenheit zum Spott geben können.

Ueberhaupt scheinen diese Grundsätze allzusehr auf den speculativen Gottesdienst gerichtet, auf fromme Empfindungen, die ohne Zweifel die erhabensten, selbst die angenehmsten sind, deren Menschen fähig sind, denen wir uns aber nach den Absichten Gottes eben deswegen nicht allemal überlassen können, weil er uns allerley irdische Geschäfte aufgelegt hat. Daß diese Geschäfte, so gut wir unsere Pflichten dabey erkennen, auszurichten, auch Gottesdienst sey, hätte wohl in den Grundsätzen verdient angezeigt zu werden, wenigstens im Druck für Leser, in seiner Handschrift war es ihm wohl als etwas ihm Bekanntes entbehrlich.

Der Herr Verfasser erwacht den 1. Januar um 3 Uhr, und hat bey dem Jahreswechsel Gedanken, die er hoffentlich diese Nacht nicht allein gehabt hat. Er schläft wieder ruhig ein, und erwacht vor 6 Uhr.

Er nimmt sich vor, Niemandem blos mit dem Munde ein gutes Jahr zu wünschen. Er hält es für niedrige Heucheleyen, nicht das zu denken und zu wünschen, was man zu denken und zu wünschen scheinen will. Sollte diese Heucheley so schwer zu vermeiden seyn? Kann man den Wunsch nicht in so allgemeinen Ausdrücken abfassen, nach denen man Jedem das wünscht, was man ihm als Christ wünschen muß? vielleicht nicht Alles sagt, was man ihm wünscht, denn man könnte Manchem wohl

in Gedanken mehr Verstand und Tugend wünschen, aber ist es Heucheley, nicht Alles zu sagen, was man denkt?

Der Verfasser muß indessen bey diesem mehr Schwierigkeiten gefunden haben. „Bey dem Neujahrswunsche meiner Magd unterdrückte ich einige bittere Anmerkungen, die sich darein mischen „wollten. Ich gab dem Tone meiner Stimme die natürliche sanfte „Gelassenheit, welche die unzertrennlichste Gefährtinn der wahren „Einfalt und Aufrichtigkeit ist — aber läugnen will ich es nicht, „ich fühlte es, daß ich meine Bitterkeit überwand, ich glaubte „etwas Großes gethan zu haben — und etwas Kriechendes mein „Herz, wenn du dich weniger überwunden hättest.“

Die Magd ist, wie aus der Folge erhellt, vielleicht ein Trotzkopf gewesen. Solche Menschen aber macht man durch Bitterkeit nicht besser, sondern schlimmer. Das weiß man ohne Christenthum. Also ist es Pflicht, ihnen nicht bitter zu begegnen, am allerwenigsten bey einer durch die Gewohnheit eingeführten freundschaftlichen Feyerlichkeit. Hätte ein Schüler des Sokrates vom Gefühle der Bitterkeit gegen einen Dienstboten, von Ueberwindung, von etwas Großem dabey geredet, wie wenig hätte der noch von seinem Lehrer gelernt gehabt.

Er giebt der Magd noch denselben Tag Abends ein Bündelchen alte abgetragene Wäsche für ihre kranke arme Mutter, die oft um dergleichen, ihrer Wunden wegen, hatte bitten lassen. Als die Magd dieserwegen gerufen wird, antwortet sie trotzig: sie könne nicht kommen. Nach fünf Minuten kommt sie und fragt, was er zu befehlen habe, und er ist stolz darauf, sie durch eine Wohlthat beschämen zu können. Es ist ein Triumph für ihn, sie so bestürzt, so beschämt mit dem Geschenke wegeilen zu sehen.

Die Tochter einer armen alten Frau hatte ohne Zweifel sehr schlechte Kenntniß von Religion und Moral; ihre Dürftigkeit und was solche begleitet, machten sie verdrießlich; wie beschwerlich sie dadurch Andern fiel, das ganz zu verstehen, war ihr Verstand zu schwach, ganz zu empfinden ihr Gefühl zu stumpf. So hätte sich ungefähr ein Schüler des Sokrates den Trotz der Magd erklärt. Und nun über so etwas zu triumphiren? Erfreuen konnte ihn, wenn er an dieser Gemüthsart etwas verbesserte. Ihr aber als eine beschämende Wohlthat anzurechnen, was an sich von so geringem Werthe, ihm selbst nicht mehr brauchbar, was Pflicht

gegen ihre elende Mutter, auf öfteres Bitten so lange versäumte Pflicht war? Stolz könnte ein Heyde darauf nicht seyn, eher vielleicht darüber demüthig.

Mir scheint es, als hätte der Verfasser Gesinnungen der geoffenbarten Religion zu oft brauchen wollen, wo natürliche Moral genug gewesen wäre; die Vernunft ist sowohl ein Geschenk Gottes, als die Offenbarung, und die letztere muß etwas von der Ehrfurcht, durch die sie über unsere Seelen wirken soll, verlieren, wenn man sie immer zu Geschäften, wo jene genug wäre, erniedrigt. Wer die Mechanik versteht, braucht künstliche Hebezeuge nicht, wo bloße Menschenhände, etwa mit Seilen und Rollen, genug sind; verfährt er anders, so setzt er sich der Gefahr aus, daß vielleicht die wirksamsten Schrauben und Räder, bey deren Gebrauch er ein kleines Versehen begeht, das nicht leisten, was einfachere Mittel geleistet hätten.

Ich muß überhaupt gestehen, mir, der ich von Natur ziemlich gutherzig bin, aber, eben weil ich meine Gutherzigkeit großentheils als Temperament ansehe, ihr keinen hohen Rang, auch nur als einer philosophischen Tugend einräume: mir kommt es etwas sonderbar vor, wie der Verfasser oft keine Gutherzigkeit ausübt, dazu er doch unendlich erhabenere Bewegungsgründe so stark empfindet. Den 2. Jänner ist sein Tagespruch: Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will. Eine arme Frau, die sechs Thaler zur höchsten Bedürfniß braucht, wird von ihm mit den Worten abgewiesen: ich kann euch in Gottes Namen nicht helfen. Und wenn seine Ehegattinn ihm nicht zugeredet, selbst ein Erbieten, das für ein Frauenzimmer großmüthig ist, dabey gethan hätte, so wäre die Arme ganz hülflos fortgeschickt worden.

Mit Recht erinnert ihn seine Ehegattinn bey der Gelegenheit: nicht mit dem Evangelio zu prahlen. Wenn sie bereit war, den Ring vom Finger zu dieser Wohlthat anzuwenden, und hierzu ohne langen Kampf mit sich selbst, ohne vorhergehendes Gebet bereit war, so zeigt dieses ein natürliches sehr gutes Herz an, das die dem Frauenzimmer doch auch natürliche Liebe zum Putze nicht besiegte, sondern unterdrückte. Ein solches Herz handelt ohne langes Bedenken so, wie der Verfasser einsieht, daß man handeln soll, und doch kaum nach Erkenntniß seiner Pflicht und Gebet handelt.

Ein andermal, als er den 7. Januar verreiste, laufen ein Paar arme Kinder, die zur Kirche gehen, neben seiner Kutsche um ein Almosen her; sie hauchten in die Hände, sahen sehr erfroren aus; er läßt sie ein wenig nebenher laufen, bewegt sich nicht, lächelt halb, nachdem er zu Gott um die Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen geseufzt hatte, langt er mit einigem Unwillen, weil ihn sein Pelzrock hinderte, in die Tasche, und wirft ihnen ein Paar Groschen in den Schnee hinaus, die sie mit ihren von Kälte rothen, halb geschwollenen Fingern suchen müssen. Das that ich, sagt er selbst, auf der Reise zu einem tödtlich Kranken.

Wenn ich den Verfasser nur aus dieser Handlung kennte, so wollte ich auf freyem Felde lieber einem feindlichen Husaren begegnen, als ihm. Denn was soll man von dem Herzen eines Mannes denken, der Gott erst um Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen bitten muß, ehe er sich entschließt, armen Kindern ein Almosen zu geben? und der es ihnen alsdann auf eine so grausame Art giebt? zum Beweise, daß dieses ungereimte Gebet unerhört geblieben war!

Um nicht ungerecht zu seyn, muß ich beyfügen, daß in der Folge dann und wann bessere Proben von des Verfassers Wohlthätigkeit vorkommen.

Der sterbende Freund, und des Verfassers Empfindungen bey der Leiche, sind, vor vielen andern Stellen, lehrreich und rührend, hoffentlich nicht allen Lesern ganz neu, denn daß Jemandem, der mit Empfindung denkt, ein Sterbebett, ein Sarg, oft erbaulicher sind, als die Kanzel, ist eben keine unbekannte Wahrheit.

Der Herr Verfasser macht sich Bedenken darüber, daß die Vorstellungen, die diese Begebenheiten in ihm erregten, nicht ununterbrochen fortdauern, daß er, gleich nach der Zurückkunft von dem Begräbnisse, in einer Gesellschaft, die daran wenigstens so viel Theil als er zu nehmen nicht Ursache hatte, in's Schwatzen, in's Tändeln, sogar (zitternd hat er es hingeschrieben) in's Lachen geräth.

Wo ich mit dem Verfasser nicht einerley Meynung bin, begehre ich ihn deswegen nicht zu tadeln; seinem Gewissen Regeln vorzuschreiben, dazu bin ich so wenig berechtigt, so wenig ich ihm dieses Recht über das meinige einräume. Meine eigne Erinne-

rung aber versichert mich, daß man bey der Rückkunft vom Begräbnisse eines Freundes lachen kann, und daß doch die Empfindungen, die sein Sterben erregt hat, viele Jahre lang wirksam seyn können, vielleicht bis sie noch traurigern Platz machen.

Daß wir für eine Ewigkeit leben, der Gedanke muß unsere Handlungen regieren, aber uns nicht zu den Geschäften untauglich machen, die Gott hier uns aufgetragen hat, auch nicht die Vergnügungen verbittern, durch die wir uns bey diesen Geschäften aufheitern, selbst geschickter zu ihnen machen. In die Gemüthsverfassung wird uns dieser Gedanke bringen, daß wir die hiesigen Geschäfte nicht für unsere letzte Bestimmung, die Vergnügungen nicht für unser einziges Glück halten. Auf diese Art, däucht mich, muß ein Todesfall in uns beständig wirksam bleiben; es ist uns vielleicht dienlich gewesen, einen Gedanken, den wir sonst zu schwach gedacht hätten, mit gehöriger Stärke in uns zu erregen, ungefähr wie verstockte Säfte durch eine elektrische Erschütterung in Bewegung gebracht werden. Aber wenn die Lähmung nicht unheilbar ist, so setzen die Säfte nachher die Bewegung für sich fort.

Von dem Verfasser scheint es fast, als erfodere er zur Gesundheit einen beständigen elektrischen Zustand, und glaube nicht Wärme genug zu haben, wenn er nicht Funken von sich giebt.

Sollte der Verfasser hierin und überhaupt in der Strenge seiner Sittenlehre zu weit gehen, so ist dieses Uebertriebene doch offenbar eine Folge eines ernsten und tiefen Nachdenkens und der vortrefflichsten Gesinnungen, nur in einem Gemüthe, dessen Hauptzug eine außerordentliche Lebhaftigkeit ist, die nichts mittelmäßig denkt oder empfindet. Bey geringen Veranlassungen zu Mißvergnügen wird sie zum heftigsten Zorne, beym erkannten Fehler zur schmerzlichsten Reue, bey Vorstellungen der Religion zum Enthusiasmus.

Auf der Schaubühne gehörte zu diesem Charakter, des Contrasts wegen, eine Ehegattinn voll sanfter, frommer Vernunft. Und daß es auch in der wahren Geschichte so ist, erkennt der Leser als eine Güte der Vorsehung gegen einen Mann, der so sehr verdient glücklich zu seyn, und der, mit einer Gesellschafterinn von ihm ähnlicher Gemüthsart, sehr unglücklich seyn würde.

Wenn man den Verfasser nach diesem seinem Temperamente

beurtheilt, so wird man ihn mit leichtsinnigem und ungerechtem Tadel verschonen. Seine Sätze, wo sie von gemeinen Meynungen abzugehen scheinen, lassen sich, so viel ich davon untersucht habe, nicht durch eine kurze Beurtheilung niederschlagen. Sie sind immer zum Theil wahr, nur vielleicht von ihm über die gehörigen Gränzen erstreckt; aber ihnen ihre gehörige Bestimmung zu geben, und sie darnach zu prüfen, das ist wenigstens hier mein Werk nicht, wo ich nicht Lust habe, etliche philosophisch-theologische Abhandlungen zu schreiben; ich weiß nicht, ob es das Werk mancher andern Recensenten gewesen ist, die dieses Buch etwa so gelesen haben, wie sonst eine allerliebste witzige Kleinigkeit.

Einen Satz, weil ihn der Verfasser selbst beym 20. Januar als eine seinen Gedanken nach neue Wahrheit anführt, kann ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. „Alles, was ihr „bittet im Gebete, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfahen." Diese Verheißung, meynt er, werde mit Unrecht nur auf Die eingeschränkt, denen sie mündlich geschah, und erfährt zu seiner Bestärkung, von einem Freunde, der eben so denkt, Beyspiele ganz frappanter und äußerst wunderbarer Gebetserhörungen.

Sollte eine Wahrheit, die in diesem Satze des Verfassers liegt, so gar verkannt seyn, daß er Ursache hätte, ihn nur mit Furchtsamkeit bekannt zu machen? Luther glaubte gewiß viel durch sein Gebet ausgerichtet zu haben, und eine Meynung, die von der des Verfassers nicht weit abgeht, muß wohl bey Denen zum Grunde gelegen haben, denen die Wolfische Lehre von dem Zusammenhange aller Begebenheiten in der Welt anstößig war, weil dadurch die Kraft des Gebets geläugnet würde.

Man hat diesen Leuten damals geantwortet, die Erhörung sey eben so gut in den Zusammenhang gebracht, als das Gebet, und zwar als eine Begebenheit, von der das Gebet die Bedingung sey.

Wollte der Verfasser weiter gehen, und bey den fast wunderbaren Erhörungen des Gebets das Wörtchen fast weglassen, so würde ich, anstatt darüber mit ihm zu streiten, nur das erinnern, daß die Gabe, Wunder zu thun, wohl nicht anders ertheilt wird, als zugleich mit der Gabe zu beurtheilen, ob Wunder geschehen sollen. In des Verfassers System also würde ich ihm sagen, wofern sein Geist der Einsicht, ob Gott Wunder wolle gethan

haben, nicht fähig sey, so könne ihm auch der Glaube zum wunderthätigen Gebete nicht gewährt werden. Ueber den Mangel dieses Glaubens aber habe er nicht zu seufzen, so wenig als ein rechtschaffener und brauchbarer Unterthan seufzt, daß sein Fürst nicht durch ihn geheime Kabinetsbefehle ausführt.

Zu des Verfassers eignen Sätzen gehören seine Urtheile über Schriftsteller. In Rabener bemerkt er (den 16. Januar) bey aller Laune doch überall gute Absichten, und zieht ihn dieserwegen Swiften vor. Ein Urtheil, das, von einem Richter mit einem solchen Geiste, mit einem solchen Herzen gefällt, Rabenern mehr Ehre macht, als zwanzig Gedichte auf seinen Tod hätten thun können.

Basedowen ist der Verfasser gut (den 30. Januar), weil der Mann selbst denkt und untersucht, zu irren scheint, aber durch seine Unternehmung verdient, daß der Verfasser Gott bittet, durch ihn der bessern Erkenntniß und der Wahrheit einen offnern und gebahntern Pfad zu bereiten.

Sollte dieses Gebet nicht, nach des Verfassers eignen Aussprüchen, noch einen Zusatz vertragen, der Basedowen selbst richtige Einsichten, und dadurch noch größere Fähigkeit für sein Vorhaben wünschte? oder versteht sich dieser Zusatz von sich selbst?

Mit dieser Einschränkung, dächte ich, würden es selbst Diejenigen nicht verwerflich finden, die mit dem Verfasser hier in dem einzigen Punkt eins seyn möchten, daß Basedow irrt; wenn sie sich nur erinnern, daß die Vorsehung auch Irrende, wo nicht als Werkzeuge, doch als Veranlassungen gebraucht hat, daß wichtige Wahrheiten sind aufgesucht, bestätigt, ausgebreitet worden. So über Basedow zu denken, wird allemal sittlich und christlich besser seyn, als wenn ihm Jemand unredliche Mittel und Absichten vorwerfen wollte, der sich selbst überall durch Versprechungen, die er nicht zu halten gedachte, und Ruhm von Verdiensten, davon die wahren nicht sein eigen wären, fortgeholfen hätte.

Zu Erregung guter Gedanken und erhabener Empfindungen ist dieses Tagebuch allerdings sehr zu empfehlen. Auch wer glaubt, des Verfassers Sittenlehre sey zu strenge, wird wohl thun, wenn er dadurch veranlaßt wird, die seinige zu prüfen, ob sie nicht zu gelinde sey.

Nachahmer befürchte ich für Deutschlands Erbauung eben nicht.

Den Ton von Klopstock's Hexametern und Young's Empfindungen suchten freylich Manche nachzukrähen und nachzuwinseln; aber wenn einer unserer Nachahmer sich entschließen sollte, sein Innerstes zu beobachten, so wird er hoffentlich noch so klug seyn, der Welt nicht zu sagen, was er gesehen hat.

In einer philosophischen Bibliothek gehört dieses Buch zu denen, welche als Sammlungen psychologischer Erfahrungen wichtig sind; wir haben an solchen Büchern noch nicht den Ueberfluß, den wir an Sammlungen von Versuchen in der Physik haben: denn die Seelen lassen den Erfolg der Experimente an ihnen nicht so gern bekannt werden, als die Körper. Eines weiß ich doch zu nennen, dessen Verfasser auch mit dem gegenwärtigen viel Aehnliches hat. Ich meyne M. Bernds Lebensbeschreibung; er war in Leipzig, und verließ seinen Dienst wegen eines Buches, das dem theologischen Lehrbegriffe nicht gemäß war. Unverständige haben über diese Lebensbeschreibung gelacht; für Kluge ist sie als die Geschichte der Seele eines Hypochondristen lehrreich gewesen. Ich habe den Mann selbst in meiner Jugend gekannt, ich bemerke aber nicht, daß ich einiges Vorurtheil für ihn hätte, und in manchen philosophischen Sätzen hat er am wenigsten meinen Beyfall; also irre ich wohl nicht zu sehr, wenn ich glaube, er habe, was Temperament und Natur ist, genauer bemerkt, und darauf richtigere Urtheile von sich selbst und von Andern gegründet, als der Verfasser des gegenwärtigen Tagebuches.

Ueber den Nutzen eines solchen Tagebuches läßt sich doch auch eine kleine Untersuchung anstellen. Seine täglichen Handlungen des Abends zu prüfen, das empfahl schon Pythagoras seinen Schülern; aber sie aufzuschreiben, erfodert wenigstens Zeit, in der sich selbst Handlungen vornehmen lassen. Was das Aufschreiben verdiente, Fehler, denen tiefer Kummer folgt, göttliche Wohlthaten, die uns vorzüglich rühren, das, dächte ich, bliebe wenigstens in einem Gemüthe, wie das des Verfassers ist, ziemlich lange auch unaufgeschrieben. Geschichten, die der Vergessenheit, wenigstens für uns, entzogen zu werden verdienen, diese zu der Zeit aufzuschreiben, wenn man sie noch ganz lebhaft gegenwärtig hat, das habe ich auch längst nützlich gefunden. Aber wie oft der Verfasser seinen Pelz angezogen, oder seine Tabackspfeife angezündet hat, dabey ist mir eingefallen, was ein Mädchen dem

Beichtvater antwortete, der sie nach ihrem Namen fragte: Mein Name ist keine Sünde!

Ein Zierrath des Buches, aber ein sehr wesentlicher, sind Bilder. Den 3. Januar macht sich der Verfasser das Gesetz, alle Situationen, deren sinnlicher Anblick einen mehr beschämenden Eindruck macht, als wenn sie blos mit Worten beschrieben würden, zu zeichnen. Er verspricht bey der ersten Zeichnung einen, Engeln und Menschen abscheulichen Anblick, man wendet das Blatt um, und sieht einen Mann ordentlich im Bett zugedeckt liegen, eine dampfende Lampe und einen Theekessel auf einem dampfenden Kohlenbecken. Uebel gerochen hat vielleicht das Alles zusammen, aber der Geruch ist nicht mit gezeichnet.

Den 17. Januar bereut der Verfasser einen Tag, den er in einer Gesellschaft verderbt hat, nicht als ob er da etwas Böses gethan hätte, sondern weil er nicht so viel Gutes gethan hat, als er denselben hätte thun können (im Vorbeygehen, er hat nicht bedacht, daß er manche seiner andern Tage auch noch etwas Schlimmeres gethan hat, als an diesem, wo er mit Niemandem gezürnt, keinen Menschen ein Vieh geheißen hat).

Nun, weil er diesen Tag bereut, so bringt er den folgenden Vormittag mit vier Zeichnungen dessen, was daran vorgegangen ist, zu, das heißt, er verderbt sich noch einen halben Tag, weil er einen ganzen verderbt hatte. Denn zu glauben, daß ihn diese Zeichnungen vor einem Rückfalle bewahren werden, wenn es vernünftige Gedanken nicht thun, das hieße den Verfasser für sinnlicher halten, als den sinnlichsten Menschen.

Indessen, wenn ihm seine Zeichnungen zu seiner Besserung wichtig scheinen, so könnten sie auch vielleicht folgende Betrachtungen veranlassen: Auch nur erträglich zeichnen zu lernen, mußte er viel Zeit darauf verwandt haben, in der er nicht alle Augenblicke an die Ewigkeit denken konnte; mußte er manches Bild entworfen haben, das nicht lasterhaft, aber auch nicht eigentlich andächtig war; manches Vergnügen über diese seine blos irdische Arbeit empfunden haben, durch manches Lob dabey seyn aufgemuntert worden. Entweder er muß es sehr bereuen, daß er zeichnen kann, oder etwas von der Strenge nachzulassen, mit der er sich und Andere beurtheilt.

Denn nach dieser Strenge macht er sich über das Alles, was

hatte. Also: diese Begebenheiten erfolgen nach einer bekannten ziemlich einfachen Ordnung, und haben daher mit den so verwickelten, so mannichfaltigen Schicksalen der Menschen und der Staaten nichts zu thun. So hätte der gemeine Menschenverstand auch vor Kopernikus Zeiten schließen können. Aber der damalige Menschenverstand schloß so: Wer die Begebenheiten am Himmel vorher weiß, kann auch die auf der Erde vorher wissen. Und warum hätte man ihn nicht noch immer leiten können, einige Tausend Jahre länger eben so fort zu schließen?

Zu zeigen, wie die Planeten nach ihren Stellungen gegen einander auch in der Kopernikanischen Weltordnung die alten astrologischen Wirkungen ausüben könnten, haben Kepler und Morin viel Scharfsinnigkeit angewandt, selbst Geometrie gemißbraucht. Diesen Einfall, so tiefsinnig eingekleidet, hätten gewiß die Menschen immerfort geglaubt, ohne ihn prüfen zu können, wenn man nur ferner verlangt hätte, daß sie ihn glauben sollten.

Daß unsere Zeiten nicht so leichtgläubig sind, als die vorigen, ist nur in einer sehr eingeschränkten Bedeutung wahr. Wenn die Astrologie mit der Orthodoxie zusammenhinge, da wollte ich ihr freylich jetzt wenig Glück versprechen, weder an Höfen, noch bey jungen Theologen. Aber die Patriarchen der Astrologen sind Heyden und Mohammedaner, also ihre Lehren von allem christlichen Aberglauben frey, selbst einigen Vorschriften der Bibel offenbar entgegengesetzt, und das, dächte ich, gäbe ihnen wohl noch eine Empfehlung bey unsern aufgeklärten Zeiten. Solche alte ehrwürdige Lehren der Vergessenheit, die ihnen droht, zu entreißen, das wäre doch dem Verfahren der Philosophen nicht unähnlich, die Moses Nachrichten sehr unglaublich finden, aber von den Sinesen sich Jahrmyriaden vorzählen lassen.

Die Astrologie hat gewiß nie so viel Geld eingebracht, als die Zahlenlotterien; denn man findet nie, daß Wahrsagercomtoire wären von großen Herren angelegt und verpachtet worden. Und gleichwohl, wer eine von beyden Thorheiten begehen will, beginge immer die kleinste, wenn er sein Geld dem Astrologen zuwendete. Es wäre sehr schlimm, wenn von 117480 Wahrsagungen nicht mehr als zehn eintreffen sollten: aber die fünf Zahlen eines Auszuges im Lotto können nicht mehr als zehn Ternen enthalten von den 117480, die überhaupt möglich sind. Und so läßt sich

immer die Erfüllung einer Wahrsagung eher hoffen, als eine Terne. Man setze hinzu, daß eine Wahrsagung zu meinem Vortheile erfüllt werden kann, ohne Myriaden Unglückliche zu machen, und daß das mit einer Terne nicht angeht, so dürfte man wohl behaupten, bey Denen, die Wahrsager fragten, sey nicht nur der Verstand, sondern auch das Herz besser gewesen, als bey Denen, die auf Ternen, oder gar auf Quaternen hoffen

Wollte ich das Gleichniß von den Lotterien noch erweitern, so könnte ich beyfügen, daß die erhabensten unter den Deutschen Gerechtigkeit und Schutz ihres Eigenthums von einem hohen Gerichte erwarten, wo die Frage: ob ihre Sache die nächsten zehn Jahre nur zum Vortrage kommen wird? nichts weiter ist, als die Frage: ob ein Lotterieloos unter etlichen Tausenden gewinnen wird? Ich sage hier nur das, was ein einsichtsvoller und Wahrheit liebender Schriftsteller von der Sollicitatur gesagt hat.

Was läßt sich nicht der Deutsche, welcher nur seine Muttersprache lesen kann, Alles von Journalisten weiß machen? Und was beschwatzen nicht die Franzosen Alles den Deutschen, der kein deutsch lesen kann? Sollte beyde Theile unserer Nation der Astrologe nicht von seinen viel geringern Ungereimtheiten überreden?

Außer Deutschland dürfte die Astrologie eben so wenig an ihrem Glücke verzweifeln.

Der Engländer, der noch vor nicht gar zu viel Jahren einen Mann in eine Quartbouteille wollte kriechen sehen, der sich an der Themse versammelte, patagonische Riesen aussteigen zu sehen, der vor Kurzem auf das Poltern des Geistes in Cocklane horchte, und noch auf Wilks und Junius patriotisches Lästern horcht, der würde gewiß auch seinen Landsmann Merlin hören; vor allen Dingen, wenn Merlin wider den Hof weissagte.

Ob der Franzose an die Astrologie glauben würde, das kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß er, ohne an sie zu glauben, doch Astrologen fragen würde, sobald es Mode wäre; denn unter den Gehorsam der Mode nimmt ja selbst der Franzose seine Vernunft gefangen, der Vernunft gefangen zu nehmen hat.

Nun aber diese Mode aufzubringen, wäre nur ein junger wohlgebildeter munterer Astrologe nöthig. Den guten Ton dazu würde bald das Geschlecht angeben, das in Frankreich Staat,

Krieg, Wissenschaften und Religion trotz dem salischen Gesetze regiert.

Diese Hoffnung versichert dem ersten Astrologen, der sie nöthig hätte, eine ganz neue Begebenheit. Hr. de la Lande hatte von den Wirkungen, die Kometen haben können, ungefähr so etwas gesagt, wie etwa vor siebenzig Jahren Whiston in England und vor dreyßig Jahren Heyn in Deutschland gesagt haben. Was Whiston's Schrift in England für Folgen gehabt hat, weiß ich nicht so genau, es steht etwas davon in Swift's Werken; aber wer wird den Spötter als Gewährsmann einer Begebenheit anführen? Heyn's Geschichte fällt in meine Lebenszeit. Ich weiß, daß er Niemanden beunruhigt hat, als ein Paar Pfarrer und Schulrectoren, die wider ihn geschrieben, und bey der Gelegenheit gezeigt haben, daß sie noch viel weniger Physik und Mathematik verstanden, als Heyn, der selbst so wenig verstand. Der deutsche Laie ließ die Gelehrten streiten, und erwartete ruhig bey einem Glase Wein den Kometen, der das Vorspiel des jüngsten Tages bringen sollte.

Die Franzosen mögen Ursachen haben, sich vor dem jüngsten Tage mehr zu fürchten, als die Deutschen; denn in Paris entstanden über Hrn. de la Lande's Aeußerung so allgemeine und unbändige Unruhen, daß die Polizey ihre Aufmerksamkeit darauf richten mußte, und daß der Astronom genöthigt war, sich zu erklären, er habe es so böse nicht gemeynt, und es können noch viele Kometen kommen, ehe die Welt untergeht.

Dieses Verhalten einer Stadt, aus welcher alle Deutschen, die das Geld dazu haben, ihre Weisheit holen, vom Fürsten bis herunter zum Candidato juris, der als Hofmeister den Kaufmannssohn führt, fällt in das Jahr tausend siebenhundert und drey und siebenzig, in welchem Jahre aus der guten Stadt und berühmten Universität Göttingen Ungelehrte und Gelehrte nach Osterode wallfahren, daselbst, mit der Hand eines siebenten Sohnes vom Speichel seiner Mutter benetzt, ihren Kranken über das Maul streichen zu lassen. Wer an den siebenten Sohn glaubt, der würde gewiß auch an die sieben Planeten glauben.

In der That braucht der Satz, daß sich die Sterndeuterey wohl hätte erhalten können, gar nicht durch das unterstützt zu werden, was die Juristen probationem artificialem nennen. Bey

ein wenig Umgange, und mit Personen nicht vom geringsten Range, wird man immer Leute finden, die sich wohl wahrsagen ließen, wenn es Jemand thun wollte. Ich wüßte hier von mir vorgekommene Erfahrungen anzuführen, ich will aber nur eine öffentlich bekannte erwähnen; es sind noch nicht dreyßig Jahr, daß der Königl. poln. Churf. sächs. Hofastronomus Kindermann unter dem Schutze eines der höchsten damaligen Minister weissagte; in eben dem Lande, dessen Kalender etwa dreyßig Jahre vorher durch den Leipziger Lehrer der Mathematik, Junius, zuerst unter den deutschen Kalendern, von den astrologischen Thorheiten waren gereinigt worden.

Ich darf also für sicher annehmen, daß die Astronomen die Astrologie untergehen ließen, nicht weil sie mußten, sondern weil sie wollten. Und nun bleibt also noch die Frage, ob sie daran klug gethan haben?

Gewiß nicht, wenn die Astronomie für sie nichts war, als ein Brodtstudium. Hofften sie wohl das Ansehen, den Unterhalt, die ihnen Wahrsagerkünste gegeben hatten, auch noch bey der wahren Astronomie? Etwa deswegen, weil diese den menschlichen Verstand auf seinen höchsten Gipfel erhebt, und den Schöpfer völlig so groß zeigt, als die Vernunft ihn fassen kann? Wenn sie sich solche Hoffnungen machten, so hatten sie gewiß vor Beschäftigungen mit der obern Welt die niedere gar nicht kennen gelernt!

Allein die ersten, und daher eifrigsten Bestreiter der Astrologie hatten sie selbst gelernt und getrieben. Und Niemand hat mehr Gelegenheit, der Menschen, hauptsächlich der Thoren, Gesinnungen und Neigungen kennen zu lernen, als ein Wahrsager; er kann selbst seine Kunst ohne diese Kenntniß nicht wohl ausüben. Also erwarteten Diejenigen, welche die Sterndeuterey aufgaben, gewiß nicht, daß ihre Mitbürger der Vernunft die Opfer bringen sollten, die sie bisher dem Wahne gebracht hatten.

Es war Gewissenhaftigkeit, sich nicht ferner von Betrügereyen zu nähren; und bey derselben nicht zu verhungern, das setzte voraus, daß der Astronom noch sonst etwas Brauchbares gelernt hatte, sonst hätte er doch bey seiner bisherigen Lebensart sein Gewissen beruhigen müssen, wie es mancher Advocat beruhigt.

Wenn dem Astronomen die Wissenschaft, die er aus Neigung trieb, als Wissenschaft nichts einbrachte, so war es ihm gleich-

gültig, die Zeit, die er ihr einmal entziehen mußte, auf ganz fremde Beschäftigungen, oder auf solche zu wenden, die von ihr nur Namen hatten. Konnte ihm noch etwas die letzten erträglicher machen, so war es der Gedanke, daß sie der Astronomie ein Ansehen größerer Wichtigkeit gäben.

Ich habe aber schon gezeigt, daß allgemeine und große Achtung gegen die Sterndeutung doch der Astronomie sehr wenig Vortheile gebracht hat.

Gegentheils, seit dem Falle der Sterndeuterey ist der Gebrauch der Astronomie in der Zeitrechnung, der Geographie, der Schifffahrt, erst vollkommen und allgemein geworden; ein Gebrauch, der sie auch Denen empfiehlt, für welche sie, nur als die edelste Beschäftigung des menschlichen Verstandes, keine Reizungen hätte.

Es wäre auch sehr undankbar, wenn man klagen wollte, der wahre Werth der Astronomie für den Verstand und für die äußerlichen Bedürfnisse werde ganz verkannt. Die größten Monarchen haben ihr seit mehr als hundert Jahren freygebige Achtung bezeigt. Und in Göttingen hat sie allemal von dem gnädigen Schutze, den nützliche Wissenschaften hier genießen, einen beträchtlichen Antheil erhalten.

Was der Eifer ihres Freundes noch wünschen dürfte, wäre: gründliche Kenntnisse von ihr, die einen so wichtigen Theil der Vernunft ausmachen, mehr ausgebreitet, ihre Ausübung, die in so viel Vorfällen nützlich ist, allgemeiner gemacht zu sehen.

Das heißt: er wünscht, eine große Menge seiner Mitbürger würden klüger.

Aber wenn so viele seiner Mitbürger, die sich sehr klug dünken, und denen es an Zeit und Gelegenheit sich zu unterrichten nicht gemangelt hat, von Himmel und Erde die ungereimtesten Vorstellungen haben; wenn diejenigen unter ihnen, die mit einem mäßigen Aufwande das edelste Vergnügen an den größten Werken der Schöpfung genießen könnten, nur für langweilige, thörichte, schändliche Ergötzungen reich sind, da wünscht er gewiß nicht, daß ihm diese Leute Geld für Wahrsagungen bringen sollten. Denn das dürfte er ja nicht öffentlich sagen, daß sie dumm sind.

## 7. Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst [1]).

Nach des Herausgebers Versicherung ist dieses Tagebuch verfertigt worden, ohne daß sein Verfasser die Bekanntmachung desselben vorgehabt; er würde selbst erschrecken, wenn ihm ja noch ein gedrucktes Exemplar zu Gesicht kommen könnte (was soll der Leser hierbey von dem Verfasser muthmaßen? daß solcher todt, oder daß er etwa in den unbekannten Südländern ist?). Eingeschoben, sagt der Herausgeber, sey nichts in dieses Tagebuch, Manches weggelassen, was des Verfassers Person kenntlich machen, oder Mißdeutungen veranlassen könnte.

Es enthält den Jänner 1769. Den Anfang machen Grundsätze, die der Verfasser jeden Morgen und Abend lesen und erwägen will. Als: nie ohne Dank und Gebet und den Gedanken aufzustehn, daß es zum letztenmale seyn könne. Nie Morgens oder Nachmittags an Geschäfte zu gehn, ohne vorher wenigstens einige Augenblicke einsam Gott um Segen angefleht zu haben. Täglich einige Capitel in der Bibel, besonders im Neuen Testamente, zu lesen, und einen Spruch zur öftern Wiederholung auszuzeichnen. Jeden Tag wenigstens ein Liebeswerk auszuüben, seinen Hausgenossen nützlich zu seyn, durch Essen und Trinken sich nicht in Geschäften untüchtig zu machen, nie ohne Gebet schlafen zu gehen; gesund, des Nachts nie länger als acht Stunden zu schlafen u. dgl. Die meisten dieser Grundsätze sind richtig und offenbar, und man darf dem Verfasser zutrauen, er habe sie schon längst gewußt und zum Theil beobachtet. Bey einigen findet die Unbequemlichkeit statt, die entsteht, sobald gewisse Formen der Tugend und Frömmigkeit wesentlich gemacht werden. Nicht zu lange zu schlafen, das ist eine Regel, zu der weder tiefe Philosophie, noch weniger Christenthum gehört. Nur den 3. Januar hat der Beobachter diese Regel verschlafen. Das will ich ein andermal zu verhüten suchen, würde er ermuntert gedacht haben, wenn er sie nur als eine Vorschrift, wie im Jesus Sirach stehen, betrachtet, und die verschlafene Zeit so gut als möglich

---

1) Leipzig, bey Weidmann's Erben und Reich, 1771. gr. 8. 264 S. mit vielen eingedruckten kleinen Kupfern.

einzubringen gesucht hätte. Statt dessen wird er mürrisch, schilt die Magd, daß sie ihn nicht geweckt hat, ob er es gleich nicht befohlen hatte; aber einen Schriftsteller, welcher kommt, ihm mit einer Vorlesung die Zeit zu verderben, den abzuweisen, den ohne Schmeicheleyen anzuhören, dazu hat er das Herz nicht. Nämlich das Alles deswegen, weil er es sich zu einer Sünde machte, bis 9 Uhr geschlafen zu haben, und sich vorstellte, was er den Engeln für einen Anblick dargeboten habe. Vielleicht hätte ein anderer diesen zweyten Fehler vermieden, der bey dem ersten an keinen Engel gedacht hätte.

Einer von den vorerwähnten Grundsätzen des Verfassers ist: Ich will nichts thun, das ich unterlassen würde, wann Jesus Christus sichtbar vor mir stünde, nichts, was mich nur vielleicht in der ungewissen Stunde meines gewissen Todes gereuen könnte; Alles ohne Ausnahme im Namen Jesu Christi, und als sein Jünger thun, alle Stunden zu Gott um den heiligen Geist seufzen, und in einer beständigen Verfassung zum Gebete seyn.

Der erste Theil dieses Grundsatzes scheint die Frömmigkeit gar zu sinnlich zu machen. Der Gedanke, daß wir Alles vor einem allwissenden Gotte thun, soll freylich beständig in uns wirksam seyn, und wenn der nicht mächtig genug ist, so wird die Einbildung des sichtbaren Erlösers ungefähr für uns das seyn, was ein wiederkommender Todter für die wäre, die Mosen und die Propheten nicht hörten. Der Verfasser hat nicht bedacht, daß es gewisse uns unvermeidliche Handlungen giebt, bey denen, nach allen Begriffen vom Wohlstande, es höchst anstößig wäre, an das sichtbare Dastehen zu denken.

Freylich, wenn man dieses gegen den Herrn Verfasser erinnert, schicanirt man ihn gewissermaßen, blos über den Ausdruck eines an sich wahren Satzes. Indessen dient dies eben zur Beurtheilung, ob es wohl gethan sey, wichtige Vorschriften der Religion so sinnlich auszudrücken.

Der nächste Theil des Grundsatzes könnte auch oft einen Mißbrauch des Namens veranlassen, in welchem der Herr Verfasser Alles ohne Ausnahme thun will; und dieses muß er sich doch recht ernstlich vorgenommen haben, weil er Alles ohne Zweifel in seinem Manuscripte unterstrichen gehabt, und noch die Definition davon hinzusetzt. In diesem Namen haben die Jünger des

Heilandes wohl Wunder gethan; aber schwerlich Alles ohne Ausnahme.

In einer beständigen Verfassung zum Gebete zu seyn, kann so viel heißen: nie die Vorstellung eines Gottes, in dem wir leben und sind, aus den Gedanken lassen, und so können wir bey allen unsern Geschäften beten. Sollte aber Gebet hier das heißen, was man gewöhnlich so nennt, so steht es nicht allemal in unserer Willkühr, unsere Gedanken von dem, worauf sie jetzt gerichtet sind, vielleicht unserer Pflicht nach gerichtet seyn müssen, abzuziehen, und ein förmliches Gebet mit Andacht zu thun. Was der Herr Verfasser hier meyne, hat er nicht erklärt. Da er für sich schrieb, war dies kein Fehler. Nun aber sein Aufsatz zu Erbauung bekannt gemacht wird, wäre es nicht überflüssig gewesen, Mißdeutungen vorzubeugen, die frommen Seelen sonst Schwierigkeiten machen, und Uebelgesinnten Gelegenheit zum Spott geben können.

Ueberhaupt scheinen diese Grundsätze allzusehr auf den speculativen Gottesdienst gerichtet, auf fromme Empfindungen, die ohne Zweifel die erhabensten, selbst die angenehmsten sind, deren Menschen fähig sind, denen wir uns aber nach den Absichten Gottes eben deswegen nicht allemal überlassen können, weil er uns allerley irdische Geschäfte aufgelegt hat. Daß diese Geschäfte, so gut wir unsere Pflichten dabey erkennen, auszurichten, auch Gottesdienst sey, hätte wohl in den Grundsätzen verdient angezeigt zu werden, wenigstens im Druck für Leser, in seiner Handschrift war es ihm wohl als etwas ihm Bekanntes entbehrlich.

Der Herr Verfasser erwacht den 1. Januar um 3 Uhr, und hat bey dem Jahreswechsel Gedanken, die er hoffentlich diese Nacht nicht allein gehabt hat. Er schläft wieder ruhig ein, und erwacht vor 6 Uhr.

Er nimmt sich vor, Niemandem blos mit dem Munde ein gutes Jahr zu wünschen. Er hält es für niedrige Heucheleyen, nicht das zu denken und zu wünschen, was man zu denken und zu wünschen scheinen will. Sollte diese Heucheley so schwer zu vermeiden seyn? Kann man den Wunsch nicht in so allgemeinen Ausdrücken abfassen, nach denen man Jedem das wünscht, was man ihm als Christ wünschen muß? vielleicht nicht Alles sagt, was man ihm wünscht, denn man könnte Manchem wohl

in Gedanken mehr Verstand und Tugend wünschen, aber ist es Heucheley, nicht Alles zu sagen, was man denkt?

Der Verfasser muß indessen bey diesem mehr Schwierigkeiten gefunden haben. „Bey dem Neujahrswunsche meiner Magd unterdrückte ich einige bittere Anmerkungen, die sich darein mischen „wollten. Ich gab dem Tone meiner Stimme die natürliche sanfte „Gelassenheit, welche die unzertrennlichste Gefährtinn der wahren „Einfalt und Aufrichtigkeit ist — aber läugnen will ich es nicht, „ich fühlte es, daß ich meine Bitterkeit überwand, ich glaubte „etwas Großes gethan zu haben — und etwas Kriechendes mein „Herz, wenn du dich weniger überwunden hättest.“

Die Magd ist, wie aus der Folge erhellt, vielleicht ein Trotzkopf gewesen. Solche Menschen aber macht man durch Bitterkeit nicht besser, sondern schlimmer. Das weiß man ohne Christenthum. Also ist es Pflicht, ihnen nicht bitter zu begegnen, am allerwenigsten bey einer durch die Gewohnheit eingeführten freundschaftlichen Feyerlichkeit. Hätte ein Schüler des Sokrates vom Gefühle der Bitterkeit gegen einen Dienstboten, von Ueberwindung, von etwas Großem dabey geredet, wie wenig hätte der noch von seinem Lehrer gelernt gehabt.

Er giebt der Magd noch denselben Tag Abends ein Bündelchen alte abgetragene Wäsche für ihre kranke arme Mutter, die oft um dergleichen, ihrer Wunden wegen, hatte bitten lassen. Als die Magd dieserwegen gerufen wird, antwortet sie trotzig: sie könne nicht kommen. Nach fünf Minuten kommt sie und fragt, was er zu befehlen habe, und er ist stolz darauf, sie durch eine Wohlthat beschämen zu können. Es ist ein Triumph für ihn, sie so bestürzt, so beschämt mit dem Geschenke wegeilen zu sehen.

Die Tochter einer armen alten Frau hatte ohne Zweifel sehr schlechte Kenntniß von Religion und Moral; ihre Dürftigkeit und was solche begleitet, machten sie verdrießlich; wie beschwerlich sie dadurch Andern fiel, das ganz zu verstehen, war ihr Verstand zu schwach, ganz zu empfinden ihr Gefühl zu stumpf. So hätte sich ungefähr ein Schüler des Sokrates den Trotz der Magd erklärt. Und nun über so etwas zu triumphiren? Erfreuen konnte ihn, wenn er an dieser Gemüthsart etwas verbesserte. Ihr aber als eine beschämende Wohlthat anzurechnen, was an sich von so geringem Werthe, ihm selbst nicht mehr brauchbar, was Pflicht

gegen ihre elende Mutter, auf öfteres Bitten so lange versäumte Pflicht war? Stolz könnte ein Heyde darauf nicht seyn, eher vielleicht darüber demüthig.

Mir scheint es, als hätte der Verfasser Gesinnungen der geoffenbarten Religion zu oft brauchen wollen, wo natürliche Moral genug gewesen wäre; die Vernunft ist sowohl ein Geschenk Gottes, als die Offenbarung, und die letztere muß etwas von der Ehrfurcht, durch die sie über unsere Seelen wirken soll, verlieren, wenn man sie immer zu Geschäften, wo jene genug wäre, erniedrigt. Wer die Mechanik versteht, braucht künstliche Hebezeuge nicht, wo bloße Menschenhände, etwa mit Seilen und Rollen, genug sind; verfährt er anders, so setzt er sich der Gefahr aus, daß vielleicht die wirksamsten Schrauben und Räder, bey deren Gebrauch er ein kleines Versehen begeht, das nicht leisten, was einfachere Mittel geleistet hätten.

Ich muß überhaupt gestehen, mir, der ich von Natur ziemlich gutherzig bin, aber, eben weil ich meine Gutherzigkeit großentheils als Temperament ansehe, ihr keinen hohen Rang, auch nur als einer philosophischen Tugend einräume: mir kommt es etwas sonderbar vor, wie der Verfasser oft keine Gutherzigkeit ausübt, dazu er doch unendlich erhabenere Bewegungsgründe so stark empfindet. Den 2. Jänner ist sein Tagespruch: Gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der von dir entlehnen will. Eine arme Frau, die sechs Thaler zur höchsten Bedürfniß braucht, wird von ihm mit den Worten abgewiesen: ich kann euch in Gottes Namen nicht helfen. Und wenn seine Ehegattinn ihm nicht zugeredet, selbst ein Erbieten, das für ein Frauenzimmer großmüthig ist, dabey gethan hätte, so wäre die Arme ganz hülflos fortgeschickt worden.

Mit Recht erinnert ihn seine Ehegattinn bey der Gelegenheit: nicht mit dem Evangelio zu prahlen. Wenn sie bereit war, den Ring vom Finger zu dieser Wohlthat anzuwenden, und hierzu ohne langen Kampf mit sich selbst, ohne vorhergehendes Gebet bereit war, so zeigt dieses ein natürliches sehr gutes Herz an, das die dem Frauenzimmer doch auch natürliche Liebe zum Putze nicht besiegte, sondern unterdrückte. Ein solches Herz handelt ohne langes Bedenken so, wie der Verfasser einsieht, daß man handeln soll, und doch kaum nach Erkenntniß seiner Pflicht und Gebet handelt.

Ein andermal, als er den 7. Januar verreiste, laufen ein Paar arme Kinder, die zur Kirche gehen, neben seiner Kutsche um ein Almosen her; sie hauchten in die Hände, sahen sehr erfroren aus; er läßt sie ein wenig nebenher laufen, bewegt sich nicht, lächelt halb, nachdem er zu Gott um die Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen geseufzt hatte, langt er mit einigem Unwillen, weil ihn sein Pelzrock hinderte, in die Tasche, und wirft ihnen ein Paar Groschen in den Schnee hinaus, die sie mit ihren von Kälte rothen, halb geschwollenen Fingern suchen müssen. Das that ich, sagt er selbst, auf der Reise zu einem tödtlich Kranken.

Wenn ich den Verfasser nur aus dieser Handlung kennte, so wollte ich auf freyem Felde lieber einem feindlichen Husaren begegnen, als ihm. Denn was soll man von dem Herzen eines Mannes denken, der Gott erst um Lenkung seiner Gedanken und Empfindungen bitten muß, ehe er sich entschließt, armen Kindern ein Almosen zu geben? und der es ihnen alsdann auf eine so grausame Art giebt? zum Beweise, daß dieses ungereimte Gebet unerhört geblieben war!

Um nicht ungerecht zu seyn, muß ich beyfügen, daß in der Folge dann und wann bessere Proben von des Verfassers Wohlthätigkeit vorkommen.

Der sterbende Freund, und des Verfassers Empfindungen bey der Leiche, sind, vor vielen andern Stellen, lehrreich und rührend, hoffentlich nicht allen Lesern ganz neu, denn daß Jemandem, der mit Empfindung denkt, ein Sterbebett, ein Sarg, oft erbaulicher sind, als die Kanzel, ist eben keine unbekannte Wahrheit.

Der Herr Verfasser macht sich Bedenken darüber, daß die Vorstellungen, die diese Begebenheiten in ihm erregten, nicht ununterbrochen fortdauern, daß er, gleich nach der Zurückkunft von dem Begräbnisse, in einer Gesellschaft, die daran wenigstens so viel Theil als er zu nehmen nicht Ursache hatte, in's Schwatzen, in's Tändeln, sogar (zitternd hat er es hingeschrieben) in's Lachen geräth.

Wo ich mit dem Verfasser nicht einerley Meynung bin, begehre ich ihn deswegen nicht zu tadeln; seinem Gewissen Regeln vorzuschreiben, dazu bin ich so wenig berechtigt, so wenig ich ihm dieses Recht über das meinige einräume. Meine eigne Erinne-

rung aber versichert mich, daß man bey der Rückkunft vom Begräbnisse eines Freundes lachen kann, und daß doch die Empfindungen, die sein Sterben erregt hat, viele Jahre lang wirksam seyn können, vielleicht bis sie noch traurigern Platz machen.

Daß wir für eine Ewigkeit leben, der Gedanke muß unsere Handlungen regieren, aber uns nicht zu den Geschäften untauglich machen, die Gott hier uns aufgetragen hat, auch nicht die Vergnügungen verbittern, durch die wir uns bey diesen Geschäften aufheitern, selbst geschickter zu ihnen machen. In die Gemüthsverfassung wird uns dieser Gedanke bringen, daß wir die hiesigen Geschäfte nicht für unsere letzte Bestimmung, die Vergnügungen nicht für unser einziges Glück halten. Auf diese Art, däucht mich, muß ein Todesfall in uns beständig wirksam bleiben; es ist uns vielleicht dienlich gewesen, einen Gedanken, den wir sonst zu schwach gedacht hätten, mit gehöriger Stärke in uns zu erregen, ungefähr wie verstockte Säfte durch eine elektrische Erschütterung in Bewegung gebracht werden. Aber wenn die Lähmung nicht unheilbar ist, so setzen die Säfte nachher die Bewegung für sich fort.

Von dem Verfasser scheint es fast, als erfodere er zur Gesundheit einen beständigen elektrischen Zustand, und glaube nicht Wärme genug zu haben, wenn er nicht Funken von sich giebt.

Sollte der Verfasser hierin und überhaupt in der Strenge seiner Sittenlehre zu weit gehen, so ist dieses Uebertriebene doch offenbar eine Folge eines ernsten und tiefen Nachdenkens und der vortrefflichsten Gesinnungen, nur in einem Gemüthe, dessen Hauptzug eine außerordentliche Lebhaftigkeit ist, die nichts mittelmäßig denkt oder empfindet. Bey geringen Veranlassungen zu Mißvergnügen wird sie zum heftigsten Zorne, beym erkannten Fehler zur schmerzlichsten Reue, bey Vorstellungen der Religion zum Enthusiasmus.

Auf der Schaubühne gehörte zu diesem Charakter, des Contrasts wegen, eine Ehegattinn voll sanfter, frommer Vernunft. Und daß es auch in der wahren Geschichte so ist, erkennt der Leser als eine Güte der Vorsehung gegen einen Mann, der so sehr verdient glücklich zu seyn, und der, mit einer Gesellschafterinn von ihm ähnlicher Gemüthsart, sehr unglücklich seyn würde.

Wenn man den Verfasser nach diesem seinem Temperamente

beurtheilt, so wird man ihn mit leichtsinnigem und ungerechtem Tadel verschonen. Seine Sätze, wo sie von gemeinen Meynungen abzugehen scheinen, lassen sich, so viel ich davon untersucht habe, nicht durch eine kurze Beurtheilung niederschlagen. Sie sind immer zum Theil wahr, nur vielleicht von ihm über die gehörigen Gränzen erstreckt; aber ihnen ihre gehörige Bestimmung zu geben, und sie darnach zu prüfen, das ist wenigstens hier mein Werk nicht, wo ich nicht Lust habe, etliche philosophisch-theologische Abhandlungen zu schreiben; ich weiß nicht, ob es das Werk mancher andern Recensenten gewesen ist, die dieses Buch etwa so gelesen haben, wie sonst eine allerliebste witzige Kleinigkeit.

Einen Satz, weil ihn der Verfasser selbst beym 20. Januar als eine seinen Gedanken nach neue Wahrheit anführt, kann ich doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. „Alles, was ihr „bittet im Gebete, so ihr glaubet, so werdet ihr es empfahen.“ Diese Verheißung, meynt er, werde mit Unrecht nur auf Die eingeschränkt, denen sie mündlich geschah, und erfährt zu seiner Bestärkung, von einem Freunde, der eben so denkt, Beyspiele ganz frappanter und äußerst wunderbarer Gebetserhörungen.

Sollte eine Wahrheit, die in diesem Satze des Verfassers liegt, so gar verkannt seyn, daß er Ursache hätte, ihn nur mit Furchtsamkeit bekannt zu machen? Luther glaubte gewiß viel durch sein Gebet ausgerichtet zu haben, und eine Meynung, die von der des Verfassers nicht weit abgeht, muß wohl bey Denen zum Grunde gelegen haben, denen die Wolfische Lehre von dem Zusammenhange aller Begebenheiten in der Welt anstößig war, weil dadurch die Kraft des Gebets geläugnet würde.

Man hat diesen Leuten damals geantwortet, die Erhörung sey eben so gut in den Zusammenhang gebracht, als das Gebet, und zwar als eine Begebenheit, von der das Gebet die Bedingung sey.

Wollte der Verfasser weiter gehen, und bey den fast wunderbaren Erhörungen des Gebets das Wörtchen fast weglassen, so würde ich, anstatt darüber mit ihm zu streiten, nur das erinnern, daß die Gabe, Wunder zu thun, wohl nicht anders ertheilt wird, als zugleich mit der Gabe zu beurtheilen, ob Wunder geschehen sollen. In des Verfassers System also würde ich ihm sagen, wofern sein Geist der Einsicht, ob Gott Wunder wolle gethan

haben, nicht fähig sey, so könne ihm auch der Glaube zum wunderthätigen Gebete nicht gewährt werden. Ueber den Mangel dieses Glaubens aber habe er nicht zu seufzen, so wenig als ein rechtschaffener und brauchbarer Unterthan seufzt, daß sein Fürst nicht durch ihn geheime Kabinetsbefehle ausführt.

Zu des Verfassers eignen Sätzen gehören seine Urtheile über Schriftsteller. In Rabener bemerkt er (den 16. Januar) bey aller Laune doch überall gute Absichten, und zieht ihn dieserwegen Swiften vor. Ein Urtheil, das, von einem Richter mit einem solchen Geiste, mit einem solchen Herzen gefällt, Rabenern mehr Ehre macht, als zwanzig Gedichte auf seinen Tod hätten thun können.

Basedowen ist der Verfasser gut (den 30. Januar), weil der Mann selbst denkt und untersucht, zu irren scheint, aber durch seine Unternehmung verdient, daß der Verfasser Gott bittet, durch ihn der bessern Erkenntniß und der Wahrheit einen offnern und gebahntern Pfad zu bereiten.

Sollte dieses Gebet nicht, nach des Verfassers eignen Aussprüchen, noch einen Zusatz vertragen, der Basedowen selbst richtige Einsichten, und dadurch noch größere Fähigkeit für sein Vorhaben wünschte? oder versteht sich dieser Zusatz von sich selbst?

Mit dieser Einschränkung, dächte ich, würden es selbst Diejenigen nicht verwerflich finden, die mit dem Verfasser hier in dem einzigen Punkt eins seyn möchten, daß Basedow irrt; wenn sie sich nur erinnern, daß die Vorsehung auch Irrende, wo nicht als Werkzeuge, doch als Veranlassungen gebraucht hat, daß wichtige Wahrheiten sind aufgesucht, bestätigt, ausgebreitet worden. So über Basedow zu denken, wird allemal sittlich und christlich besser seyn, als wenn ihm Jemand unredliche Mittel und Absichten vorwerfen wollte, der sich selbst überall durch Versprechungen, die er nicht zu halten gedachte, und Ruhm von Verdiensten, davon die wahren nicht sein eigen wären, fortgeholfen hätte.

Zu Erregung guter Gedanken und erhabener Empfindungen ist dieses Tagebuch allerdings sehr zu empfehlen. Auch wer glaubt, des Verfassers Sittenlehre sey zu strenge, wird wohl thun, wenn er dadurch veranlaßt wird, die seinige zu prüfen, ob sie nicht zu gelinde sey.

Nachahmer befürchte ich für Deutschlands Erbauung eben nicht.

Den Ton von Klopstock's Hexametern und Young's Empfindungen suchten freylich Manche nachzukrähen und nachzuwinseln; aber wenn einer unserer Nachahmer sich entschließen sollte, sein Innerstes zu beobachten, so wird er hoffentlich noch so klug seyn, der Welt nicht zu sagen, was er gesehen hat.

In einer philosophischen Bibliothek gehört dieses Buch zu denen, welche als Sammlungen psychologischer Erfahrungen wichtig sind; wir haben an solchen Büchern noch nicht den Ueberfluß, den wir an Sammlungen von Versuchen in der Physik haben: denn die Seelen lassen den Erfolg der Experimente an ihnen nicht so gern bekannt werden, als die Körper. Eines weiß ich doch zu nennen, dessen Verfasser auch mit dem gegenwärtigen viel Aehnliches hat. Ich meyne M. Bernds Lebensbeschreibung; er war in Leipzig, und verließ seinen Dienst wegen eines Buches, das dem theologischen Lehrbegriffe nicht gemäß war. Unverständige haben über diese Lebensbeschreibung gelacht; für Kluge ist sie als die Geschichte der Seele eines Hypochondristen lehrreich gewesen. Ich habe den Mann selbst in meiner Jugend gekannt, ich bemerke aber nicht, daß ich einiges Vorurtheil für ihn hätte, und in manchen philosophischen Sätzen hat er am wenigsten meinen Beyfall; also irre ich wohl nicht zu sehr, wenn ich glaube, er habe, was Temperament und Natur ist, genauer bemerkt, und darauf richtigere Urtheile von sich selbst und von Andern gegründet, als der Verfasser des gegenwärtigen Tagebuches.

Ueber den Nutzen eines solchen Tagebuches läßt sich doch auch eine kleine Untersuchung anstellen. Seine täglichen Handlungen des Abends zu prüfen, das empfahl schon Pythagoras seinen Schülern; aber sie aufzuschreiben, erfodert wenigstens Zeit, in der sich selbst Handlungen vornehmen lassen. Was das Aufschreiben verdiente, Fehler, denen tiefer Kummer folgt, göttliche Wohlthaten, die uns vorzüglich rühren, das, dächte ich, bliebe wenigstens in einem Gemüthe, wie das des Verfassers ist, ziemlich lange auch unaufgeschrieben. Geschichten, die der Vergessenheit, wenigstens für uns, entzogen zu werden verdienen, diese zu der Zeit aufzuschreiben, wenn man sie noch ganz lebhaft gegenwärtig hat, das habe ich auch längst nützlich gefunden. Aber wie oft der Verfasser seinen Pelz angezogen, oder seine Tabackspfeife angezündet hat, dabey ist mir eingefallen, was ein Mädchen dem

Beichtvater antwortete, der sie nach ihrem Namen fragte: Mein Name ist keine Sünde!

Ein Zierrath des Buches, aber ein sehr wesentlicher, sind Bilder. Den 3. Januar macht sich der Verfasser das Gesetz, alle Situationen, deren sinnlicher Anblick einen mehr beschämenden Eindruck macht, als wenn sie blos mit Worten beschrieben würden, zu zeichnen. Er verspricht bey der ersten Zeichnung einen, Engeln und Menschen abscheulichen Anblick, man wendet das Blatt um, und sieht einen Mann ordentlich im Bett zugedeckt liegen, eine dampfende Lampe und einen Theekessel auf einem dampfenden Kohlenbecken. Uebel gerochen hat vielleicht das Alles zusammen, aber der Geruch ist nicht mit gezeichnet.

Den 17. Januar bereut der Verfasser einen Tag, den er in einer Gesellschaft verderbt hat, nicht als ob er da etwas Böses gethan hätte, sondern weil er nicht so viel Gutes gethan hat, als er denselben hätte thun können (im Vorbeygehen, er hat nicht bedacht, daß er manche seiner andern Tage auch noch etwas Schlimmeres gethan hat, als an diesem, wo er mit Niemandem gezürnt, keinen Menschen ein Vieh geheißen hat).

Nun, weil er diesen Tag bereut, so bringt er den folgenden Vormittag mit vier Zeichnungen dessen, was daran vorgegangen ist, zu, das heißt, er verderbt sich noch einen halben Tag, weil er einen ganzen verderbt hatte. Denn zu glauben, daß ihn diese Zeichnungen vor einem Rückfalle bewahren werden, wenn es vernünftige Gedanken nicht thun, das hieße den Verfasser für sinnlicher halten, als den sinnlichsten Menschen.

Indessen, wenn ihm seine Zeichnungen zu seiner Besserung wichtig scheinen, so könnten sie auch vielleicht folgende Betrachtungen veranlassen: Auch nur erträglich zeichnen zu lernen, mußte er viel Zeit darauf verwandt haben, in der er nicht alle Augenblicke an die Ewigkeit denken konnte; mußte er manches Bild entworfen haben, das nicht lasterhaft, aber auch nicht eigentlich andächtig war; manches Vergnügen über diese seine blos irdische Arbeit empfunden haben, durch manches Lob dabey seyn aufgemuntert worden. Entweder er muß es sehr bereuen, daß er zeichnen kann, oder etwas von der Strenge nachzulassen, mit der er sich und Andere beurtheilt.

Denn nach dieser Strenge macht er sich über das Alles, was

ich jetzt erzählt habe, ein Gewissen. Da nun das Alles, so viel ich einsehe, bey jeder Kunst, bey jeder mäßigen Geschicklichkeit, die im menschlichen Leben ausgeübt wird, unvermeidlich ist, so sehe ich nicht, wie des Verfassers Gewissenhaftigkeit mit den meisten menschlichen Beschäftigungen bestehen könne. Diese Beschäftigungen aber hat, so viel ich urtheilen kann, Gott uns durch die Bedürfnisse unsers jetzigen Zustandes aufgetragen. Ich gebe gern zu, daß die Eitelkeit in ihnen oft zu weit geht; aber dieser Fehler wird wohl schwerlich dadurch verbessert, wenn man auf der andern Seite in Verdammung der Eitelkeit zu weit geht. Vielmehr verliert, bey dem natürlichen Menschen, ein Ausspruch, bey dem das Uebertriebene zu offenbar ist, alle Kraft zu bessern, die er bey mehrerer Mäßigung gehabt hätte.

Der Verfasser nennt sich (den 16. Januar, S. 166.) einen Laien, und die Abbildungen von ihm (besonders den 17. Januar) stellen auch einen Weltmann dar. Ich muß gestehen, daß ich, aus diesen Gründen, Denen widersprochen habe, die zuverlässig wissen wollten, es sey ein gewisser verdienstvoller Geistlicher. Stellen wegzulassen, die den Verfasser kenntlich machten, das stand dem Herausgeber frey, und das hatte er auch bekannt; aber ausdrücklich zu sagen: es sey nichts eingeschoben, und doch eine solche Unwahrheit, so unschädlich sie auch an sich ist, einschieben, das schickte sich nicht für die Würde dieses Buches.

## Nachlese von Epigrammen.

### 1. Beweis, daß der Verfasser der lettres germaniques wirklich so gestorben, wie in der Vorrede erzählt wird [1]).

Der Richter von der Deutschen Witze
Erblaßte durch des Fiebers Hitze.
Du, Leser, glaubst vielleicht, es sey nur ein Gedicht:
Siehst du den Anstoß denn in seinem Werke nicht?

---

### 2. David und Friedrich [2]).

Die Welt sah in drey tausend Jahren
Gleichwohl zwey Könige, die Held und Dichter waren;
Verschieden ist ihr Witz: wovon ein David glüht,
Was er weissagend singt, verachtet Friedrich's Lied.

---

### 3. Widerlegung des Ritters von Linné.

Den Trank des Großsultans, den Nektar deutscher Schönen,
Den bittren Caffee zu verhöhnen,

1) [S. Schwabe's Belustigungen, Jahrgang 1742, S. 429. — Aus Jahrgang 1743, S. 238., könnte noch ein Lehrgedicht: „Wider die poetischen Uebersetzungen", nachgetragen werden.]
2) [Nr. 2—5. s. Spangenberg Vaterl. Archiv, Bd. III.]

Sprichst du: ihn säuft kein Thier, das nur natürlich fühlt,
Und dem die Mode nicht, was schmecken soll, befiehlt.
Daß der Caffee doch auch dem Viehe schmeckt:
Sieh, wie ihn Chloe's Hund aus Mündner Tasse leckt;
Und noch ein Beyspiel dir, das mehr beweist, zu geben:
Kann ohne den Caffee ja kein Philister leben.

### 4. Oel aus Spreu.

Gönn' doch dem Bauer Oel, das er aus Spreu erhält:
Dir auch, gelehrter Mann, bringt deine Spreu ja Geld.

### 5. Erklärung des Unbegreiflichen.

Walch, ehrlich, orthodox und — M***'s Freund!
Wenn euch dies unbegreiflich scheint,
Denkt nur, daß Lavater, der eifrig fromme Mann,
Selbst für den Teufel beten kann.

### 6. Unter sein von Tischbein für Gleim's Musentempel gemahltes Bildniß [1]).

Treu, unverschönert mahlt hier Tischbein mein Gesicht:
So mahlt Gleim seinen König nicht.

### 7. Auch an den Mond [2]).

Hoch über uns in stillem Silberlichte,
Nach Ariost's glaubwürdigem Gedichte,
Verwahrt getreu für manchen Erdensohn
Der liebe Mond Verstand, der ihm entflohn.

1) [S. Briefe von J. H. Voß, I. 90.]
2) [Nr. 7 und 8. s. d. Hausfreund, Leipzig, Jahrg. 1841, S. 267.]

## 8. Praesens post Futurum [1]).

Der Franzen muntres ça ira
Verkehrt sich nun in ça s'en va.

## 9.

Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß die vier Epigramme auf Schönaich's Heldengedicht Hermann, welche Herr Prof. Lachmann aus der Berlin. Zeitung vom Jahre 1753 in Lessing's Schriften aufgenommen hat (Bd. I. S. 33. 34.), vielmehr sämmtlich von Kästner sind. Das dritte (die poetische Krönung, s. hier Bd. I. Nr. 131. vgl. 132.) hat Kästner selbst in seine Vermischten Schriften (Bd. II. S. 484.) aufgenommen: Sinn und Ton aller vier ist aber so übereinstimmend, daß, wer das eine gemacht hat, auch wohl der Autor der drei andern sein wird.

1) April 1793.

## Biographie des Verfassers.

Da Kästner selbst bei zwei verschiedenen Gelegenheiten [1]) eine kurze Nachricht von seinen Lebensumständen gegeben hat, so schien es angemessen, seine eigenen Worte, so weit sie etwas Charakteristisches enthielten, in diese Darstellung aufzunehmen.

Abraham Gotthelf Kästner war am 27. September 1719 zu Leipzig geboren; er blieb das einzige Kind seiner Eltern, die ihm bei mäßigen Vermögensumständen und in dem unverdorbenen Sinn des damaligen Mittelstandes eine sehr einfache Erziehung gaben. Sein Vater, Professor und Doctor der Rechte an der Leipziger Universität, unterrichtete ihn selbst, nach einem eigenen Plane, in dessen Ausführung er hauptsächlich von dem Bruder seiner Frau, dem Dr. Gottfr. Rud. Pommer, unterstützt wurde, der in Leipzig von der juristischen Praxis lebte. So geschah es, daß Kästner nie eine öffentliche Schule besuchte. Vater und Oheim und bisweilen ein dazu auserwählter Student waren seine einzigen Lehrer. So oft er ihr Andenken erneuert, thut er es in Ausdrücken der dankbarsten Liebe: er ist sich bewußt, wie er dem auf seine früh erkannte Eigenthümlichkeit berechneten Unterricht die überraschend schnelle Entwicklung seiner Geistesgaben und die Anleitung zu selbständigem Urtheil verdankt;

1) Im Jahre 1768 in Baldinger's Biographie jetzt lebender Aerzte und Naturforscher, Bd. I. S. 46 ff. — Ferner in einer lateinischen Selbstbiographie, die in Leipzig 1787 zu Ehren des Magister semisaecularis auf's Neue herausgegeben wurde; zugleich bei Gelegenheit der Jubelfeier der Göttinger Universität, die Kästner's Magisterjubiläum mit beging.

und wer sein Leben und die Ausbildung seines Charakters übersieht, findet in dieser einsamen Jugend ohne Mitschüler und Gespielen zugleich eine der ersten Veranlassungen jener Eigenheiten, durch die Kästner später Denen, die mit ihm zu leben hatten, leicht beschwerlich werden konnte.

Dem Unterricht des Vaters kam die leichteste Fassungsgabe, ein glückliches Gedächtniß [1]) und lebhafte Lernbegierde entgegen, so daß sich bei einer zweckmäßigen und höchst liberalen Methode die Frühreife des Geistes in dem Knaben sehr bald zu allgemeiner Verwunderung hervorthat. Von der damals sehr ungewöhnlichen Beschaffenheit seines Unterrichts erzählt er z. B.: „Ich habe von meinem Vater lesen gelernt, ohne das ABC auswendig zu lernen, was ich erst thun mußte, als ich lateinische Wörter im Wörterbuch aufschlagen sollte. So sind mir bey dem beständigen Umgange mit ihm allerley Kenntnisse spielend beygebracht worden, die sonst dem Knaben eingezwungen werden, und ich habe mich zeitig gewöhnt, an nichts ein größeres Vergnügen zu finden, als an Büchern. Auch wurde ich nie zu einem auswendig lernen ohne Verstand angehalten, sondern allezeit geleitet, nach dem jedesmaligen Maß meiner Einsichten mit Begriffen und Ueberlegung zu lernen. Am wichtigsten ist diese Art des Unterrichts bey mir in den Lehren der Religion gewesen, von denen mein Vater nicht nur eine gründliche, sondern auch lebendige Kenntniß besaß und mir ebenfalls beyzubringen bemüht war." In diesem Unterricht wurde der Grund zu der einfachen, streng orthodoxen Religiosität gelegt, die er sich sein ganzes Leben hindurch erhielt, und im Sinne deren er später so viele scharfgespitzte Epigramme gegen die falsche Aufklärung seiner Zeit richtete. — Als er sechs Jahr alt war, schenkte ihm sein Vater eine Hallische Bibel zum Geburtstag, und da man ihn anhielt, täglich

---

1) In der lateinischen Selbstbiographie unter Anderm: Narravit saepius pater, dum prope bimulum gestaret, fornacem se mihi, mensam, fenestram, et id genus alia ostendisse, additis earum rerum Latinis nominibus, non alio consilio, quam ut infans sonos audirem; aliquot diebus post, quum amici forte adessent, ioci causa ex me quaesivisse, ubi sit mensa, fornax? quae quidem omnia digito extenso monstraverim, haec initia mihi linguae fuerunt, eo certe tempore eruditorum vernaculae.

Morgens und Abends einige Capitel für sich zu lesen, so hatte er sie in anderthalb Jahren „zum ersten Male" zu Ende gebracht [1]). Seine beiden eigenen Lebensbeschreibungen sind, gegen die Gewohnheit jener Zeit, sehr kurz, aber bei diesen Erinnerungen an seine Erziehung verweilt er dort und sonst mit sichtbarer Vorliebe, zumal da es ihm an Aufforderungen, von seiner seltenen Geistesentwickelung zu erzählen, nicht fehlte. Merkwürdig ist z. B. auch folgende Mittheilung in einem Briefe an Campe: [2])

„Der Satz, das Kind anzuführen, daß es seinen Verstand beständig brauche, nicht blos auswendig lerne, und so das Lernen als ein Vergnügen ansehen lerne, ist an mir so befolgt worden, daß ich mich gewundert habe, ihn neuerlich als eine Verbesserung der Pädagogik angegeben zu sehen. — Mein Vater hatte einen Tadel an mir, der wohl nicht eben bey vielen Jungen Statt finden mag, den, daß ich zu viel las und zu wenig redete. Er hatte einige gute Freunde, in deren Gesellschaft er wöchentlich ein Paar Stunden mit L'hombre tödtete: da nahm er mich nun mit, und man mußte mir ein Buch geben; mit dem setzte sich der Junge neben den Tisch, und der Junge las, so lange die Alten spielten. Ich habe auch das Spiel nicht eher gelernt, als bis es mir in Gesellschaften nöthig ward, wo man nichts Anderes vorzunehmen wußte. Geschicklichkeit im L'hombre konnte nun freylich meinem Vater ziemlich gleichgültig seyn; in einer andern Sache aber, wo er mich gern geschickt gesehn hätte, war sein Wunsch vergebens, weil er mir keine Lust dazu machen konnte. Er war ein großer Freund der Musik, spielte verschiedene Instrumente, auch die unsern Zeiten zu tiefsinnige und zu wenig lärmende Laute. Es war seine ernste Meynung, wir würden im Himmel Musik haben, eine Aussicht in die Ewigkeit, die wenigstens eben so verzeihlich ist, als viele andere, und sich allenfalls wohl eher rechtfertigen ließe, als die Behauptung mancher Theologen, daß im Himmel hebräisch gesprochen werde. Bey dieser Gesinnung wünschte

---

1) Die natali meo a. 1725 bibliis Halensibus, quae vocant, donatus, et edoctus mane ac vesperi particulam eorum legendam esse, ad finem libri perveni prima vice d. 12. April. 1727.

2) S. Braunschweigsch. Journal, 1788. St. 5. S. 39 ff.

er doch wohl sehr, seinen Sohn auch als Muster zu hören: und daraus ward nichts. Ich hatte Lehrer auf dem Clavier, noch außer meinem Vater; ich lernte auch wirklich „Nun danket Alle Gott" und ein Paar Menuetten spielen aber nicht nach Noten; denn die zu lernen hatte ich die Geduld nicht. Da beging nun mein Vater wirklich einen pädagogischen Fehler: er meynte, ich sollte Musik durch Hören lernen, und hätte doch mich so viel kennen sollen, daß ich sie eher durch Lesen gelernt hätte. Hätte er mir Bücher von der Musik zu lesen gegeben, so hätte ich sie als etwas Gelehrtes geschätzt; so kannte ich sie nur als eine Kunst zum Vergnügen, und da war sie mir nicht reizend. Als ich erfuhr, daß es eine mathematische Theorie der Musik gebe, lernte ich sehr begierig Töne berechnen; aber nun war es zu spät für die Uebung, Töne hervorzubringen. Es ist mir immer sehr angenehm, daß ich über viele Dinge in meiner Jugend so gedacht habe, wie nachher einsichtsvolle Leute. So mit Robinson Crusoe, welches mein Leibbuch war, und woraus ich nebst den vielen rührenden guten Gedanken auch mancherley sonst gelernt habe, z. E. von der Schifffahrt: bey der alten Uebersetzung, die ich las, fand sich ein Lexikon der Schiffswörter. Ich muß freylich Jedes Einsicht frey stellen, was in diesem Buch entbehrlich ist; ich aber muß gestehen, daß mir das Umständliche darin, z. E. die Inventarien seines Zeughauses und seines Hausrathes, vielmehr durch lebhafte Darstellung unterhaltend als langweilig vorgekommen sind, und daß die Erzählung seiner Schlachten und das Verzeichniß der gebliebenen Wilden mich ganz eingenommen hat. Nächst dem Gelehrten war das Wichtigste für mich der Soldat, freylich ein gelehrter Soldat wie Julius Cäsar."

Sein Oheim verstand die meisten neuern Europäischen Sprachen und unterrichtete ihn darin, so wie er die freie Benutzung seiner Bibliothek der Wißbegier und Fassungskraft des Knaben überließ. Von seiner Art, überhaupt bei Erlernung einer fremden Sprache zu Werke zu gehen, erzählt Kästner selbst:

„Zur französischen und andern neueren Sprachen bekam ich erst eine recht starke Neigung, als ich Wissenschaften vermittelst ihrer lernen mußte. Eine fast lächerliche Eitelkeit, die Einbildung, ich wäre den Mathematikverständigen dieser Völker ähnlicher, wenn ich mich in ihren Sprachen auszudrücken wüßte, hat

gleichwohl verursacht, daß ich in ihnen eine Fertigkeit erlangt habe, die mir nachher oft nützlich gewesen ist. — Ich habe mich nie anfangs bey einer Sprache mit der Grammatik lange aufhalten können, sondern sogleich zu lesen angefangen, sobald ich vom Decliniren und Conjugiren so viel wußte, als nöthig war, die Wörter in ihren verschiedenen Gestalten zu kennen, z. E. ἔπεμψε nicht wie ein guter Freund, dem ich einmal zum Scherz auf griechisch schrieb, im Wörterbuch unter dem ε aufzusuchen. Wenn ich eine Sprache zum Schreiben und Reden lernen wollte, so las ich nachher eine vollständige Grammatik davon, wo mich die Regeln nur an die häufigen Exempel dazu, die ich schon in Büchern gelesen hatte, erinnerten, und also mir weder unverständlich noch trocken waren. Es ist mir später angenehm gewesen, daß ich gesehen habe, wie diese Art die Sprachen zu lernen, bey der ich zum Theil zwar wie mich mein Vater gewöhnt hatte, größtentheils aber doch als ein eigenwilliger Jüngling verfuhr, derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die von den größten Kennern, selbst von einem Gesner, empfohlen wird. In einem Stück ist es mir doch Leid, daß ich vor der Grammatik nicht mehr Ehrfurcht habe. Meiner Mutter Bruder wollte mich auch lassen, noch als Magister, hebräisch lernen, und mein Lehrmeister wollte den Herrn Magister zur Grammatik anhalten. Die Folge davon war, daß ich das hebräische בא bis auf das Resch auswendig lernte. Ich überlegte nachher, daß blos hebräisch lesen zu können, so viel Mühe nicht werth wäre, und daß ich auf diese heilige Sprache mehr Zeit wenden müßte, als ich zu wenden hatte, wenn ich es in ihr zu einer gründlichen und nützlichen Fertigkeit bringen wollte. Doch das sahe ich schon damals ein, daß es mir eine schlechte Befriedigung geben würde, zum Beweise der Bedeutung eines hebräischen Wortes nur das Ansehn Dessen anzuführen, der sie mir sagte. Wenn ich gleichwohl bekenne, daß ich es noch bedaure, nicht hebräisch gelernt zu haben, so werden vielleicht manche Gottesgelehrte meinen frommen Eifer loben, und wenn ich ihnen sage, warum ich es bedaure, so werden sie ihr Lob zurücknehmen. Ich möchte nämlich die Stellen der heiligen Schrift am liebsten in der Grundsprache lesen, die sie oft am wenigsten verstehen und empfinden, die poetischen. Man wird also leicht urtheilen, daß ich mich an das Arabische noch weniger gemacht habe, welches in

meinen Lernjahren noch nicht als Vorbereitung zum Hebräischen angepriesen ward. Die astronomischen Schriften in dieser Sprache, die auch gedruckt sind, haben zuweilen eine Neigung bey mir erregt, der ich vielleicht weiter gefolgt wäre, wenn ich mich hätte überwinden können, wie ein Kind erst lesen zu lernen."

Auffallend war, daß er als Knabe, bei einem guten Gedächtniß und raschen Fortschritten in der Mathematik, das Einmaleins nicht behalten konnte und überhaupt im Rechnen zurückblieb. Er sagt selbst: „Ich sollte damals eigentlich wohl rechnen lernen; aber wie ich nie Geduld hatte, wo blos mein Gedächtniß ohne Ueberlegung arbeiten sollte, so war ich selbst die Regeln des Addirens zu beobachten zu flüchtig, und ward oft von meinen Eltern ausgelacht, wenn ich mich darauf verließ, in der Mathematik rechnen zu lernen."

Sobald der häusliche Unterricht keine ausreichende Beschäftigung mehr darzubieten schien, ließ der Vater, der die Fassungsgabe seines Sohnes dazu für hinlänglich gebildet hielt, ihn schon mit dem zehnten Jahre an seinen juristischen Vorlesungen Theil nehmen [1]); in seinem elften Jahre schloß er sich an ein collegium disputatorium juristischer Studenten an, und mit dem zwölften Jahre wurde er als studiosus iuris immatrikulirt, selbst bereit, sich der Laufbahn seines Vaters und Oheims zu widmen, ohne sich jedoch dadurch in mathematischen Studien stören zu lassen. Daneben studirte er, ohne weitere Anleitung, die alten und neueren Classiker für sich: seine Schriften verrathen eine besondere Vorliebe für Ovid, und hauptsächlich für dessen erotische Gedichte. In dem Schreiben an Campe sagt er selbst über dergleichen Studien:

„Da ich im dreyzehnten Jahre Student war, folglich keine Präceptoren mehr hatte, so ist leicht zu erachten, daß nicht alle classischen Autoren, die damals wenigstens Jünglingen erklärt wurden, mir sind erklärt worden; ich habe aber mehrere, wie Livius und Horaz, für mich gelesen. — Bey den classischen neueren Schriften habe ich immer die Befriedigung genossen, daß die Stellen, die z. B. im Shakespeare, Dante u. s. w. meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zogen, von Kunstrichtern, die

1) S. auch Bd. II. S. 144.

meist nach dieser meiner Lectüre geschrieben haben, gerade auch als die schönsten empfohlen wurden. Es hat mich das freylich auf die Ketzerey gebracht, daß ich von den Bemühungen, die Manche gar sehr weit treiben, die Schönheiten der Dichter zu entwickeln, nicht viel halte. Ich denke, wer Gefühl hat, braucht das nicht, und wer keins hat, wird durch solche Entwickelung nur ein ästhetischer Schwätzer."

Der junge Student schien es gleich auf ein recht umfassendes encyklopädisches Wissen angelegt zu haben: er hörte juristische, mathematische, physikalische, historische, philosophische Vorlesungen, und unter diesen waren es vor allen die metaphysischen, denen er das größte Interesse zuwandte. Staatsrecht und Reichsgeschichte hörte er bei Hofrath Mascov, der ihn bald vor seinen Zuhörern auszeichnete; doch zollt er selbst in seinen Schriften keinem seiner akademischen Lehrer mehr Verehrung, als dem Professor Hausen. Dieser „las über seine Elementa öffentlich; denn die Arithmetik, die darin enthalten ist, die Euklidische Geometrie und die Kegelschnitte wollte Niemand um Geld hören, und selbst umsonst verlangten sie manchmal auch nur Drey zu wissen. Ich besuchte auch alle seine Privatstunden über die Wolfischen Anfangsgründe, Hamberger's Physik (wo die meiste Zeit mit Widerlegung hinging) und Newton's Arithmeticam universalem."

Zum Studium der Astronomie, zu dem Kästner große Neigung hatte, waren damals in Leipzig keine Hülfsmittel zu finden. Er sah einst in Hausen's Gesellschaft eine Mondfinsterniß; es fehlte aber an einer astronomischen Uhr, und das einzige Fernrohr wurde von einem Würtembergischen Hofmeister, der sich eben in Leipzig aufhielt, geborgt [1]). Ein andres Mal nahm Hausen Kästner mit auf den St. Nikolaithurm, um den Durchgang des Mercur durch die Sonne zu beobachten: zur Zeitbestimmung hatte er einen Faden mit einer Bleikugel aufgehängt [2]).

Zwar gab er sich nun dem Studium dieser Wissenschaften, die ihn berühmt machen sollten, so überwiegend hin, daß er selbst bekennt: „Philosophie und Mathematik zogen mich fast gänzlich

---

1) S. v. Zach geograph. Ephemeriden, Bd. IV. S. 369.

2) Wie Kästner diese Mängel durch eignen Fleiß zu übertragen bemüht gewesen, s. Zach a. a. O. S. 370 ff.

von der Rechtsgelehrsamkeit ab; zwar nicht völlig zum Vergnügen meines Vaters, aber doch ohne seinen Widerwillen, und ich kann wirklich nicht klagen: Saepe pater dixit: studium quid inutile tentas? Gleichwohl wurde er im Jahre 1733 Notar, und sah sich so in den Stand gesetzt, schon selbst etwas erwerben zu können, wozu ihn, trotz einiger Unterstützung durch seinen Oheim, die beschränkten Umstände seiner Eltern nöthigten. Er sagt selbst: „Zum Studiren habe ich nie ein Stipendium genossen. Als ich Magister ward, bekam ich einige Thaler von einer gewissen Summe, welche Alle aus der Meißnischen Nation, die damals Magister wurden, unter sich theilten. Für einen dieser Thaler löste ich mir ein Billet zu einer Anatomie, die damals gehalten ward, und für das Uebrige kaufte ich mir einen Band von Wolf's lateinischer Mathematik." Uebrigens wußte er seine kleine Bibliothek durch vortheilhafte Benutzung der Auctionen bald ansehnlich und der Vielseitigkeit seiner Studien entsprechend zu vermehren.

Neben den oben erwähnten Vorlesungen hatte er unter Gottsched Uebungen in der Poesie und Beredsamkeit: und wenn er auch kein „unwandelbar dankbarer Anhänger" desselben geblieben ist, wie man wohl behauptet findet (schon seine Vorlesung über Gottsched und mehrere Epigramme sprechen dagegen), so ist dieser frühe Zusammenhang für seine ästhetische Ausbildung doch auf immer nachwirkend gewesen. „Ich mache mir keine Schande daraus, sagt er, in der Dichtkunst und Beredsamkeit Gottsched's Schüler gewesen zu seyn. Daß ich deswegen nicht in allen Stücken wie er dachte, hat er schon damals gewußt, noch jetzt aber (1767) werde ich allezeit behaupten, daß ihm Deutschland in diesen zwey Künsten sehr viel zu danken hat, wie auch Leute solches ansehen, die zu gering sind, seine Verdienste zu kennen. Ich habe ihm zuerst zu danken, daß ich Hallern habe kennen lernen. Wie er in seinen Lehrstunden über die kritische Dichtkunst häufig Muster vorzulesen pflegte, so las er uns einmal die Stelle vor, worin steht: „Wahr ist's, dem Menschen ist Verstand genug geschenket." Ich borgte den Versuch schweizerischer Gedichte (die erste Ausgabe), und weil ich sie nicht sobald eigen zu bekommen wußte, lernte ich sie auswendig; darum bin ich mit des Hrn. v. Haller neueren Verbesserungen schlecht zufrieden, die mir mein Gedächt-

niß verwirren." [1]) — Mit seinem Urtheil kam Kästner wohl über Gottsched hinaus [2]), aber auch seine spätesten Gedichte verrathen immer noch die ersten Vorbilder, und er hat, z. B. mit seinem Freunde Gellert verglichen, den alten Typus der sächsischen Schule viel treuer bewahrt, zumal da er bald bei ungetheilter Hingabe an seine ernste Berufswissenschaft sich mit der Poesie nur auf Veranlassung meist so äußerlicher und geringfügiger Art beschäftigte, daß es in ihm zu einer freien Entwickelung nicht kommen konnte. Er wurde also Mitglied der gelehrten Gesellschaften Gottsched's, und steuerte früh zu den von dem begünstigtsten Schüler desselben, Joh. Joach. Schwabe, herausgegebenen Belustigungen des Verstandes und Witzes und andern von Gottsched selbst redigirten Zeitschriften reichliche Beiträge [3]). Daß er wegen dieser Theilnahme von den Schweizer Kritikern nicht beachtet oder angefeindet wurde, war ihm nicht gleichgültig [4]), und als er später auch seinerseits Bodmer's Gedichte nicht schonte [5]), wußte dieser seinen Freund, den Laublinger Pastor Joach. Lange, gegen Kästner in sein Interesse zu ziehen [6]).

Im Jahre 1735 erhielt Kästner von der philosophischen Fa-

1) Auch in der lateinischen vita kommt er auf Gottsched, und spricht unbefangen genug von ihm: „Philosophici et geometrici sermonis asperitatem facundia condire Gottschedius docuit, etsi suo exemplo, in poesi imprimis, confirmaret, parum valere studium sine divite vena, regulis tamen et quod exemplaria antiquorum et quae tunc extabant recentiorum praestantissima assidue volvenda iuberet, cotis vice fungebatur, saepius ab ipso, quod acuerat, ferro laesae."

2) Vergl. Bd. II. S. 164 ff. und Bd. III. S. 11.

3) S. Bd. II. S. 168. 169.

4) „Wenn in dieser Monatsschrift nicht die Schweizer auf eine Art wären angegriffen worden, die ich, mit beynahe dem größten Theil der Arbeiter davon, mißbilligte, so hätte sie doch wohl die Ehre, von diesen Kunstrichtern gelobt zu werden, mit manchem elenden Werke getheilt, dessen ganzes Verdienst war, daß es auf Gottsched schimpfte."

5) S. z. B. Epigr. 46. 47, und Bd. II. S. 13.

6) S. Lange's Freundschaftlicher Briefwechsel, I. S. 126. Sie wollen „den Unfug der Kästnerischen Kritik der freundschaftlichen Lieder" an ihm rächen.

cultät zu Leipzig die Würde eines Baccalaureus, und zwei Jahre später wurde er zum Magister promovirt [1]).

Dessen ungeachtet fuhr er unermüdlich fort Vorlesungen zu hören, namentlich über Anatomie, gerichtliche Arzneikunde, Botanik, Chemie; er übte sich im Feldmessen und architektonischen Zeichnen, so wie er sich bald darauf auch mit Mylius eine Zeit lang in Freiberg aufhielt, „um einige Begriffe von dem Bergwerk zu erlangen" [2]). Er selbst macht über seine damaligen Studien unter andern folgende Bemerkungen: „Botanik hörte ich aus einer logischen Neugier. Ich konnte mir keine Vorstellung machen, wie sich eine Rose oder Nelke definiren ließe, bis ich gelernt hatte, was eine botanische Methode ist. — — Die theoretischen Theile der Medicin waren sehr einnehmend für mich, und vielleicht hätte ich mich ihnen völlig ergeben, wenn ich wegen der dazu nöthigen Kosten sicher gewesen wäre. — In der Mathematik lernte ich übrigens das Meiste, sowohl in den sogenannten praktischen, als in andern Theilen, so wie auch was ich in der Naturgeschichte außer der Botanik weiß, ohne mündlichen Unterricht. Ich glaube immer, daß man die Sachen so am besten lernt; es gehört aber freylich viel Eifer und Zeit dazu, und man erfindet oft Sachen, die Andere lange vor uns erfunden haben: deswegen nöthig ist, sich wohl bekannt zu machen, was Andere schon erfunden haben, wenn man es auch nicht von ihnen zu lernen braucht. — Ich habe oft bey meinem Studiren Hindernisse gefunden, die mir freylich ein Lehrer gleich aus dem Wege geräumt, aber auch dadurch mir die Veranlassung genommen hätte, welche mir die eigene Beschäftigung mit diesen Hindernissen gab, meinen Verstand auf allerley Weise zu beleben. Ich war nicht beherzt genug, einem Hausen mit meinen Zweifeln oft beschwerlich zu fallen, und so deutlich er auch in seinen Lehrstunden war, so foderte er doch mit Recht, daß man bey dem Uebrigen sich selbst angreifen sollte, und gab, wenn man ihn besonders fragte, immer einen Unterricht, der dem Fragenden noch viel zu erforschen übrig ließ."

---

1) „Bey der Magisterpromotion ward mir als dem obersten die gewöhnliche Lection über das 6. Buch Eth. Nicomach. des Aristoteles aufgetragen, die ich drucken ließ."

2) S. Bd. III. S. 157.

„Ehe ich meine Lehrjahre schließe, sey es mir erlaubt zu erwähnen, daß ich als Jüngling, blos aus Gehorsam gegen meinen Vater und fast mit Abneigung, mich im Tanzen übte, aber heimlich fechten lernte [1]), als er mir die Erlaubniß dazu versagte. Vielleicht hätte man von einem Leipziger gerade das Gegentheil vermuthet; ich habe aber beständig an den Erfindungen großen Gefallen getragen, die der Witz der Menschen gemacht hat, ihres Gleichen umzubringen (ein Spötter dürfte dazu auch meine vorhin angeführte Neigung zur Medicin rechnen). Dieses ist bey mir so entschieden, daß ich mich um die schädliche Feuerwerkerkunst, und um die belustigende, weil ich ohne Schande in ihr nicht ganz unwissend seyn konnte, bekümmert habe. Ich habe mir nie die Mühe genommen, eine Rakete steigen zu lassen, aber beym Loszünden einer Kanone mir wohl die Finger verbrannt, und mich, wenn in Göttingen Minen gesprengt wurden, allemal zu Denen gehalten, die von Amtswegen die Wirkungen abwarten mußten. Eine so gefährliche Gemüthsbeschaffenheit ist indessen bey mir nur bey der Theorie stehen geblieben, ungefähr wie bey manchen Sittenlehrern und noch ehrwürdigern Männern Menschenliebe und Frömmigkeit auch nur bey der Theorie stehen bleibt."

Im Jahre 1739, also in seinem zwanzigsten Jahre, trat Kästner selbst als Docent an der Leipziger Universität auf. „Als ich nun, erzählt er, um selbst lehren zu dürfen, disputiren sollte, wählte ich auf des Hrn. Prof. Winkler Anrathen Cartesens Beweis vom Daseyn Gottes, aus dem Begriff des allervollkommensten Wesens. Der Scharfsinn meines Lehrers entdeckte mir aber in allen Versuchen, die ich deshalb selbst anstellte oder bey Andern fand, so viel Schwäche, daß ich die ganze Ausführung bey Seite legte. Als ich meinem Vater von meinen verunglückten Bemühungen Nachricht ertheilte, gab er mir eine Erinnerung, die ich herschreiben will, weil man doch das, was uns nützlich gewesen ist, auch zu Andrer Nutzen gemein machen soll, und weil sie vielleicht manchem Metaphysiker und wohl gar manchem Geistlichen dienen kann: „Du hast von Gott schreiben wollen, und dabey wohl wenig an Gott gedacht." In der mathematischen Untersuchung, die ich statt jener wählte, war ich glücklicher.

1) Bei Gellert's Bruder.

Sie betraf die Theorie der Wurzeln in den Gleichungen. Diese Disputation ward 1739 gehalten, von welcher Zeit an ich mathematische Lehrstunden hielt, die Logik und das Naturrecht las und praktische Uebungen der Logik im Ausarbeiten und Disputiren veranlaßte." [1])

Neben seinen neuen Berufsarbeiten fand er Zeit, wie früher für Zeitschriften Beiträge zu schreiben und nach wie vor zur Uebung in „Poesie und Beredsamkeit" an den gelehrten Gesellschaften in Leipzig Theil zu nehmen. Ueber die eine derselben findet sich in seiner Selbstbiographie folgende Aeußerung: „Wie die Gelehrten in Leipzig nicht so unwissenschaftlich sind, als man sich gemeiniglich Leute, welche stets mit Todten zu thun haben, vorzustellen pflegt, und wie sie Witz und Literatur mit den Vergnügungen des Umgangs zu verbinden pflegen, so hat daselbst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine vertraute Rednergesellschaft geblüht, deren Absicht, nebst einem freundschaftlichen Umgange, auf Uebungen in der deutschen Beredsamkeit ging [2]); sie nahm aber keine Lehrlinge, sondern nur Lehrer auf. Aus den Namen ihrer vormaligen Mitglieder fallen mir nur sogleich Thomase, Menken und Rivine ein. Ich habe das Vergnügen genossen, in ihr zu seyn, bis sie unter ihrem letzten Aeltesten, dem sel. Professor May, eingegangen ist."

Mit seinen Vorlesungen erwarb sich Kästner bald vielen Beifall, und so wurde ihm im Jahre 1746 eine außerordentliche Professur der Mathematik übertragen, die ihm ein Gehalt von hundert Thalern eintrug. Da er aber nach dem Tode seines Vaters und Oheims auch für seine Mutter zu sorgen hatte, suchte er durch zum Theil unfreiwillige Arbeiten für Buchhändler sein Einkommen zu vermehren [3]). „Meine Lage nöthigte mich,

---

1) Absolvi vitae meae partem iucundissimam, ut quae tota ornando exercendoque ingenio impenderetur, sagt er an dieser Stelle in der lateinischen Biographie.

2) „Singulis Saturni diebus unam alteramve horam impendebant orationi, quam unus recitaret, audiendae et monendis, quae in illa reprehendi posse viderentur."

3) Unter andern Arbeiten dieser Art hat er Theil genommen an der Uebersetzung der Allg. Geschichte der Reisen, von Montesquieu über die Gesetze, von dem Grandison, der Pamela u. s. w.

schreibt er, Zeit, die ich lieber auf Erweiterung meiner Kenntnisse gewandt hätte, mit Arbeiten, die durch meine Umstände nöthig wurden, zuzubringen. Indessen habe ich nie diese Stunden für übel angewandt gehalten, die ich Pflichten aufopferte. Der Wunsch aber war wohl sehr natürlich, die Mittel zur Erfüllung dieser Pflichten durch Beschäftigungen zu erhalten, die meiner Neigung und dem Entwurf, den ich mir zu meinem Leben gemacht hatte, gemäßer wären. Von den Uebersetzungen, die ich verfertigt habe, habe ich gleichwohl die Grundsprache zu der einen, der Schwedischen, erst 1748 während der Arbeit und ohne Lehrmeister mit einer mittelmäßigen Grammatik und einem noch weniger als mittelmäßigen Wörterbuche gelernt. Ich machte mich mit so viel Verwegenheit an diese Sprache, weil ich sie für leichter hielt, und bey einmal übernommener Arbeit die Schwierigkeiten übersteigen mußte. Gleichwohl bin ich so glücklich gewesen, mit dem Beyfall der natürlichen Richter meiner Uebersetzung beehrt zu werden. Freylich würde es mir weniger gelungen seyn, wenn ich nicht die Gegenstände der Schriften, die ich übersetzte, einigermaßen gekannt hätte. — Ob ich aus dem Holländischen, das ich nie ordentlich zu lernen die Geduld gehabt, glücklich übersetzt habe, muß man aus Lulof's Kenntniß der Erdkugel urtheilen; und aus einer Sprache, die ich gleichwohl mit einigem Fleiß zu lernen bemüht gewesen bin, der Spanischen, dürfte ich nun wohl nichts, als etwa eine witzige Kleinigkeit, übersetzen."

Kästner hatte in Leipzig die Anwartschaft auf die erste ordentliche Professur, die erledigt werden würde; da sich aber voraussehen ließ, daß dieser Fall erst nach längerer Zeit eintreten würde, so entschloß er sich, nachdem er zehn Jahre außerordentlicher Professor gewesen war, einen Ruf anzunehmen, der ihn aus seinem nächsten Vaterlande hinwegführte: im Jahre 1756 ging er als ordentlicher Professor der Mathematik und Physik unter den vortheilhaftesten Bedingungen nach Göttingen, wo durch Segner's Abgang diese Stelle erledigt war. „Ich habe Gelegenheit gewünscht und gehabt, schreibt er, aus meiner Vaterstadt zu gehen, und solche doch nicht ergriffen, weil ich meine Mutter bey einer schmerzlichen und langwierigen Krankheit ohne alle Verwandte zu verlassen mich unmöglich überwinden konnte. Nur als ich ihren Tod, den der Arzt schon ein Jahr

zuvor erwartet hatte, als nahe bevorstehend sah, entschloß ich mich, dem gnädigen Rufe nach Göttingen zu folgen. Die großen äußern Vortheile reizten mich dabey weniger, als die Vorstellung, daß mein Lehramt meinen Neigungen völlig gemäß war. Denn sonst war ich auch in Leipzig der ersten erledigten Profession in der philosophischen Facultät versichert. Ich weiß nicht, ob so gar wenig Gelehrte, die sich dem akademischen Leben widmen, so denken wie ich: ich konnte meinen Hauptbewegungsgrund fast Niemandem glaublich machen, daß ich lieber Neigung und Pflicht vereinigen, als Namen und Einkünfte von einem Theil der Gelehrsamkeit haben wollte, an dem ich etwa nur zu einem Nebenwerk Gefallen fände. Ich wünschte diesen Ungläubigen reiche Weiber, die sonst keine Reizung für sie hätten; und sie haben es nicht empfunden, daß mein Wunsch aus Bosheit geschah."

Kurz vor seinem Abgange nach Göttingen verehelichte sich Kästner mit Rosina Baumann, der Schwester eines Freundes, mit dem er Astronomie getrieben hatte, und die ihm zuerst durch ihren nicht gewöhnlichen Sinn für dergleichen Kenntnisse interessant geworden war. In seiner Lebensbeschreibung sagt er von ihr: „Ein langer Umgang, den ich mit ihr gehabt hatte, versprach mir, daß ihre beständige Gesellschaft mich vollkommen glücklich machen würde. Bey einer auf Einsichten gegründeten moralischen Tugend besaß sie einen geübten Verstand, eine Begierde nach ernsthafteren und erhabneren Kenntnissen, als sonst die Neugier auch der Frauenzimmer reizen, die sich mit dem Namen Gelehrter schmeicheln lassen, und einen Witz, der selbst diese mannichfaltigen Kenntnisse geschickt anzubringen wußte. Ich durfte mich also bey den Unterredungen mit ihr nicht immer zu den Gegenständen herunterlassen, zu denen man sich oft bey den Unterredungen mit Gelehrten herablassen muß." Eine wie innige Liebe aus dieser Hochachtung hervorging, bezeugen die Elegien [1]), welche er an sie gerichtet hat, und besonders die [2]), in welcher er ihren Tod betrauert. Schon nach kaum zweyjähriger Ehe wurde sie ihm entrissen. „Sie starb, wie er sagt, unter den härtesten Prüfungen, welche der menschlichen Natur aufgelegt werden können,

1) S. Bd. II. S. 53. 54. 2) S. Bd. II. S. 55.

und überwand sie durch Geduld und göttlichen Beystand." In zweiter Ehe war Kästner später mit der Wittwe eines französischen Officiers verheirathet, die viele Jahre mit ihm sein einsames Leben theilte [1]).

Seine eigene Biographie enthält über den reichsten Abschnitt seines Lebens, über seine Thätigkeit an der Göttinger Universität, wesentlich nur Folgendes: „Seit meiner Ankunft in Göttingen, Ostern 1756, habe ich meine Vorlesungen nur auf die mir eigentlich aufgetragenen Wissenschaften der Naturlehre und Meßkunst eingeschränkt, obgleich zuweilen auch andere, z. E. metaphysische, von mir verlangt wurden. Außerdem daß mich jene hinlänglich beschäftigten, hielt ich es für billig, andere Theile der Gelehrsamkeit Denen zu überlassen, für die sie der vornehmlichste Gegenstand gewesen sind, gesetzt, daß ich sonst auch Zuhörern darin genug thun könnte. Auf der Göttingischen Universität ist es desto weniger nöthig, daß Ein Lehrer sich in so vielfältige Wissenschaften zerstreue, da jede Art von Wissenschaften mit Lehrern versehen wird, die sich darin vorzüglich gezeigt haben, und da zu dieser weisen Sorgfalt für das Beste der Universität noch die gnädige für die Lehrer selbst kommt, daß sie nicht nöthig haben, alle ihre Kenntnisse von der größten bis zur kleinsten zu Gelde zu machen, und nichts übrig zu behalten, das sie nur zum Vergnügen und zum Wohlstande für sich wüßten. — — Ein Collegium disputatorium über philosophische Sätze, das ich hier immer gehalten habe, ist gegen das eben Gesagte kein Einwurf, weil ich dabey keine andere Belohnung gesucht habe, als Studirenden zu dienen, die nicht immer stumme Zuhörer seyn wollten. Das Unglück, das Göttingen so lange gedrückt, hat mir den kleinen Vortheil verschafft, fast beständig, so lange es gewährt hat, französische Officiere zu Lehrlingen in der Physik und Mathematik zu haben, die mich deswegen bequem fanden, weil ich beym Unterricht ihre Mut-

1) Einer Nachricht zufolge, die auch in Jörden's Lexikon deutscher Dichter übergegangen ist, hatte er von dieser eine Tochter, die er sorgfältig erzog und unterrichtete, und die, mit dem Magister Kirsten verheirathet, Mutter des Kindes wurde, zu dessen Gedächtniß Kästner den Aufsatz Bd. III. S. 185. schrieb.

tersprache brauchen konnte. Bey der ersten Anfrage nach einem collegio experimentali befürchtete ich, ich möchte ihnen nicht genug vorspielen, weil das Spielen mit Experimenten nie meine Neigung gewesen ist. Ich fand aber wenigstens bey Denen, die sich meines Unterrichts bedienten, daß sie in der Naturlehre einen bessern Geschmack hatten, und in der Meßkunst um tiefere und gründlichere Einsichten bemüht waren, als die meisten der deutschen Studirenden."

Vier und vierzig Jahre ist Kästner in Göttingen Universitätslehrer gewesen, denn er behielt den vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte bis an seinen Tod in seinem ein und achtzigsten Jahre, nachdem er sein funfzigjähriges Magisterjubiläum noch um dreizehn Jahre überlebt hatte. Seine wirksamste und glänzendste Periode, in der er zu den größten Zierden der Universität gehörte, und sich um den Flor der Georgia Augusta die unzweifelhaftesten Verdienste erwarb, fällt in die sechziger und siebziger Jahre. In dieser Zeit war die Zahl seiner Zuhörer auch aus andern Facultäten groß: einer von diesen, später Prediger im Hannöverschen, beurtheilte ihn folgendermaßen: „Ich halte Kästner für den größten Geist unter den Europäischen Gelehrten, zu groß, um vor Jünglingen Lehrer zu sein, es erfordert ganz außerordentliche Anstrengungen ihm zu folgen: in philosophische Betrachtungen verkettet, vergißt er oft sich selbst. Ich glaube fast, daß er in dem Sternenhimmel sich besser zurecht zu finden weiß, als in seinem eigenen Hause; er ist ein ehrenwerther Mann, auch in Ansehung seiner Religion." [1])

So konnte es geschehen, daß er sich in kurzer Zeit eine außerordentliche Berühmtheit erwarb, zumal da der Ruf seiner Vorlesungen durch den seiner wissenschaftlichen Schriften erhöht wurde. Seine mathematischen Lehrbücher verdrängten die Wolfischen aus ihrem alten Ansehn beim Unterricht; Kästner's Methode schien Allen den Vorzug der Klarheit, Bestimmtheit und des deutlichern inneren Zusammenhangs zu haben: werden sie jetzt zu den veralteten gerechnet, so ist ihr ehemaliger Ruhm doch immer noch eine wohlbekannte Tradition. — Er wurde allmählich zum Mitgliede fast aller gelehrten Gesellschaften in Europa erwählt: so ge-

1) S. Ebert's Ueberlieferungen, Bd. I. 1, 67.

hörte er den Akademien der Wissenschaften zu Göttingen, Berlin, St. Petersburg, Bologna, der Perusinischen Academia Augusta und mehreren andern an [1]). Ein ausgebreiteter Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit stand mit dieser öffentlichen Anerkennung in Verbindung; wissenschaftsliebende Fürsten, wie die Herzöge von Braunschweig, die Fürsten von der Lippe u. A., suchten seinen Rath und ehrten ihn durch Zuschriften, in denen sich eben so viel Freundschaft wie Hochachtung ausspricht. Im Jahre 1765 wurde er zum Königl. Großbritann. und Braunschw. Hofrath ernannt; von dem großen Vertrauen des Ministers Münchhausen zu ihm geben die in wichtigen Universitätsangelegenheiten geschriebenen und zum Theil [2]) noch vorhandenen Briefe Zeugniß. Berühmte Reisende empfahl er vorzugsweise an Kästner, bis dieser später, nicht ohne eigne Schuld, gegen Heyne bei dem Minister in den Schatten trat. Sein literarischer Briefwechsel zeigt ihn uns in naher Verbindung mit Männern wie dem Cardinal Quirini, Maupertuis, Präsident der Berliner Akad., Euler, Lalande, Bernouilli, Lambert, Niebuhr, dem Vater, Haller, Lessing, Reiske, Klotz, J. E. Schlegel, Weiße, Nicolai und vielen andern [3]). Der Erste der hier Genannten hatte einen Theil der kleinen Theodicee Kästner's [4]), einer von der Berliner Akademie gekrönten Preisschrift, in lateinische Verse gebracht [5]), wo-

---

1) S. Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von Göttingen. 1, 173. 2, 153.

2) S. Spangenberg Vaterl. Archiv, Bd. III. S. 60 ff. Das große und kleine Leben der damaligen Göttinger Professoren, in dem Kästner immer eine bedeutende Rolle spielte, lernt man namentlich aus Pütter's Selbstbiographie kennen.

3) S. Spangenberg a. a. O. S. 274. 277.

4) S. Th. III. S. 58.

5) „ad quos versus fundendos nescio quis animi impetus me tulit antelucanis sacrorum Epiphaniorum horis; nam eo die statim ac e lectulo surrexi, accidit mihi nihil tale opinanti, ut tuam lucubrationem, quam pridie perlegeram, iterum in manus sumerem, utque tempus illud christiano ritu divinis rebus meditandis disponi suetum in repetenda eiusdem lucubrationis lectione impenderem: inde vero animus meus incaluit, ut ea lectio, stellae instar, quae magos ad Regem Regum adorandum deduxit, me adegerit, ut eidem Regi munus et ipse aliquod offerrem, non

durch sich Kästner sehr geschmeichelt fühlte: ein Cardinal, ruft er aus, übersetzt das Werk eines Protestanten als eine Andachtsübung! Konnte er ihm eine größere Ehre erweisen? — Aber auf theologische Controversen sich mit ihm einzulassen, weiß Kästner höflichst abzulehnen [1]). — Carsten Niebuhr, der, um sich zur Aufnahme in das Hannöversche Ingenieurcorps vorzubereiten, in Göttingen studirte, war auch Kästner's Schüler, und wurde von ihm zu der berühmten durch Michaelis veranlaßten morgenländischen Reise, die damals auf Kosten Friedrich's V. von Dänemark veranstaltet wurde, in Vorschlag gebracht. An einem Sommertage 1758 trat er plötzlich in Niebuhr's Zimmer: „Hätten Sie wohl Lust nach Arabien zu reisen?" „Warum nicht, wenn Jemand die Kosten bezahlt." „Die Kosten soll Ihnen der König von Dänemark bezahlen." [2]) Und so ist Kästner nicht unbetheiligt bei dem Ruhm, den sich Niebuhr durch diese Reise erwerben sollte.

Bei seiner vielseitigen Regsamkeit auf dem besonderen Gebiet seiner Wissenschaft fand er gleichwohl immer noch Muße, durch Proben seines Witzes, durch poetische Versuche, durch Beurtheilung schönwissenschaftlicher Werke in den gelesensten Zeitschriften, so wie durch Vorlesungen in der Göttinger deutschen Gesellschaft, der Welt zu beweisen, daß er seinen Platz unter den Vertretern der Nationalliteratur keineswegs aufzugeben gesonnen sei. Die Erkenntniß, wie wenig begründet dieser Anspruch im Grunde war, und wie genügsam eine Zeit sein mußte, die auf ihn als eine ästhetische Autorität sehen konnte, wird uns jetzt sehr leicht: die Gegensätze folgten in jener denkwürdigsten Zeit unserer Literatur so schnell aufeinander, daß man sich nicht wundern darf, wie die Meinung von seiner Poesie und seinem Geschmack so bald verloren ging. Aber wie hoch ehrte ihn das Lob, das selbst Lessing bei mehreren Gelegenheiten ungemessen spendete, z. B. in der Vorrede zu Mylius Schriften und in der Beurtheilung

---

quidem ex Eois thesauris depromtum, sed quale ingenii mei paupertas tribuere me posse concederet." ep. ad Kaestn., Brixiae 29. Jan. 1752.

1) S. ep. ad Eminentiss. Principem Card. Quirin. cet. Lips. 1753.

2) B. Niebuhr, Kl. Schriften, S. 13.

seiner Vermischten Schriften [1]). Studirende baten ihn um Gedichte, wie sie für festliche Gelegenheiten schicklich wären. Als J. H. Voß es wagte, ihn zum Richter seines Gesanges zu machen [2]), schreibt er ihm im Sinne eines nicht geringen Theils des damaligen literarischen Publikums [3]): „Ihre Verdienste und besonders Ihre Einsicht bei Werken des Genies sind zu sehr die Bewunderung Deutschlands, als daß sie hier meines Lobes bedürften: welches Urtheil könnte mehr Gewicht haben?" Und wie lange dauerte es, so sah er auf ihn herab! [4]) — Die deutsche Gesellschaft, deren Mitglieder sich alle Sonnabend Nachmittag versammelten, um sich ihre Abhandlungen vorzulesen und zu beurtheilen [5]), war ganz nach dem Muster der von Gottsched in Leipzig gestifteten eingerichtet. Kästner war viele Jahre Aeltester derselben und bemüht, ihr besonders unter den jüngeren Talenten neue Theilnehmer zu verschaffen, wie er sich überhaupt, fast einzig unter den damaligen Göttinger Professoren [6]), der poetisch strebsamen Jugend mit großer Liberalität annahm, und sich in

1) Lessing von Lachmann, Bd. V. S. 54.: „Selten werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltner der Philosoph und der Meßkünstler, am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in Einer Person beisammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kommt nur dem wahrhaften Genie zu, das sich für die menschliche Erkenntniß überhaupt, und nicht blos für einzelne Theile desselben geschaffen zu sein fühlt. Der Herr Prof. Kästner — doch die formellen Lobsprüche sind ekelhaft, und ohne Zweifel haben die meisten unsrer Leser schon längst von selbst die Anmerkung gemacht, daß sich auch noch mehrere als ihrer vier in die Verdienste dieses Mannes ganz reichlich theilen könnten. Gegenwärtige vermischte Schriften könnten auch dem besten unsrer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte, und den er, mehr erschlichen als verdient zu haben, sich nicht vorwerfen dürfte. Daß man sie lesen wird, daß man sie, auch ohne Anpreisung, häufig lesen wird, ist gewiß."

2) S. Briefe von J. H. Voß, I. S. 53 ff. u. 71.

3) So wird er auch in der Allgemeinen deutschen und in der Klotzischen Bibliothek überall mit besonderer Achtung behandelt.

4) S. Antisymbolik, 2, 107.: „Von Kästner, der noch die Grille hatte, der deutschen Gesellschaft Vorsteher zu sein, und selbst ein sorgfältiges Deutsch zu schreiben, schwieg Heyne, der Freund, aus Schonung."

5) S. Bd. III. S. 33 ff. und Pütter a. a. O. 1, 271.

6) Voß, Leben Hölty's, S. XXXV.

diesem Protectorverhältniß ungemein wohlgefiel [1]). So sehen wir die seltsame Erscheinung, daß Kästner, dessen ästhetisch-literarische Bildung ganz aus der Gottschedischen Schule hervorgegangen war und sie niemals recht verleugnen konnte, der Beschützer und Freund einer Vereinigung von Jünglingen wurde, die nicht blos aller Gottschedischen Regelrechtigkeit, sondern jeder Convenienz auf dem Gebiete der Poesie den Krieg erklärten. Sein ungewöhnlich langes Leben nach einer solchen Frühreife der Bildung machte die Theilnahme an zwei so gänzlich verschiedenen Epochen der Literatur möglich: eine Illusion war es freilich, die ihn mit dem Göttinger Dichterbunde verband. Innerlich konnte er ihm nicht angehören: Göthe's Bedeutung verstand und ahnte er nicht; wie würde er sich auch von den Mitgliedern des Hainbundes abgewandt haben, hätte er erkennen können, wie die Bestrebungen desselben und Göthe's Werther und Götz nur verschiedene Momente Einer und derselben Sturm- und Drangperiode, der Revolutionszeit unsrer Literatur, sind. Die Bewegung auf dem Gebiete der Literatur, in die sein Lebensabend fällt, erfüllte ihn mit Unmuth und Bitterkeit [2]), die sich auch gegen Kant und Fichte in mehreren Epigrammen Luft machte, denn seine eigene philosophische Bildung war nie über Wolf hinausgegangen; und so konnte seine Vorstellung vom Werth und Wesen der Philosophie nicht höher und geläuterter sein, als er sie von der Poesie [3]) bei sich festgesetzt hatte. Dessenungeachtet also nahm er sich des Jünglingsbundes der Göttinger Dichter mit vieler Wärme an, er vermittelte die Bekanntschaft zwischen Boie und Voß, und führte dadurch diesen dem Bunde zu, er erwies sich gegen Bürger bei dessen Wunsch, Universitätslehrer zu werden, theilnehmend und zuvorkommend [4]), er verkehrte mit Boie und besonders mit Hölty

1) Mehr als das, ein lebendiger Mittelpunkt, konnte er weder für diese Vereinigung, noch für die deutsche Gesellschaft sein. Statt conciliatorisch und tonangebend zu sein, war seine Weise auch im literarischen Leben eher spröde und eigensinnig. Siehe auch die treffliche Darstellung von Prutz, Götting. Dichterbund, S. 187 ff.

2) S. auch Bd. III. 14. 176.

3) Vergl. das dritte Lehrgedicht.

4) Später, als Bürger in Göttingen doch nur eine neue Leidensschule durchgemacht hatte, sagte Kästner: „er kam und bat um Brod und man gab ihm einen Stein.“

freundschaftlich [1]); er gab Beiträge zu dem Musenalmanach und galt anfangs selbst für den eigentlichen Redacteur desselben [2]). Seine unbestreitbare Liebe zur Poesie ging dabei Hand in Hand mit einer gewissen Opposition gegen den Geist der Göttinger Universität, welcher sich den Bestrebungen der Art von jeher abhold erwiesen hatte, und den auch Haller gefördert, und selbst Heyne trotz seiner ästhetischen Richtung nicht beschränkt hatte [3]).

Wenn wir an dieser Stelle seine eigenen Productionen in der nicht wissenschaftlichen Literatur näher betrachten, so sind es hauptsächlich die Epigramme, denen er seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte verdankt. Sein Geist hatte sich so sehr gewöhnt, immer diese Form der Aeußerung anzunehmen, daß das epigrammatische Element den charakteristischen Zug aller seiner übrigen Schriften bildet; auch kannten und kennen ihn Viele mehr als witzigen Epigrammatisten, denn als großen Mathematiker, während er Beides in der Weise vereinigte, wie man von Fontenelle gesagt hat: il faisait de petits vers et de grands calculs. — Kästner's Epigramme sind zum allergrößten Theil durch Zeitereignisse und durch persönliche Beziehungen hervorgerufen. Er erzählt selbst, in seiner Jugend habe er meist mit Freunden gelebt, die entweder Mathematiker, oder mit den schönen Wissenschaften bekannt waren; da habe er sich das Uebel angewöhnt, daß er gern über Andere lachte, jedoch mit dem Vorbehalt: hanc veniam damus petimusque vicissim; und demgemäß sind seine Epigramme meist von jener negativen Natur, in der mehr treffender Witz und strafender Ernst als Humor, und häufig mehr Spott als Satire

---

1) S. Voß, Leben Hölty's, S. XXXV. XIX. u. XXVII.

2) S. Voß, Briefwechsel 1, 54. — Wie wenig er übrigens die poetische Bedeutung des Musenalmanachs würdigte, geht aus gelegentlichen Aeußerungen hinlänglich hervor; z. B. Elog. G. Chr. Lichtenbergii, p. 7.: „Diu iam mos invaluit, annuos libellos edere, quos in pera secum gestent elegantiores homines, icunculas insertas contemplentur, varia in illis cum voluptate legant, interdum etiam aliquid discant; calendarii nomen, quod his libris tribuitur, in memoriam mihi revocat Ovidianum: Pars minima est ipsa puella sui. Gottingense calendarium ut, quantum fert natura librorum eius generis, et delectet et prosit, effecit Lichtenbergius."

3) S. Prutz, Götting. Dichterbund, S. 94. 97. 185., und Bd. I. Epigr. 350.

sich hören läßt, sie sind kräftig und scharf, bisweilen schonungslos, und dann wieder von wahrhaft komischer Kraft, ergötzlich und sinnreich: aber selten offenbart er diejenige Gemüthstiefe und den feinen Sinn, der in der Natur einen Spiegel des Geistes erkennt, und mit Sprachgewandtheit die Bilder, die sie ihm zeigt, festzuhalten weiß, wodurch Logau schon so viel höher steht und die Epigramme der griechischen Anthologie einen unvergänglichen Werth haben. Dagegen hatte Kästner für menschliche Thorheit und Verkehrtheit einen so reizbaren Sinn und ein so geschärftes Auge, und für ihre Bezeichnung und Züchtigung eine so fertige Zunge, daß es ihm schwer wurde nicht witzig zu sein; er war furchtlos, aber auch schonungslos genug, Schwachheiten und Mißbräuche, wo er sie nur entdeckte, dem öffentlichen Urtheil Preis zu geben. Aber erst als er sah, daß das Publikum auf diese Rügen, so wie auf die gelegentlichen Aeußerungen seiner Laune und seines Witzes großen Werth legte, und die Lacher auf seiner Seite nie fehlten, fing er selbst an mehr von seiner Gabe zu halten und sie zur Zeit und zur Unzeit fleißig in Anwendung zu bringen [1]). Ja in dem durch den großen Beifall genährten Bewußtsein, daß sie in der Epigrammenliteratur wohl mitzählen könnten, gab er sie wiederholt heraus, zumal da Unberufene dem Begehren des Publikums schon ohne sein Vorwissen damit dienten, und mehr als billig war auf seine Rechnung setzten. Dabei hielt er es jedoch nie der Mühe werth, bei dem vom Reiz des Moments Eingegebenen, noch auf die Form Sorgfalt zu verwenden. Von der außerordentlichen Popularität dieser Epigramme und ihrer Verbreitung, namentlich in Göttingen selbst, giebt besonders der Umstand Zeugniß, daß sich sehr viele durch eine lebendige Tradition lange fortgepflanzt haben, so daß noch zwanzig Jahre nach Kästner's Tode ein Göttinger Literarhistoriker

1) Heyne elog. Kaestn.: Quodsi facetiis salibusque paulo incautius interdum indulsit, condonandum id est naturae humanae imbecillitati; difficile enim est modum tenere in iis, in quibus te videas admirationi esse aliis — —; tanto eum magis labeculae hae decebant, quo pluribus maioribusque virtutibus eas eluebat.

Saxe Onomast. 8, 20.: librorum monumenta ingenium quidem eius acutum et solers, sed interdum quiddam portentosi et τερατωδες offerunt.

sagen konnte, eine Menge derselben sei so verbreitet, daß eine Sammlung aus dem Gedächtniß des Publikums wiederhergestellt werden könnte, wenn sie aus der Literatur verschwinden sollten [1]).

An seine Epigramme pflegte man von jeher das Urtheil über Kästner's Charakter anzuschließen, und zwar schon unter seinen Zeitgenossen das allerwidersprechendste. Es ist ganz unstreitig, daß er, wie viele ähnlich organisirte Menschen, die Gabe und den Hang zur Satire nicht beherrschte; er scheint in dem Grade ein Grundzug seines Sinnes gewesen zu sein, daß er ihm die besten Verhältnisse aufzuopfern schwach genug war [2]); daß er sich z. B. des Ministers Münchhausen Vertrauen dadurch abwendig machte, der sich nun in wichtigen Universitätsangelegenheiten lieber an Heyne wandte, ist ziemlich deutlich [3]). Es möchte sich kaum eine seiner vielen Schriften namhaft machen lassen, in der seine schalkhafte Natur, die Alles zu kritisiren liebte, nicht Gelegenheit zu Seitenhieben auf bekannte Personen oder naheliegende Zustände gefunden hätte. Namentlich ist das wissenschaftliche Treiben seiner jüngeren Zeitgenossen Ziel seines Spottes: die resignirte Gründlichkeit seiner eignen Jugendjahre wurde allerdings immer seltener, aber was Ersatz dafür bieten konnte, erkannte Kästner nicht; weil die Gelehrsamkeit das enge und lästige lateinische Kleid mehr und mehr abwarf, schien sie ihm entartet: nicht Latein schreiben und sprechen können, ist ein häufiger Vorwurf, den er den Gelehrten seiner Zeit macht. — Wie empfindlich, heißblütig und rasch zum Streit er dabei war, und in demselben wie erfüllt von Selbstbewußtsein, zeigt, statt aller seine Fehde mit Zimmermann [4]), auch die mit dem Magister Butschany. Selbst die wohlwollendsten und ihm befreundeten Beurtheiler seiner Epigramme konnten in ihrem Lobe die Rüge über seine Maßlosigkeit nicht unter-

1) Bouterwek, Geschichte der deutschen Literatur, 3, 194. — Eben so lange fuhr man fort, Epigramme und Anekdoten von Kästner, die sich bisher nur als Tradition erhalten hatten, gelegentlich dem Publikum mitzutheilen, unter Anderm gar als „Reliquien".

2) S. Briefe von J. H. Voß, 1, 90.

3) S. Heyne's Leben von Heeren, S. 108. 109.

4) Zu welchen Waffen freilich auch Zimmermann's Partei zuletzt in ihrem Hasse Zuflucht nahm, zeigt auch in Bezug auf Kästner das ekelhafte Pamphlet Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirne.

drücken. „Wehe dem Armen, ruft einer derselben, der den Unwillen dieses furchtbaren Lachers reizt; seine Pfeile sind klein, aber spitz und in Galle getaucht, sie schneiden und haften im Herzen.“ [1]) Wenn ihn dagegen in demselben Jahre [2]) einer der Erbitterten mit bösem Wetter vergleicht, gut die Leute zu kuranzen, und sagt, er haue Jeden in die Pfanne, der ihm begegne, und wolle lieber den besten, wackersten Freund verlieren, als einen einzigen Einfall unterdrücken: so ist dieß die berechtigte Sprache des Gegners; allerdings wurde er nach und nach von vielen seiner Collegen gemieden, und man braucht als Beleg nur sein Verhältniß zu Lichtenberg zu nennen [3]); gleichwohl ist es böswillige Verleumdung, wenn ebendaselbst hinzugefügt wird, Kästner mache sich auch über Friedrich den Großen lustig, verkleinere, verachte ihn. Es ist richtig, daß einige Epigramme gegen den König von Preußen gerichtet sind; aber sie sind sämmtlich nur Ausdrücke eines patriotischen Unmuths, daß französische Philosophie, Sprache und Literatur dem Könige mehr galt als die deutsche: womit übrigens sehr wohl vereinbar ist, daß Kästner für seine Person vor dem französischen Genie und Witz in der Literatur ungemeinen Respect in seinen Schriften an den Tag legt. Wie groß ihm der König als Held und Regent war, bezeugen eine desto größere Anzahl von andern Epigrammen und Stellen in den prosaischen Schriften; und gerade diese entschieden deutsche Gesinnung den französischen Verführungskünsten und ihrer Anmaßung gegenüber ist keiner der geringsten Vorzüge der Kästnerschen Epigramme; zumal da bei so manchem andern unter ihnen, ohne sehr genaue Kenntniß der persönlichen Verhältnisse des Autors und der ganzen damaligen Zeit, der allgemei-

1) Küttner, Char. deutscher Dichter, 1, 275.

2) 1782. Almanach der Belletristen, S. 90.

3) Auf diesen wird bisweilen unrichtig bezogen, was Voß a. a. O. erzählt: Kästner, wegen eines satirischen Epigramms in Hannover verklagt, erhält den Befehl Abbitte zu thun, und thut's auf folgende Art: Er geht ganz früh zu dem Beleidigten, den er noch im Bette weiß, und folgt dem Bedienten, der ihn melden will, gleich selbst bis zum Schlafzimmer nach, steckt den Kopf durch die Thür, und als er Jenen noch im Bette sieht, ruft er: um Vergebung, um Vergebung! und macht sich eiligst wieder davon.

nere Gehalt, der ihm mehr als augenblicklichen Werth giebt, sich nicht leicht entdecken läßt [1]).

Nach dem Bisherigen allein würde man sich indessen von Kästner's Charakter eine unrichtige Vorstellung machen. Sein Herz blieb in der That von der Freude an Medisance, Spott, und man darf es selbst Leichtfertigkeit nennen, zu der ihn seine Gewandtheit in witzigen Combinationen verführte, unberührt. Von dem Zungentodtschlage spricht er sich selbst so ziemlich frei (s. S. 107.), und von dem Federtodtschlag weiß er sich damit zu reinigen, daß er ihn allemal im Kriege für Wahrheit und Vernunft begangen habe. Mehrere von den Epigrammen sind durch unsittlichen Inhalt anstößig, und ungedruckte, die aber noch immer unter seinem Namen umlaufen, sind noch viel ärger: dennoch hat Niemand gegen die Reinheit seines Lebenswandels und die Aechtheit seiner religiösen Gesinnung je etwas aufbringen können. Diese war sogar Vielen zu altväterisch streng; es fiel auf, daß er regelmäßig Sonntags in die Kirche ging und in seinem griechischen Testament nachlas. Aber er ist Manchem durch seine Glaubensfestigkeit ehrwürdig geworden, „hat kecke Absprecher vorsichtig gemacht, und ruhigen, bescheidenen Prüfern den Muth gegeben, hierin der damals modischen Frivolität nicht leichtfertig zu weichen." [2]) — Ueberhaupt war die im Leben auffallendste Eigenthümlichkeit sein unbedingtes Festhalten am Althergebrachten, auch in Sitten, Kleidung, häuslicher Einrichtung u. s. w., eine Beharrlichkeit, die gerade in einer so rasch umgestaltenden Zeit zur Sonderbarkeit werden mußte. Dem entsprechend soll selbst seine körperliche Erscheinung etwas Ungewöhnliches und Originelles gehabt haben: man schildert ihn klein von Statur und dabei von großer Beweglichkeit, der Kopf, den Denker ankündigend,

---

1) Sehr passend wird übrigens in einer Anzeige dieser Sammlung im Leipz. Hausfreund, 1841, S. 267., an Göckingk's Rath erinnert:

Lies Lessing's oder Kästner's Epigrammen
Der Reihe nach mit einemmal,
Dann wirst du sie zur Hälft' als schal
Geradeweg verdammen:
Lies täglich zwei, so lobst du sie zusammen.

2) S. Schlichtegroll's Nekrolog. 1800. Vielfältige Ausdrücke seiner ächt christlichen Gesinnungen finden sich in den Epigrammen und kleinen Aufsätzen. Vergl. auch das 9te Lehrgedicht.

mit einer stark vorwärts gewölbten Stirn. Das Bildniß in vorliegender Ausgabe, nach Tischbein, entspricht dieser Schilderung und zeigt das geistreich schalkhafte Gesicht des jüngeren Mannes, während das im vierten Bande von Zach's geogr. Ephemeriden noch charakteristischer den alten würdigen Göttinger Professor vor Augen stellt.

Bei allen Eigenheiten aber in seiner Lebensweise und bei persönlicher Begegnung, und wiewohl man seine scharfe Zunge fürchtete, galt er dennoch durchaus für bieder und ehrenwerth, das Gute fördernd aus edler Denkungsart und mit eigener Aufopferung, fremdes Verdienst neidlos anerkennend und in seiner Zuneigung zu den ihm nahe verbundenen Freunden und Verwandten unwandelbar treu; seine eigene Familiengeschichte, sein Verhältniß zu Mylius, zur Heyneschen, Baldingerschen und andern Familien sind davon hinlänglicher Beweis. Auch folgender Fall gehört dahin: Kästner erhielt einmal aus Hannover ein Rescript, es scheine, das Observatorium werde unter Mayer nicht so zum Nutzen der Universität angewandt, wie gewünscht würde; wolle Kästner also daran Theil nehmen, so solle ihm der Gebrauch zugleich mit Mayer gestattet werden. Kästner's Antwort war, Mayer's große Verdienste um die Sternkunde wären bekannt, er sehe nicht ein, wie die Sternwarte besser könne gebraucht werden, als von ihm. Vermuthlich sei das Rescript von Jemand veranlaßt, der sich vorstelle, die Sternwarte müsse jedem Neugierigen offen stehen. Solchen blos Schaulustigen zu dienen sei er immer zugänglich. Mayer verstatte ihm den Zutritt, wenn er es verlange, und er halte es für unbillig, sich mehr anzumaßen, da seines Erachtens die Aufsicht einem Einigen bleiben müsse [1]). Nach Mayer's Tode erhielt Kästner die Aufsicht über die Sternwarte. — Seine außerordentliche Dienstfertigkeit und liebreiches Entgegenkommen fanden viele Fremde und Einheimische, besonders Studirende, zu erkennen häufig Gelegenheit. Geselligen Umgang liebte er, aber er suchte ihn nicht; fand sich bisweilen in seinem Hause ein Kreis Befreundeter zusammen, so war er mit seiner unerschöpflichen Laune und lebendiger Angeregtheit die Seele ihrer Unterhaltung.

---

1) S. Zach, geogr. Ephemerid., Bd. IV. S. 373 ff.

Nachdem wir so von den Epigrammen Gelegenheit genommen haben, Kästner's Persönlichkeit näher zu bezeichnen, ist seiner übrigen Schriften hier noch kurz Erwähnung zu thun. — Außer den Epigrammen haben von den poetischen Versuchen noch die didaktischen Gedichte eine Zeit lang einen Namen gehabt. Opitz und Haller haben bei ihnen zum Muster gedient, und es fehlt ihnen keineswegs an poetischem Gehalt, aber die Ausführung und Darstellung derselben ist oft steif und kalt, und zeigt in der Regel ein so starkes Ueberwiegen der prosaischen Seite dieser poetischen Mischgattung, daß sie weniger für den poetischen Beruf des Verfassers zum Zeugniß dienen konnte, als vielmehr für die kräftige Einseitigkeit seines Verstandes. Am wenigsten gelingt ihm der Ton des leichteren Liedes. — Die prosaischen Schriften, von denen ein großer Theil in vorliegende Sammlung aufgenommen ist, haben, die größeren wie die kleineren, selten den Charakter eines sorgfältig ausgeführten Gedankenzusammenhanges, so inhaltreich sie auch sind, sondern behandeln den Gegenstand meist mit sehr subjectiver Freiheit und Laune. Aber die Heiterkeit der gesammten Lebensansicht, die überraschenden und oft witzigen Wendungen der Betrachtung machen sie noch immer anziehend. Entsprechend ist die Beschaffenheit des Stils: er ist weder schön, noch correct, und wie der Inhalt oft nur eine Reihe von Einfällen darbietet, so ist der Ausdruck nicht selten abgerissen und springend, und wiewohl leicht faßlich und mitunter epigrammatisch prägnant, doch im Ganzen vernachlässigt. In den frühesten Schriften strebte er sichtbar nach dem Lob „lebhafter und rührender Schreibart", das ihm später gleichgültiger wurde [1]).

Die Aufzählung der sämmtlichen Schriften Kästner's füllt in Meusel's Schriftstellerlexikon beinahe dreizehn Seiten, und obschon der größte Theil davon kleine Abhandlungen und Gelegenheitsschriften sind, so erstaunt man dennoch über diese Vielseitigkeit, diese rasche und unermüdliche literarische Thätigkeit [2]). Es gab kaum ein Gebiet des menschlichen Wissens, auf dem er nicht

---

1) Wie Lessing, so versucht auch Kästner den Accus. c. Infinit. im Deutschen anzuwenden, z. B. 3, 109.

2) Ueber seine vielen Recensionen der verschiedenartigsten Bücher in den Göttinger Gel. Anzeigen s. Heyne elog. Kaestn. p. 7.

auch seinerseits sich auszusprechen versucht hätte, von den höchsten metaphysischen Fragen bis zur Bienenzucht und andern ökonomischen Gegenständen. Zugleich sind alle diese Schriften ein Beweis, daß er mit dem glücklichsten Gedächtniß unglaublich viel gelesen hatte. Die Reminiscenzen daran werden ihm oft zur Hemmung und verführen ihn zu Abschweifungen. — Die lateinischen „Elogia“ auf Universitätscollegen, z. B. Lichtenberg, Tob. Mayer, sind voll Leben und Humor, und mit geschicktem, freilich auch ungenirtem Gebrauch des lateinischen Ausdrucks abgefaßt; von dem Inhalt verspricht man sich mehr: in sehr loser Weise stellt er einige interessante Bemerkungen über den Verstorbenen zusammen, ohne durch Darstellung des Wesentlichen eine Charakteristik zu versuchen; wider Erwarten dürftig ist z. B. gerade Lichtenberg's Elogium. Unter den eigentlich wissenschaftlichen Werken, auf die näher einzugehen hier nicht der Ort ist, ist die Geschichte der Mathematik vielleicht das schwächste. Als ob Gleichgültigkeit gegen die Arbeit ihn übersehen ließ, was die Idee der Wissenschaft erforderte, häuft er zum Theil unerhebliche Notizen, und zwar nicht in der besten Ordnung, zusammen: er hatte sich verwöhnt, mehr das Vereinzelte zu behandeln, so daß er sich die Mühe nicht mehr nahm, ein größeres Werk mit Ruhe und Beharrlichkeit der Vollendung entgegenzuführen.

Dennoch ist sein Leben durch unausgesetzte Thätigkeit reich und fruchtbar gewesen, einfache Lebensweise, feste Gesundheit, die frühe Gewöhnung, gewissenhaft die Zeit auszukaufen, endlich eine sorgenfreie Muße, machten es ihm möglich, eben so eine unglaubliche Menge von Kenntnissen zu sammeln, als seinerseits zum Nutzen der Mit- und Nachwelt damit zu wuchern [1]). Auch

---

1) Heyne elog. Kaestn.: Si quis alius, Kaestnerus ille fuit, qui vitae usum bene nosset, vivendo vivere disceret, horas ac dies ita exigeret, ut relinqueret sui monimenta, quibus se vixisse testatum faceret. — Mature se ita composuerat, ut nullam vitae partem studio vacantem effluere sineret, temporis autem usum rectum et cautum inter prima sapientiae praecepta et vitae officia referret. — Duo habuit vitae praesidia raro naturae et fortunae munere: primo quod valetudine prospera et inoffensa semper est usus, tum vero quod in fortunae nec affluentia nec tenuitate constitutus aequabili vitae genere assuetus et studiis li-

wurde ihm das Glück zu Theil, Frische und Klarheit des Geistes bis zu den letzten Momenten seines Daseins zu bewahren. Ein sanfter Tod machte seinem Leben am 20. Juni 1800 ein Ende [1]). — Auf der Bibliothek zu Göttingen steht seine Marmorbüste, ein Werk des Bildhauers Döll zu Gotha, mit der Inschrift: Kästnern dem Einzigen seiner Art, geb. 26. Sptb. 1719, gest. 20. Jun. 1800, errichtet von seinem Verehrer und Freunde Friedrich August Herzog zu Braunschweig Oels [2]).

Möge nun diese neue Sammlung seiner Schriften ihm auch neue Freunde erwerben und ein nicht unbeachtetes Denkmal seines Werthes und seiner Verdienste sein.

---

terarum disciplina domestica exemploque imbutus animum a molestis curis vacuum unice studiis dicare potuit.

1) Heyne: Tam placide et tranquille expiravit, ut nec mori se sentiret, neque se moriturum esse animo praeciperet.

2) Graf Wilhelm der Erste zu Lippe-Schaumburg hatte schon 1770 eine goldene Denkmünze auf Kästner prägen lassen.

# Inhalt aller vier Theile.

## Erster Theil.

### Sinngedichte.

Seite

1. Auf Kepler. . . . . . . . . . . . . . . . . 3
2. An Hrn. Christlob Mylius. . . . . . . . . . 3
3. An die untergehende Sonne. . . . . . . . . . 3
4. Die Vortheile der Weisheit. . . . . . . . . . 4
5. Die veränderlichen Triebe der menschlichen Alter. . . . . 4
6. Auf die Begräbnisse des Pompejischen Geschlechts. . . . 4
7. Das Todtenopfer, an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis. . . . . . . . . . . . . . . . 5
8. Von dem Verf. des Buches: Des livres difficiles à trouver. 5
9. Das seltene Buch. . . . . . . . . . . . . . . 6
10. *Ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς*. . . . . . . . . . . . 6
11. Das deutsche Kriegswesen. . . . . . . . . . . 6
12. Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. . . . . . . . 7
13. Auf eines Reisenden Urtheil vom Naumburger Weine. . . 7
14. Eben desselben Klage über denselben Wein. . . . . . 8
15. Auf Brühier's Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes. . . . . . . . . . . . . . . . . 8
16. Auf den Palmbaum, der 1749 im Garten der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften reife Früchte trug. . . . 8
17. Auf den Herrn Hauptmann Steinauer. . . . . . . . 8
18. Auf einen Bären. . . . . . . . . . . . . . . 9
19. An Herrn Professor Gellert. . . . . . . . . . 9
    Widerruf. . . . . . . . . . . . . . . . . . 10
20. Eine Stunde. . . . . . . . . . . . . . . . . 10
21. Charaktere. . . . . . . . . . . . . . . . . 10
22. Freye Uebersetzung einer Stelle aus dem Éloge de Mr. de la Mettrie. . . . . . . . . . . . . . . . . 11

| | | Seite |
|---|---|---|
| 23. | Charakter des Herrn de la Mettrie. | 11 |
| 24. | Die letzten Worte des Herrn de la Mettrie. | 11 |
| 25. | Von einem schöpferischen Dichter. | 12 |
| 26. | An einen Freymaurer. | 12 |
| 27. | An den Setzer der hamburgischen freyen Urtheile. | 12 |
| 28. | Auf einen Rechtsgelehrten. | 12 |
| 29. | Von einem Philosophen. | 12 |
| | Widerruf. | 13 |
| 30. | Gewissensberuhigung. | 13 |
| 31. | Zusatz zu der Frau Doctorinn *** Inauguraldisputation. | 13 |
| 32. | Auf Christlob Mylius. | 14 |
| 33. | Auf eben Denselben. | 14 |
| 34. | Das Glück der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande. | 14 |
| 35. | Die Dichter. | 15 |
| 36. | Ursachen, warum die Dichter vom Podagra frey sind. | 15 |
| 37. | Die Algebra der Stutzer. | 16 |
| 38. | Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heirathete. | 16 |
| 39. | An Herrn Liscov. | 16 |
| 40. | Ueber Herrn Professor Gellert's Programma zum Antritt seiner Profession. | 16 |
| 41. | An den Verfasser der Allemannischen Brüder. | 17 |
| 42. | Die Schmetterlinge. | 17 |
| 43. | Grabschrift eines Engländers. | 17 |
| 44. | Das Wetterglas. | 18 |
| 45. | Das gelehrte Kind. | 18 |
| 46. | Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben. | 18 |
| 47. | Auch Hexameter. | 19 |
| 48. | Eine Gesundheit. | 19 |
| 49. | Eine andere an Rabener. | 19 |
| 50. | Noch eine Gesundheit an Herrn Professor Gellert. | 20 |
| 51. | Auf einen Sprachenkenner. | 20 |
| 52. | Auf einen Schrank, in dem ein Menschengerippe stehet. | 20 |
| 53. | Ueber eine schlechte Satire auf einen schlechten Dichter. | 20 |
| 54. | Auf den Ryßwicker Frieden. | 21 |
| 55. | Nach dem Englischen. | 21 |
| 56. | Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII. | 21 |
| 57. | Auf das Titelkupfer zum 9. Theile von Brockes irdischem Vergnügen in Gott. | 21 |
| 58. | Auf das Titelkupfer zu einer Tragödie. | 22 |
| 59. | Das Wunderbare in einer gewissen Tragödie. | 22 |
| 60. | Beytrag zum neologischen Wörterbuche. | 22 |
| 61. | Auf die deutsche Uebersetzung der neuen Heloise. | 22 |
| 62. | Gelehrte Komödien. | 23 |
| 63. | Von Herrn M. M. | 23 |
| 64. | Der Autor der Pücelle. | 23 |
| 65. | Die Diebinn. | 23 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 66. | Nach dem Tode meiner Gattinn. | 24 |
| 67. | Eine mütterliche Warnung. | 24 |
| 68. | Als ein Frauenzimmer Vorstehendes übel aufnahm. | 24 |
| 69. | Ueber den Gebrauch der Alten, geröstetes Korn zu opfern. | 24 |
| 70. | An einen Dichter, der sich auf blau Papier drucken ließ. | 25 |
| 71. | Herr G. | 25 |
| 72. | Antwort. | 25 |
| 73. | An Johann Friedrich von Cronegk. | 26 |
| 74. | Die Geschäfte des Teufels. | 26 |
| 75. | Die Dames. | 26 |
| 76. | Die Chapeaux. | 27 |
| 77. | Kritik hierüber, die an einem Hofe wirklich gemacht worden. | 27 |
| 78. | Der Mahler. | 27 |
| 79. | An Amalchen in Cassel. | 27 |
| 80. | An die Sammler des Musenalmanachs. | 27 |
| 81. | Antwort eines der Sammler. | 28 |
| 82. | Gegenantwort. | 28 |
| 83. | Die vier Weltalter. | 28 |
| 84. | Auf einen irrenden Marquis. | 28 |
| 85. | Schuld und Unschuld. | 29 |
| 86. | An die Feinde eines unbekannten Kunstrichters. | 29 |
| 87. | Der Candidat. | 29 |
| 88. | An Lessing's jungen Gelehrten. | 29 |
| 89. | Der Compilator. | 30 |
| 90. | Gellert's hinterlassene Werke. | 30 |
| 91. | An Herrn Canonikus Jakobi. | 30 |
| 92. | Leibnitz. | 30 |
| 93. | Auf König Gustav Adolph's Tod bey Lützen. | 31 |
| 94. | In ein Stammbuch. | 31 |
| 95. | Ueber ein Gedicht der Frau Karschinn. | 31 |
| 96. | Deutschlands gerettete Ehre. | 32 |
| 97. | Soldatenkrankheiten. | 32 |
| 98. | Der französische Fuß. | 32 |
| 99. | Auf eine Predigt von der Liebe Gottes. | 33 |
| 100. | An einen Freund. | 33 |
| 101. | Auf eine Einladung zur Anhörung einer Rede. | 33 |
| 102. | Auf eine gedruckte Rede. | 33 |
| 103. | Verwandlungen. | 34 |
| 104. | Antwort. | 34 |
| 105. | Aus dem Musenalmanache 1771. S. 138. Das Gespenst. | 34 |
| | Wahre Ursache von des Mädchens Flucht. | 34 |
| 106. | Langeweile im Himmel. | 35 |
| 107. | Wie man den Properz gefunden hat. | 35 |
| 108. | Die Besoldungen. | 35 |
| 109. | Ordnung der Weinbouteillen in meinem Keller. | 35 |
| 110. | Das Münzregal. | 36 |

Seite
111. Ermunternde Kraft des Caffees. . . . . . . . . . . 36
112. Auf einen Kupferstich. . . . . . . . . . . . . . . 36
113. Claus Narr und die Gänschen . . . . . . . . . . 37
114. Zwischen einem Reisenden und einem Bauer. . . . . . . 37
115. Auf Jemanden, der zu früh todt gesagt ward. . . . . . 37
116. Drey deutsche Heldengedichte . . . . . . . . . . . 38
117. An Jemanden, der die Abbildung eines Frauenzimmers nach ** zum Ansehen schickte. . . . . . . . . . . 38
118. Der von einem Buchhändler bezahlte Kuß. . . . . . . 38
119. Ueber ein musikalisches Vorspiel. . . . . . . . . . 38
120. Das Fernglas. . . . . . . . . . . . . . . . . 38
121. An Herrn G. . . . . . . . . . . . . . . . . 39
122. An Herrn Professor Diez über die Namen seines Sohnes. . 39
123. An Mademoiselle N. S. D. . . . . . . . . . . . . 39
124. An die Karten. . . . . . . . . . . . . . . . . 40
125. An den Herrn v. Gerstenberg. . . . . . . . . . . 40
126. Auf einen Kunstrichter. . . . . . . . . . . . . . 41
127. Auf Hrn. Sam. Gotthold Langens Ausgabe an ihn geschriebener Briefe. . . . . . . . . . . . . . 41
128. An die Fr. Hofr. Heyne. . . . . . . . . . . . . 41
129. Zweymal eilf Uhr. . . . . . . . . . . . . . . 41
130. Ein Grund, in die Kirche zu gehen. . . . . . . . . 42
131. Die poetische Krönung. . . . . . . . . . . . . . 42
132. Christ und Antichrist. . . . . . . . . . . . . . 42
133. Hochzeitgedicht auf einen Gelehrten. . . . . . . . . 43
134. Desgleichen. . . . . . . . . . . . . . . . . . 43
135. Die Kinderzucht. . . . . . . . . . . . . . . . 43
136. Auf Rabener. . . . . . . . . . . . . . . . . 43
137. An Rabener. . . . . . . . . . . . . . . . . . 44
138. Bey Zerstörung der französischen Lünetten vor Göttingen. . 44
139. Der Baron. . . . . . . . . . . . . . . . . . 44
140. Die Zimmertaxe in Göttingen. . . . . . . . . . . 44
141. An meine Handlaterne. . . . . . . . . . . . . . 45
142. Grabschrift einiger Steine. . . . . . . . . . . . 45
143. Das Lob. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 46
144. Die alternden Dichter. . . . . . . . . . . . . . 46
145. Zu Ausfüllung des Platzes. . . . . . . . . . . . 46
146. Ueber den Eintritt der Venus in die Sonne den 3. Jun. 1769. 46
147. Ueber St. Evremond's Gedanken. . . . . . . . . . 47
148. Uebersetzung in Verse einer Stelle aus Hübner's poetischem Handbuche. . . . . . . . . . . . . . . . 47
149. Auf Herrn Basedow. . . . . . . . . . . . . . . 47
150. Auf eine Degenklinge. . . . . . . . . . . . . . 47
151. Was Hippokrene auf deutsch heißt. . . . . . . . . . 48
152. Auch davon. . . . . . . . . . . . . . . . . . 48
153. Der tapfere Töffel. . . . . . . . . . . . . . . 48

| | | Seite |
|---|---|---|
| 154. | An Jemanden, der einen jungen Herrn nach Frankreich und England als Dolmetscher begleitete. | 49 |
| 155. | Auf einen Bibelübersetzer. | 49 |
| 156. | Reisende Deutsche. | 49 |
| 157. | Ueber Lessing's Buch, wie die Alten den Tod gebildet. | 50 |
| 158. | Russische Ehrennamen. | 50 |
| 159. | Auf einer Schreibtafel. | 50 |
| 160. | An Herrn Dyk. | 50 |
| 161. | Abaris. | 51 |
| 162. | In ein Exemplar meiner Vermischten Schriften. | 51 |
| | Antwort hierauf. | 51 |
| 163. | Nachahmung aus dem Horaz. | 52 |
| 164. | Nachahmung einer bekannten Stelle Virgil's. | 52 |
| 165. | Nach dem Schwedischen des Herrn Grafen Gustav Friedr. Gyllenborg. | 52 |
| 166. | Zweyerley Zeitrechnung. | 53 |
| 167. | Als sich viel Gelehrte in einem kleinen Zimmer versammeln mußten. | 53 |
| 168. | Altes und Neues. | 53 |
| 169. | In ein Exemplar von Griendel's von Ach Mikrographie. | 54 |
| 170. | Auf Artemisien. | 54 |
| 171. | Im Namen einiger Aerzte. | 54 |
| 172. | An Mademoiselle A. B. | 54 |
| 173. | Isle de Cithère und Point de Venus. | 55 |
| 174. | Neue Moral aus einer alten Fabel. | 55 |
| 175. | Eingetroffene Prophezeyhung bey einer Gedächtnißrede. | 55 |
| 176. | An eine Freundinn. | 55 |
| 177. | Gelehrsamkeit unserer Jahre. | 56 |
| 178. | An einen Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs. | 56 |
| 179. | Hölty's Belesenheit. | 56 |
| 180. | Bey Gelegenheit eines Sinngedichts des Herrn Gleim. | 56 |
| 181. | Die Correspondentinn. | 57 |
| 182. | Auf ein Gemählde von der Königinn Majestät. | 57 |
| 183. | Auf einige Leipziger Rathsherren. | 57 |
| 184. | An den Verfasser eines Lobgedichts. | 58 |
| 185. | An Herrn Professor Lichtenberg. | 58 |
| 186. | An Lessing bey seiner Durchreise durch Göttingen. | 58 |
| 187. | An Herrn Professor Lichtenberg. | 58 |
| 188. | Der Musenalmanach auf dem Schnitte vergoldet. | 59 |
| 189. | Die Mutter, die keine Autorinn seyn will. | 59 |
| 190. | Auf Newton's Grabmal. | 59 |
| 191. | An einen neuen Orthographen. | 59 |
| 192. | Auf einen Leugner der Providenz. | 60 |
| 193. | Nöthige Vorsicht vor einer lateinischen Vorlesung. | 60 |
| 194. | Der Recensent N. 4. | 60 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 195. | Recensenten-Styl. | 60 |
| 196. | Reue. | 61 |
| 197. | Wider Lorenz Rohrdommel. | 61 |
| 198. | Salomon's Gericht. | 61 |
| 199. | Ableitung eines Sprichworts. | 61 |
| 200. | Sappho und Nantchen. | 61 |
| 201. | Vom Erfinder des Schachspiels. | 62 |
| 202. | Aus einem Stammbuch. | 62 |
| 203. | Erzählung. | 62 |
| 204. | Aus Voltaire's Leben. | 62 |
| 205. | Etwas zur Geschichte der vier Welttheile. | 63 |
| 206. | Product des fünften Welttheils. | 63 |
| 207. | Sicherheit | 63 |
| 208. | An Herrn Amtmann Bürger. | 63 |
| 209. | In ein Exemplar von Kepler's Chilias Logarithmorum. | 64 |
| 210. | Dörfel. | 64 |
| 211. | Entschuldigung an Madem. A. B. | 65 |
| 212. | An ein Frauenzimmer, das Blumen aus meinem Garten verlangte. | 65 |
| 213. | Moderamen inculpatae tutelae. | 65 |
| 214. | Telemach und Mentor. | 65 |
| 215. | Sprachenunkunde. | 66 |
| 216. | Die Wahl. | 66 |
| 217. | Zusatz zu einem Sinngedicht. | 66 |
| 218. | Erklärung eines Wunders. | 67 |
| 219. | Auf einen Abbé. | 67 |
| 220. | Als mich der Abbé wegen dieses Sinngedichts zum Abendessen bat. | 67 |
| 221. | Ueber einen von Mag. Butschann verfertigten Pflug. | 67 |
| 222. | Ueber denselben. | 68 |
| 223. | In des Herrn v. Ziegler Asiatische Banise. | 68 |
| 224. | Auf die drey Directoren von Göttingen. | 68 |
| 225. | Das historische Institut in Göttingen. | 68 |
| 226. | An einige gute Freunde. | 69 |
| 227. | Gespräch. | 69 |
| 228. | Ein Wort im Himmel geredet. | 69 |
| 229. | Gespräch. | 69 |
| 230. | Heumann's Stein des Anstoßes. | 69 |
| 231. | Der Hund mit den Schlüsseln. | 70 |
| 232. | Widerlegung eines Königl. Schriftstellers. | 71 |
| 233. | Wunsch eines protestantischen Virtuosen in Rom. | 71 |
| 234. | Leichencarmen. | 71 |
| 235. | Als Philadelphia spöttisch hier abgewiesen wurde. | 71 |
| 236. | Die mit Karten spielenden Poeten. | 72 |
| 237. | Als ich das Prorectorat niederlegte und W. es wieder annahm. | 72 |

Seite
238. Vorschlag, wo die Abbildungen der Herren Professoren hinzustellen sind. . . . . . . . . . . . . . . . 72
239. Rabener. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 72
240. Auf jagende Studenten. . . . . . . . . . . . . 73
241. Auf D. Stauzius. . . . . . . . . . . . . . . 73
242. Auf Verschiedene. . . . . . . . . . . . . . . 73
243. An Herrn Leibmedicus Zimmermann. . . . . . . . 74
244. An Denselben. . . . . . . . . . . . . . . . 74
245. Unschickliche Benennung. . . . . . . . . . . . 74
246. Epilog. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 74
247. Weiße Degenscheiden. . . . . . . . . . . . . 75
248. Der verhehlte Geburtstag. . . . . . . . . . . 75
249. Klug und nicht klug. . . . . . . . . . . . . 75
250. An einen Virtuosen. . . . . . . . . . . . . . 75

## Nach Kästner's Tode bekannt gemachte Sinngedichte.

251. Tragische Todesarten. . . . . . . . . . . . . 76
252. Soll man ihnen Weiber geben?. . . . . . . . . . 76
253. Ueber ein bedrucktes Kartenblatt. . . . . . . . . 76
254. Nach dem Shakespeare. . . . . . . . . . . . . 77
255. Dogmatische Anwendung einer Königl. Sentenz. . . . . 77
256. Aerostatische Krieger. . . . . . . . . . . . . 77
257. Ein Schleyer im Walde von Marciwowa gefunden. . . . 77
258. Inhalt des Trauerspiels Otto von Wittelsbach. . . . . 78
259. An Mademoiselle F. B. . . . . . . . . . . . . 78
260. Die Tulpen. . . . . . . . . . . . . . . . . 78
261. Spott des Todes über den Herrn Hofrath Baldinger. . 78
262. Auf eines Autors Allegate. . . . . . . . . . . 79
263. In fremdem Namen. . . . . . . . . . . . . . 79
264. Beybehaltung der Mönchsgelübde. . . . . . . . . 79
265. Publicität. . . . . . . . . . . . . . . . . 79
266. Unter das Bild eines Arztes, der schlafend gezeichnet ward. . 79
267. Der Venustrabant. . . . . . . . . . . . . . . 80
268. Auf einen Betstuhl des Vornehmsten in einer Dorfkirche. . 80
269. Prozeß. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
270. Selbstmord. . . . . . . . . . . . . . . . . 80
271. Auf eine Einladung in eine große Gesellschaft. . . . . 81
272. Auf eine Anzeige in Göckingk's Journal für Deutschland. . 81
273. Grabschrift der Fr. Hofräthinn Baldinger. . . . . . 81
274. Grabschrift einer Tochter des Herrn Hofrath Gatterer. . 81
275. Ueber das Evangelium am 26. Sonntage nach Trinitatis. . 82
276. Ob ein Fürst etwas Besseres ist, als ein anderer Mensch. . 82
277. Midas. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 82
278. In ein Stammbuch eines jungen Frauenzimmers. . . . . 82
279. Bey Herrn Hofrath Baldinger's und seiner Töchter Gegenwart. . . . . . . . . . . . . . . . . . 83

15 *

Seite

280. Geadelte. . . . . . . . . . . . . . . . . . 83
281. Berichtigung. . . . . . . . . . . . . . . . . 83
282. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 84
283. An einen Buchhändler. . . . . . . . . . . . 84
284. Uebersetzung einer Stelle aus Landreau du Maine au-Picq Legislation philosophique. . . . . . . . . 84
285. In ein Stammbuch eines Franzosen. . . . . . . . 85
286. Dichterhöhe. . . . . . . . . . . . . . . . . 85
287. Aus den Ritterbüchern. . . . . . . . . . . . 85
288. Pädagogie. . . . . . . . . . . . . . . . . 85
289. Mehr als Kodrus. . . . . . . . . . . . . . 86
290. Aenderung der Zeiten. . . . . . . . . . . . 86
291. Grabschrift Gotthelf Kirsten's. . . . . . . . . 86
292. Auf Denselben. . . . . . . . . . . . . . . 86
293. An Se. Durchlaucht den Herzog Friedrich August zu Braunschweig-Oels. . . . . . . . . . . 87
294. Ueber die Beschreibung der Feyerlichkeiten zu Oels. . . . 87
Beantwortung. . . . . . . . . . . . . . . . . 87
295. Aus der Offenbarung Johannis. . . . . . . . . 88
296. Gesang der Oelser Bauermädchen. . . . . . . . 88
297. Ueber Gleim's Abt. . . . . . . . . . . . . 88
298. Sinngedicht. . . . . . . . . . . . . . . . 88
299. Ueber eine Benennung der Ludwige XIII..XVI. . . . 89
300. Auf eine Republik. . . . . . . . . . . . . . 89
301. Zusatz zu Gellert's Geschichte des Hutes. . . . . 89
302. Brudermörder. . . . . . . . . . . . . . . . 89
303. Vom ewigen Frieden. . . . . . . . . . . . . 89
304. Die Unwiderleglichen. . . . . . . . . . . . . 90
305. Elias. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 90
306. Buchhändlerbemerkung. . . . . . . . . . . . 90
307. Eine Mutter, die neben ihren Sohn begraben ward. . . 90
308. Andromeda an Kassiopea. . . . . . . . . . . 90
309. Der Egoist. . . . . . . . . . . . . . . . . 91
310. Ein alter Dichter. . . . . . . . . . . . . . 91
311. Beygelegter Streit. . . . . . . . . . . . . 91
312. Kritisch. . . . . . . . . . . . . . . . . . 91
313. Die Denkerinn. . . . . . . . . . . . . . . 91
314. Neuerer. . . . . . . . . . . . . . . . . . 92
315. Eine noch unbemerkte Kategorie. . . . . . . . 92
316. Ich-Ich. . . . . . . . . . . . . . . . . . 92
317. Freyheitserklärung. . . . . . . . . . . . . 92
318. Extra ecclesiam nulla salus. . . . . . . . . . 93
319. Das Denkmal. . . . . . . . . . . . . . . . 93
320. Gedächtnißreime. . . . . . . . . . . . . . 93
321. Entschuldigung. . . . . . . . . . . . . . . 93
322. Militärische Geschichte des Prinzen Friedrich August. . 94

Seite

323. Allemands, grands admirateurs. . . . . . . . . . . 94
324. Studentenorden. . . . . . . . . . . . . . . . . 94
325. Im deutschen Museum zu Münden. . . . . . . . . 94
326. Etwas zur Kunstgeschichte des Kupfers. . . . . . . 95
327. Ueber eine Stelle aus Mylius Reisebeschreibung. . . . . 95
328. Von meinem Beichtvater. . . . . . . . . . . . 95
329. An Herrn M. Hindenburg. . . . . . . . . . . . 95
330. Erscheinungen blöder Augen. . . . . . . . . . . 96
331. An Herrn Ernst. . . . . . . . . . . . . . . . 96
332. Als ich einen Bleystift zum Musenalmanach steckte. . . . 96
333. Warum ich nichts von dem jetzigen Aufenthalt des Verfassers des Museum weiß. . . . . . . . . . . . . . . 96
334. An Mademoiselle Amalie. . . . . . . . . . . . 96
335. Der Fritz und Gustel. . . . . . . . . . . . . 97
336. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 97
337. Auf die Nachricht, daß der Marquis v. Vilette das Herz Voltaire's aufbewahrt. . . . . . . . . . . . . 97
338. Fragment eines Gedichts. . . . . . . . . . . . 97
339. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 98
340. Auf einen Schriftsteller von Giften. . . . . . . . 98
341. An Hrn. M. H. . . . . . . . . . . . . . . . 98
342. An Fr. Pr. B. . . . . . . . . . . . . . . . 98
343. Antwort auf einen Theil von der Fr. Pr. B. Briefe. . . 98
344. Die Mutter an die Tochter. . . . . . . . . . . 99
345. Entschuldigung an die Fr. Pr. B. . . . . . . . . 99
346. Wunsch oder Bitte. . . . . . . . . . . . . . 99
347. Tausend und eine Nacht. . . . . . . . . . . . 99
348. Die Tochter Salomon's. . . . . . . . . . . . 100
349. Nationalstolz eines Dekans. . . . . . . . . . . 100
350. Bey Gelegenheit einer Frage. . . . . . . . . . 100
351. Der vertauschte Messias. . . . . . . . . . . . 100
352. Den 28. März 1778. . . . . . . . . . . . . . 101
353. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 101
354. Wie viel dazu gehört, was Ungethanes zu thun. . . . . 101
355. Auf Nikolai's Bunkel. . . . . . . . . . . . . 101
356. Der Feigenbaum. . . . . . . . . . . . . . . 102
357. Kein Atheist. . . . . . . . . . . . . . . . 102
358. Dämonologie. . . . . . . . . . . . . . . . 102
359. König Jakob I. . . . . . . . . . . . . . . . 102
360. Ein Dialog. . . . . . . . . . . . . . . . . 102
361. Helden=Ansehen. . . . . . . . . . . . . . . 103
362. Der Einzige. . . . . . . . . . . . . . . . . 104
363. Astronomer royal. . . . . . . . . . . . . . 104
364. Sub utraque. . . . . . . . . . . . . . . . 104
365. Auf Jemand. . . . . . . . . . . . . . . . . 104
366. Der Müßiggänger. . . . . . . . . . . . . . . 104

| | | Seite |
|---|---|---|
| 367. | Uebersetzung in's Englische. | 105 |
| 368. | Das Marienbild. | 105 |
| 369. | Als eines Dichters Manuscripte von Mäusen gefressen wurden. | 105 |
| 370. | Ueber Custine's Hinrichtung. | 105 |
| 371. | An Basedow. | 105 |
| 372. | C. d. Cl. | 106 |
| 373. | Der gute Rath. | 106 |
| 374. | Medicinischer Gebrauch des Papiers. | 106 |
| | Antwort. | 106 |
| 375. | Die Versiegelung. | 106 |
| 376. | Mittel, die Bettler zu vermindern. | 107 |
| 377. | Haller's Jugendsünde. | 107 |
| 378. | Auf einen hiesigen Sterngucker. | 107 |
| 379. | Heiden-Lottchen. | 107 |
| 380. | An Herrn Hofrath Baldinger. | 108 |
| 381. | In ein Stammbuch. | 108 |
| 382. | Grabschrift Kästner's auf sich selbst. | 108 |


## Epigramme und andere Gedichte in fremden Sprachen.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Io. El. Schlegel. | 111 |
| 2. | De parallelogrammo Newtoniano. | 111 |
| 3. | Ad eos, qui sola latina carmina scribenda iubent. | 111 |
| 4. | Ad I. M. Gesnerum. | 112 |
| 5. | De palma dactylifera Berolini. | 112 |
| 6. | Icon. | 112 |
| 7. | De Aloysio Gonzaga. | 112 |
| 8. | Visurgis et Sala de pugna ad Rosbacum. | 113 |
| 9. | Statua a militibus comminuta loquitur. | 113 |
| 10. | Friderico Platnero. | 113 |
| 11. | De Othone aereo. | 113 |
| 12. | Priapus. | 114 |
| 13. | Parodie von Ovid. Met. 1, 84. | 114 |
| 14. | Parodie von Horat. Od. 3, 26. | 114 |
| 15. | De ***. | 115 |
| 16. | Ode. | 115 |
| 17. | Aux Franc-Maçons de Stockholm. | 116 |
| 18. | Sur une dame à laquelle etc. | 116 |
| 19. | Aux dames et demoiselles de Göttingue. | 116 |
| 20. | On Mr. Thinkwou'd. | 116 |


## Parodieen.


| | | |
|---|---|---|
| 1. | Die Schriftsteller (nach Hagedorn). | 118 |
| 2. | In das Stammbuch eines witzigen Freundes (nach Hagedorn). | 124 |
| 3. | Die Ursachen der Kritik (nach Hagedorn). | 124 |

Seite
4. Der Reimer (nach Hagedorn). . . . . . . . . . . 126
5. Auf J. E. Schlegel's anakreontische Oden (nach J. E. Schlegel). 126
6. An J. E. Schlegel (nach J. E. Schlegel). . . . . 128
7. Nach Stähelin's Uebersetzung der Sappho. . . . . . 128
8. Der Rangstreit (nach Hagedorn). . . . . . . . . 128
9. Die Dichter (nach J. E. Schlegel). . . . . . . . 130
10. Das Dichten (nach Hagedorn). . . . . . . . . . . 130
11. Der Dichterkrieg (nach Seckendorf's Lucan). . . . . . 132
12. Im Namen eines Dorfjungen (nach einem Gedicht auf Pyra's Tod). . . . . . . . . . . . . . . . . 132
13. Zusatz zu des Hrn. v. Hagedorn Helden. . . . . . 132
14. Nach Gellert. . . . . . . . . . . . . . . 134

## Kleine prosaische Aufsätze.

## Erzählungen. Anekdoten. Bemerkungen. Einfälle.

### Erste Sammlung.

1. Das Steckenpferd. . . . . . . . . . . . . . 137
2. Exempel zum Steckenpferde. . . . . . . . . . . 137
3. Ueber eine Stelle aus Lucas Cranach's Grabschrift. . . 138
4. Das schläfrige Aunchen. . . . . . . . . . . . 138
5. Die Erdschwämme. . . . . . . . . . . . . . 139
6. Ueber die Vorsichtigkeit der englischen Jurisprudenz. . . . 139
7. Beweis, daß die Astronomie tolerante Gesinnungen giebt. . 140
8. Ueber den Anfang der Interpretation de la nature. . . 140
9. Parallele zwischen dem Sokrates und mir. . . . . . 141
10. Fragment oder Anfang einer Poematologie. . . . . . 141
11. Entwurf zu einem Titelkupfer zu irgend einem Lehrbegriffe des deutschen Staatsrechts. . . . . . . . . . . 142
12. Isochronismus. . . . . . . . . . . . . . . 142
13. Die Säeleute, eine Parabel. . . . . . . . . . 142
14. Millionen und Myriaden. . . . . . . . . . . 143
15. Vom Stachelschweine. . . . . . . . . . . . . 143
16. Der point d'honneur. . . . . . . . . . . . . 144
17. Welche Thiere bekleidet sind. . . . . . . . . . 144
18. Vom Nutzen des Prügelns. . . . . . . . . . . 144
19. Die Tonne. . . . . . . . . . . . . . . . . 145
20. Die Frage der Frau Magisterinn. . . . . . . . . 145
21. Bewunderung eines französischen Parlamentsraths. . . . 146
22. Die verlorne Schraubenmutter. . . . . . . . . . 146
23. Warum treiben die Gelehrten keine Handwerke. . . . . 147
24. Dichterische Heirathen. . . . . . . . . . . . 147
25. Die Aelster. . . . . . . . . . . . . . . . . 147
26. Ueber einige Verse des Brebeuf von dem Volke, das die Schreibekunst erfunden haben soll. . . . . . . . . 148

Seite

27. Ein wahrer Vorfall in meiner Bibliothek. . . . . . . 149
28. Das Bibelfutteral. . . . . . . . . . . . . . 149
29. Ueber einen Gedanken eines Kirchenvaters. . . . . . . 150
30. Zweyerley Paroxysmen. . . . . . . . . . . . 150
31. Euklid hätte nicht zum Hofprediger getaugt. . . . . . 150
32. Deutsche Kinderprobe. . . . . . . . . . . . 150
33. Materie ohne Form, zu einem Sinngedichte. . . . . . 151
34. Paralipomenon. . . . . . . . . . . . . . 152
35. Die lernbegierigen Bauern. . . . . . . . . . . 152
36. Etwas aus der Staatswirthschaft. . . . . . . . . 153
37. Der zerstoßene Spiegel. . . . . . . . . . . 153
38. Die Möglichkeit läßt sich nicht läugnen. . . . . . . 154
39. Pradon und Dreyer. . . . . . . . . . . . 154
40. Die Pränumeration. . . . . . . . . . . . 156
41. Isaak von Benserade. . . . . . . . . . . 156
42. Etwas von den Königinnen Christine und Elisabeth. . . . 156
43. Feuergeben. . . . . . . . . . . . . . 157
44. Judith. . . . . . . . . . . . . . . . 158
45. . . . . . . . . . . . . . . . . . 158
46. Uhren und Philosophen. . . . . . . . . . . 158
47. Etwas aus der höhern Exegetik. . . . . . . . . 159
48. Der Adler. . . . . . . . . . . . . . . 159
49. Mit Zeitungsschreibern muß man es nicht verderben. . . 160
50. Etwas Gespenstermäßiges. . . . . . . . . . . 160
51. Auto da Fe. . . . . . . . . . . . . . 161
52. Eine Geschichte aus Peplier's Grammaire. . . . . . 161
53. Beruhigung für Schuldner, die immer mehr borgen. . . 161
54. Ein Hofmann hätte nicht so geantwortet. . . . . . . 162
55. Wie Albrecht Haller einmal für etwas ganz anders ist angesehen worden. . . . . . . . . . . . . . 162
56. Ein Wort kann in mancherley Bedeutungen genommen werden. 163
57. Etwas zur allgemeinen Geschichte der Seereisen. . . . . 163
58. Mittel ein Fuder Holz zu bekommen. . . . . . . . 163
59. Das schwarze Hochzeitcarmen. . . . . . . . . . 164
60. Eine statistische Nachricht, die sehr heterodox klingt. . . . 164
61. Einander in die Hände arbeiten. . . . . . . . . 165
62. Handlungsnachricht. . . . . . . . . . . . 165
63. Ueber ein Paar Titelkupfer. . . . . . . . . . 166
64. Wichtige Moral aus einem sehr dummen Gedanken. . . . 166
65. Beyspiel der neumodischen Ordokravieh. . . . . . . 167
66. Rousseau allegirt. . . . . . . . . . . . . 167
67. Erinnerung. . . . . . . . . . . . . . . 167
68. Etwas zur Demüthigung des männlichen Geschlechts. . . 168
69. Was heißt jetzt: In der Gelehrsamkeit mit seiner Zeit fortgehen? 168
70. Gedanken, die deutsche Rechtschreibung fremder Wörter noch vollkommner zu machen. . . . . . . . . . . 168

Seite
71. Einiges von Rabener. . . . . . . . . . . . . 170
72. Etwas zur technologischen Geschichte der Hofmeister. . . . 171
73. Eine Frage. . . . . . . . . . . . . . . . 172
Antwort. . . . . . . . . . . . . . . . . 172
74. Wie ich für gelehrter gehalten wurde, als ich bin. . . . 173
75. Eulenspiegelstreich in neuern Zeiten wiederholt. . . . . 174
76. Salz und Witz. . . . . . . . . . . . . . 174
77. Wetzlar ist der Olymp der deutschen Prozesse. . . . . 175
78. Lowiz in Göttingen schrieb sehr viel Griechisch. . . . 175
79. Die beyden Gellerte. . . . . . . . . . . . 176
80. Mahomed II., ein Kunstkenner. . . . . . . . . . 176
81. Man kann sich immer nicht bestimmt genug ausdrücken. . 177
82. Rechtfertigung Reaumür's. . . . . . . . . . . . 178
83. Man könnte noch jetzt manchmal so denken. . . . . . 179
84. Hätte er es deutsch gesagt, so wäre nicht gelacht worden. . 179
85. Liebhabereien unterschiedener Art. . . . . . . . . 180
86. Ein Räthsel für Gelehrte. . . . . . . . . . . . 180
87. Wie sich mit drey Würfeln ohne Wunder mehr als Achtzehn werfen lassen. . . . . . . . . . . . . . 181

# Zweiter Theil.

## Oden und Lieder.

1. Die Macht des Menschen. . . . . . . . . . . 3
2. Auf die Steinauer- und Sonnenkalbische Verbindung. 4
3. Hannchen. . . . . . . . . . . . . . . . 7
4. Commentarius zu der Ode Chloris oder die corinthische Säule. 8
5. Anakreontische Oden. . . . . . . . . . . . . 12
6. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 12
7. Die Wachsbilder. . . . . . . . . . . . . . 14
8. Die Todesarten. . . . . . . . . . . . . . 15
9. Der Magisterschmaus. . . . . . . . . . . . . 15
10. Der Ehrgeiz in der Liebe. . . . . . . . . . 19
11. Liebeserklärung. . . . . . . . . . . . . . 20
12. Der Liebhaber ohne Eifersucht. . . . . . . . . . 20
13. Betrachtung bey Gelegenheit des Kometen. . . . . . . 21
14. Einladung zu einem Spaziergange. . . . . . . . . 22
15. Auf den Taback. . . . . . . . . . . . . . 23
16. Der Schwur. . . . . . . . . . . . . . . 24
17. Die Tochter. . . . . . . . . . . . . . . 24
18. Als ein Frauenzimmer eine Ode aus dem Horaz sang. . . 26

## Fabeln und Erzählungen.

Seite
1. Die Coeursieben. . . . . . . . . . . . . . . . 31
2. Die gefüllte wilde Rose. . . . . . . . . . . . . 33
3. Der Gärtner und der Schmetterling. . . . . . . . 33
4. Der Seidenwurm und die Spinne. . . . . . . . . 34
5. Die Eulen. . . . . . . . . . . . . . . . . . 35

### Erzählungen.

1. Der Blinde. . . . . . . . . . . . . . . . . . 37
2. Drey Erzählungen. (1. Aus der Hölle. 2. Aus unsrer Welt. 3. Aus dem Himmel.) . . . . . . . . 37

## Elegieen.

1. Bey dem Tode Sr. Excellenz Herrn Ernst Christoph des H. R. R. Grafen v. Manteufel. . . . . . . 43
2. Klage der Gutthätigkeit. . . . . . . . . . . . 44
3. Gedanken bey dem Grabe eines Mathematikverständigen. . 45
4. Auf M. Theodor Lebrecht Pitschel. . . . . . . 46
5. An Hrn. Gottlob Benj. Straube, als er an seinem Geburtstage Leipzig verließ. . . . . . . . . . . 48
6. An Hrn. Joh. El. Schlegel, Prof. in Soroe. . . . 49
7. In einem Garten. . . . . . . . . . . . . . . 49
8. Die Zufriedenheit. . . . . . . . . . . . . . . 50
9. Sehnsucht nach Wilhelminen. . . . . . . . . . . 51
10. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 52
11. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 53
12. Grabschrift. . . . . . . . . . . . . . . . . 54
13. Zwo Elegieen. . . . . . . . . . . . . . . . . 55
Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden. . 58
14. Auf meinen seligen Vater. . . . . . . . . . . 60
15. An Herrn Hofrath Richter in Göttingen, beym Tode seiner ersten Ehegattinn. . . . . . . . . . . . 62
16. Die Turteltaube und der Vorbeygehende. . . . . 62
17. Dem Andenken Christlob Mylius. . . . . . . . 63

## Lehrgedichte.

1. Philosophisches Gedicht von den Kometen. . . . . . 69
2. Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu seyn. . . . . . . . . . . 76
3. Ueber einige Pflichten eines Dichters. . . . . . . 82
4. Der vernünftige Rechtsgelehrte. . . . . . . . . 84
5. Ueber die Reime. . . . . . . . . . . . . . . 87
6. An Se. Excellenz Herrn Ernst Christoph, des H. R.-R. Grafen von Manteufel. . . . . . . . . . . 91

Seite

7. Der Nutzen der schönen Wissenschaften beym Vortrage philosophischer Lehren. . . . . . . . . . . . . 93
8. Ueber die gegenseitige Verachtung der Philosophen und Kritiker. 96
9. Gedanken über den Streit zwischen Vernunft und Glauben. . 100
10. Ob eine Gesellschaft, die Sprache zu verbessern, durch öffentliches Ansehn müsse berechtigt werden. . . . . . . 103
11. Auf den Tod des Breslauischen Rectors Hrn. Christ. Stief. 106

## Vermischte Gedichte.

1. Apollo und Bellona. . . . . . . . . . . . . . 111
2. Sr. Durchl. dem Prinzen Friedrich von Braunschweig-Lüneburg im Concert überreicht. . . . . . . 113
3. An Se. Königl. Hoheit Hrn. Eduard August Herzog zu York. . . . . . . . . . . . . . . . 114
4. An des Herzogs Ferdinand von Braunschweig Durchl. bey dessen Aufenthalte zu Göttingen. . . . . . 115
5. Cantate bey der Trauerfeyerlichkeit der Georg-Augustus-Universität über das Absterben ihres ersten Curators, Seiner Excellenz des wohlseligen Premierministers Freyherrn von Münchhausen. . . . . . . . . . . . . 116

## Kleine prosaische Aufsätze.

## Erzählungen. Anekdoten. Bemerkungen. Einfälle.

### Zweite Sammlung.

1. Des Pluto Helm. . . . . . . . . . . . . . 121
2. Heraldischer Fehler Joh. Ulr. König's. . . . . . . . 121
3. Beytrag zur poetischen Genealogie. . . . . . . . 122
4. Ein Paar Anmerkungen aus der Heraldik. . . . . . 122
5. Neue Bücher. . . . . . . . . . . . . . 123
6. Menuet cum Clausula codicillari. . . . . . . . . 124
7. Zusatz zum Evangelio am 26. Sonntage nach Trinitatis. . 124
8. Urtheil über den jungen Werther. . . . . . . . 124
9. Erläuterung einer Stelle im Shakespeare, die kein Ausleger scheint verstanden zu haben. . . . . . . . 125
10. Arithmetische Anmerkung über eine Stelle aus dem Gil Blas de Santillane, 2. Buch, 4. Cap. . . . . . . . 125
11. Astronomische Anmerkungen über ein Paar Verse von Voltaire. 127
12. Moral aus der Geschichte der Infinitesimalrechnung. . . 128
13. Der Berg im Sturme. . . . . . . . . . . . 129
14. Ueber ein Paar Grabmähler. . . . . . . . . . 130
15. Worin mag König Alphons des Weisen Gotteslästerung bestanden haben? . . . . . . . . . . . . . 131
16. Wie viel ein Ritter im XVI. Jahrhunderte mit seiner Rüstung gewogen hat. . . . . . . . . . . . . . . 134

Seite
17. Ob Robinson Crusoe auch Robinson I. ist? . . . . . . 135
18. Ein Paar Beyspiele von Zerstreuungen berühmter Gelehrten. 138
19. Moralische Insektenbetrachtungen. . . . . . . . . . . 139
20. Psychologische Anmerkungen über Blinde, die ihr Gesicht bekommen haben. . . . . . . . . . . . . . 142
21. Anmerkungen über einige deutsche Wörter. . . . . . . 143

## Größere prosaische Aufsätze und Abhandlungen.

I. Gedächtnißrede auf M. Theodor Leberecht Pitschel. . . 153
II. Betrachtungen über Gottsched's Charakter. . . . . . 165
III. Ueber den Gebrauch des mathematischen Geistes außer der Mathematik. . . . . . . . . . . . . . . . . 173
IV. Etwas zum Lobe St. Martin's. . . . . . . . . . 180
V. Ueber Tycho's de Brahe Wahlspruch. . . . . . . . 185

# Dritter Theil.

## Größere prosaische Aufsätze und Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

VI. Ueber die Lehre von der Schöpfung aus Nichts und derselben praktische Wichtigkeit. . . . . . . . . . . 3
VII. Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt? 12
VIII. Gesinnungen eines deutschen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlsel. Premierministers v. Münchhausen. . . . . . . . . . . . . . . . . . 20
IX. Ueber sinnliche Wahrheit und Erscheinung. . . . . . . 25
X. Der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlsel. Hrn. Cammerpräsidenten v. Behr. . . . . . . . . . . . . . 31
XI. Abhandlung von dem Einflusse der theoretischen Philosophie in die Gesellschaft. . . . . . . . . . . . 38
XII. Abhandlung von den Pflichten, wozu uns die Erkenntniß verbindet, daß in der Welt kein blinder Zufall stattfinde, sondern Alles von der göttlichen Vorsicht regiert werde. . 58
XIII. Ueber den Werth der Mathematik, wenn man sie als einen Zeitvertreib betrachtet. . . . . . . . . . . . . 80
XIV. Einladung zu einer öffentlichen Rede des Hrn. v. Döring. 95
XV. Ueber die Verbindung der Mathematik und Naturlehre. . 101

## Größere Aufsätze, welche Kästner nicht in die Vermischten Schriften aufgenommen hat.

XVI. Betrachtungen über den Beruf. . . . . . . . . 107

Seite
XVII. Einige Pflichten der Mannspersonen in Absicht auf das Frauenzimmer, auf eine neue, kurze, deutliche, bündige und angenehme Art erwiesen. . . . . . . . . . 116
XVIII. Gedanken über die christlichen Tragödien. . . . . . . 125
XIX. Das angenehmste und sicherste Mittel recht tugendhaft zu werden. . . . . . . . . . . . . . . . . . 132
XX. Nachrichten aus der philosophischen Historie. Das ist: Thaten einiger Mondregentinnen. . . . . . . . . . 140
XXI. Lebensbeschreibung Herrn Christlob Mylius. . . . . . 156
XXII. Ueber den Vortrag gelehrter Kenntnisse in der deutschen Sprache. 162
XXIII. Gedanken über das Unvermögen der Schriftsteller, Empörungen zu bewirken. . . . . . . . . . . . . . 171
XXIV. Erläuterungen eines Beweisgrundes für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. . . . . . . . . . . . . 179
XXV. Auf Gotthelf Kirsten und dessen Mutter. . . . . 185

# Vierter Theil.

## Briefe.

1. Kritik, das ist verdolmetschet: Kunstgericht über die Amalia des Herrn Fielding, in beliebter Briefsgestalt. . . 3
2. Einladungsschrift zu einer monatlichen Zusammenkunft. . . 6
3. Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung des Buches Kelila und Dimme an Hrn. Friedr. Gotthilf Freytag. 7
4. An eben Denselben. . . . . . . . . . . . . . . 19
5. An den Herausgeber der Belustigungen. . . . . . . 22
6. Nachricht für ein Frauenzimmer von einigen Arten von Gedichten. . . . . . . . . . . . . . . . . 31
7. An den Verleger. . . . . . . . . . . . . . . 35
8. A Monsieur de Maupertuis, président de l'académie Royale de sciences et belles lettres de Prusse. . 37
9. An Hrn. Benedix von Bremer, Königl. Großbrit. Wirkl. Geh. Rath. . . . . . . . . . . . . . . . . 38
10. Sendschreiben an einen jungen Herrn wegen einer Historie der Moden. . . . . . . . . . . . . . . . . 39
11. Gegenantwort an Hrn. Hofrath und Leibmedicus Zimmermann in Hannover. . . . . . . . . . . . . 46
12. An Hrn. Hofrath und Leibmedicus Zimmermann in Hannover. . . . . . . . . . . . . . . . . . . 51
13. Brief an einen guten Freund, dem ich zuvor eine Erinnerung wegen vorgestreckten Geldes geschickt hatte. . . . . 72
14. Käſtner an Lessing. . . . . . . . . . . . . . 73

Seite
15. Kästner an Ch. F. Weiße. . . . . . . . . . . . . 74
16. Kästner an J. H. Voß. . . . . . . . . . . . . . 77
17. Kästner an Bürger. . . . . . . . . . . . . . . 79
18. Kästner an Bürger. . . . . . . . . . . . . . . . 80
19. Ausgewählte Stellen aus den Briefen an Amalie Baldinger. 81
20. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 104
21. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 107
22. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 108
23. Kästner an Ch. Gottfr. Schütz. . . . . . . . . . . 109

## Kleine prosaische Aufsätze.

### Gelegentliche Bemerkungen. Einzelne Gedanken. Einfälle.

#### Dritte Sammlung.

1. Ueber Hamlet's Aufenthalt zu Wittenberg. . . . . . . 113
2. Ueber eine Vorschrift Horazens. . . . . . . . . . 114
3. Ein Blick in die Schäferwelt. . . . . . . . . . . 115
4. Ungefähr so brauchte Mäcen manchmal Horazen. . . . 115
5. Holberg zu Paris. . . . . . . . . . . . . . . 116
6. Höne's Betrugslexikon. . . . . . . . . . . . . 116
7. Etwas von Frischlin's Julius Redivivus. . . . . . . 116
8. Tafel der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen im Anfange des Jahres 1760. . . . . . . . . 118
9. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 120
10. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 120
11. Wer übereilte sich mehr, der Vater oder J. J. Rousseau? 122
12. Ueber eine Anerbietung zum Eide. . . . . . . . . . 124
13. Ueber meine Katze. . . . . . . . . . . . . . . 126
14. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 126
15. Kinder sagen die Wahrheit. . . . . . . . . . . . 127
16. Gesellschaften. . . . . . . . . . . . . . . . 127
17. Theologische Nutzanwendung. . . . . . . . . . . 127
18. Aus einem dummen Historienbuche. . . . . . . . . 127
19. Gedanken im vorigen Kriege aufgesetzt. . . . . . . . 128
20. Grammatische Einfälle. . . . . . . . . . . . . 129
21. Ueber Stellen aus alten Schriftstellern. . . . . . . . 131
22. Ueber eine Stelle des Bayle. . . . . . . . . . . . 133
23. Ueber einige Stellen aus Milton's verlornem Paradiese, nach Bentley's Ausgabe. . . . . . . . . . . . . . 133
24. Etwas für Bekehrer. . . . . . . . . . . . . . 136
25. Antwort auf eine königliche Frage. . . . . . . . . 136
26. Eine Regel für Dichter. . . . . . . . . . . . . 136
27. Vertheidigung einer dummen Rede. . . . . . . . . 137
28. Affenbetrachtungen. . . . . . . . . . . . . . . 137

Seite

29. Zwey Religionen. . . . . . . . . . . . . . . . . 138
30. Was Veit Ludwig v. Seckendorf von Komödien gehalten hat. . . . . . . . . . . . . . . . . . 138
31. Dramaturgisch-historisch-politische Beherzigung. . . . . 139
32. Merces wäre besser als honorarium. . . . . . . . . 140
33. Wo sich manche Leute zerstreuen. . . . . . . . . . 141
34. Etwas aus der philosophischen Historie. . . . . . . 142
35. Ueber Abbt. . . . . . . . . . . . . . . . . 144
36. Dort eben so wie hier. . . . . . . . . . . . . 144
37. Thürmers Muthe. . . . . . . . . . . . . . . 145

## Einige von den in der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen.

1. Ueber die Zeit, in welche Don Quijote gehört. . . . . 146
2. Lobschrift auf den Caciquen Heinrich. . . . . . . . . 149
3. Agathon und Tom Jones, ein Romanenheldengespräch. . . 153
4. Ueber den Antheil des Zufalls an den Erfindungen. . . . 155
5. Ueber den Cicero bey dem Grabe des Archimedes. . . . 159
6. Haben die Astronomen klug daran gethan, daß sie ehrlich gewesen sind? . . . . . . . . . . . . . . . 166
7. Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst. . . 177

## Nachlese von Epigrammen.

1. Beweis, daß der Verfasser der lettres germaniques wirklich so gestorben, wie in der Vorrede erzählt wird. . . . 189
2. David und Friedrich. . . . . . . . . . . . . 189
3. Widerlegung des Ritters von Linné. . . . . . . 189
4. Oel aus Spreu. . . . . . . . . . . . . . . 190
5. Erklärung des Unbegreiflichen. . . . . . . . . 190
6. Unter sein von Tischbein für Gleim's Musentempel gemahltes Bildniß. . . . . . . . . . . . . 190
7. Auch an den Mond. . . . . . . . . . . . . 190
8. Praesens post Futurum. . . . . . . . . . . 191
9. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 191

Biographie des Verfassers. . . . . . . . . . . . 192

Gedruckt bei A. W. Schade.

M 4 1–4

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kästner, Abraham Gotthelf,

Abraham Gothelf Kästner's gesammelte poetische und prosaische schö nwissenschaftliche Werke

Bd.: 4

Berlin (1841)

P.o.germ. 699 rd-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112125-1